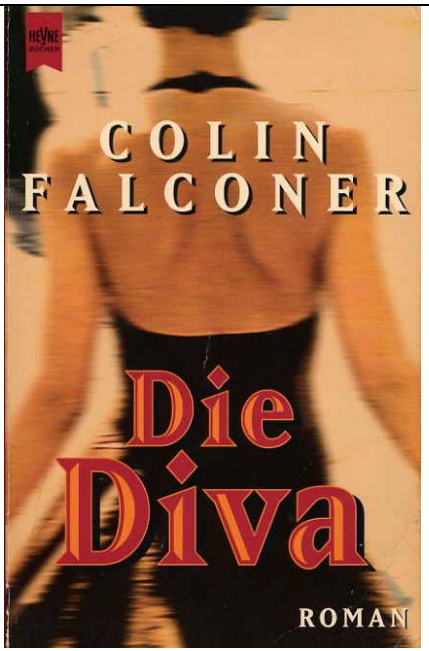

Colin Falconer

Die Diva

scanned by Ginevra
corrected by AnyBody

Das sorglose Leben der jungen Angélique findet ein jähes Ende, als sie die Wahrheit über ihren geliebten Vater, den gefeierten Modefotografen, erfährt. Er ist ein Don Juan, der nach außen hin den liebevollen und zärtlichen Ehemann und Vater spielt. Angélique redet mit ihrer Mutter und macht kurze Zeit später eine grauenhafte Entdeckung.
Das Mädchen sinnt auf Rache an ihrem Vater und schwört sich, in ihrem zukünftigen Leben selbst über Liebe und Leidenschaft zu bestimmen und die Macht ihrer Schönheit zielstrebig für ihre Karriere einzusetzen.

ISBN 3-453-14730-8
Titel der Originalausgabe ANGEL
Aus dem Englischen von Christine Roth
1999 by Wilhelm Heyne Verlag GmbH
Umschlagillustration: Tony Stone Images/Bernhard Pesce
Umschlaggestaltung: Atelier Ingrid Schütz, München

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Das Buch

Der faszinierende Roman einer verlorenen Kindheit und des Aufstiegs einer begabten Frau in die glitzernde Welt des Ruhmes.

Für die junge Angélique bricht eine Welt zusammen, als sie ihren Vater, den gefeierten Modefotografen, eines Tages beim leidenschaftlichen Liebesspiel mit ihrer älteren Cousine beobachtet. Kurze Zeit später stellt sie fest, daß Marius noch eine weitere Geliebte hat. Als sie daraufhin mit ihrer Mutter über die schockierenden Erlebnisse spricht, muß sie erleben, daß diese an der Wahrheit über ihren Mann zerbricht. Angélique schwört sich, Rache zu nehmen an ihrem Vater und an allen Männern, die sie an ihn erinnern.

Das Mädchen entwickelt sich zu einer reizvollen Schönheit und kommt zum Film, wo ihr bald viele Männerherzen zu Füßen liegen. In dieser Welt der oberflächlichen Gefühle hat die junge Frau, die sich nun Angel nennt, einen treuen Verehrer, der sie liebt und beschützen möchte: den zwergenwüchsigen Zirkusartisten Francisco. Doch seine Liebe wird ihm zum Verhängnis ebenso wie den reichsten Männern von Hollywood, über die Angel Macht und Kontrolle gewinnt...

Der Autor

Colin Falconer wurde 1953 in London geboren und arbeitet als Journalist und freier Schriftsteller in Australien. Er hat bereits mehrere Romane veröffentlicht. Im Wilhelm Heyne Verlag sind als Taschenbücher lieferbar: *Die Sultanin* (01 /9925) und *Die Aztekin* (01/10583).

TEIL I

1

Ile de France, 1982

Das Bild eines blutenden Herzens hatte sie jäh aus ihrer Kindheit gerissen und für immer die Idealvorstellung von ihrem Vater zerstört.

Sie war in ihrem Zimmer, sollte eigentlich Geschichte und Erdkunde lernen. Ihre Mutter bereitete in der Küche das Mittagessen vor, und die köstlichen Düfte, die auf einmal durchs Haus zogen, lenkten ihre Gedanken von den Büchern ab und machten ihr das Lernen unmöglich. Vor ihrem Fenster wiegten sich die Äste der Kastanie in der leichten Sommerbrise, die Zweige klopften an die grün gestrichenen Fensterläden, und das Summen der Bienen und die goldenen Sonnenstrahlen lockten sie nach draußen. Die Schularbeiten langweilten sie schrecklich. Sie ließ sie auf den Kiefernholzdielen zwischen ihren Stiften und Übungsblättern liegen und schlich leise die Treppe hinab.

Sie hörte, wie ihre Mutter beim Kochen sang, hörte das flinke Klackklack des Messers, mit dem sie auf einem Küchenbrett Kräuter hackte. Die alte Holztreppe knarrte verräterisch unter ihren Schritten, doch dann war sie auch schon durch die Halle und in den Hof hinaus verschwunden. Sie rannte ums Haus herum zur Terrasse und hüpfte fröhlich die Steinstufen hinunter in den Garten.

Das Bauernhaus war umgeben von Eichen und Rotbuchen; unterhalb der mit Steinplatten gefliesten Terrasse, vom Haus aus nicht zu sehen, lag inmitten von Weiden und dichten

Rhododendronbüschen ein Seerosenteich. Die Wasseroberfläche glänzte in der Sonne und warf ihr Licht als fächerartige Strahlenbündel auf das dichte Laubwerk zurück. Eine Stimmung wie auf einem Gemälde von Monet.

Als sie den gewundenen Weg entlangrannte, waren es zunächst die Geräusche, die sie innehalten ließen - ein Wispern und Flüstern hinter der Traueresche, dem Zauberbaum. Auf Zehenspitzen schlich sie näher, teilte vorsichtig die biegsamen Zweige, neugierig und zugleich ein wenig ängstlich.

Jetzt erst bemerkte sie, daß es kein Flüstern war, sondern eher ein Keuchen, wie von einem kleinen, verwundeten Tier. So ähnlich hatte ihr Spaniel damals gekeucht, als er von der Straße in den Garten gehinkt kam, nachdem ihn ein Auto angefahren hatte. Was für ein Tier mochte sich bloß unter dem Busch verbergen, das solche Geräusche von sich gab?

Kaum hatte sie die Zweige auseinandergeschoben, um das herauszufinden, da geriet ihre Welt vollkommen aus den Fugen, und das für immer.

Die Schaukel hing am Ast einer Rotbuche, in den grünlich gefleckten Schatten einer Lichtung, von außen abgeschirmt durch die bis auf den Boden herabhängenden Äste einer Trauerweide. Sie saßen zu zweit auf der Schaukel, das Mädchen mit dem Rücken zu Angélique - splitternackt. Es war klein, sein Körper schmal, mager und muskulös; das dunkle Haar war so kurz geschnitten, daß sie zunächst dachte, es sei ein Junge. Nur das goldene Armband und die schwingenden, tropfenförmigen Perlenohrringe verrieten ihr weibliches Geschlecht.

Der Mann saß hinter ihr, das Mädchen rittlings auf seinem Schoß, die Arme um seinen Nacken geschlungen. Die junge Frau machte die stöhnenden Geräusche, die Angélique gehört hatte.

Der Körper des Mädchens hatte die Farbe von Milchkaffee, die verblassende Bräune des vergangenen Sommers. Der Bikini

hatte ein alabasterweißes Dreieck auf ihren Pobacken hinterlassen; an ihrer rechten Hüfte, an der Stelle, wo die Gesäßmuskeln ein schmales Tal mit dem Oberschenkel formten, leuchtete eine Tätowierung, ein mit zinnoberroter Tinte gestochenes Herz, das zwei winzige Blutträne weinte. Das Symbol der Liebe.

Wenn sich das Mädchen bewegte, bewegte sich auch das Herz im Rhythmus ihrer Hüften, folgte dem Spiel ihrer Muskeln, pulsierte, indem es sich zusammenzog und entspannte.

Angélique betrachtete die beiden mit bestürzter Faszination. Jedes kleinste Detail brannte sich in ihre Erinnerung ein. Sie wußte, daß sie Zeugin eines schrecklichen Geheimnisses geworden war. Das Mädchen war ihre Cousine.

Der Mann war ihr Vater.

Sie hatte ihren Vater noch nie nackt gesehen. Silberne Haare, die im gedämpften Sonnenlicht schimmerten wie das Fell eines Graufuchses, bedeckten seinen ganzen Körper. Er hielt das Mädchen an den Hüften, seine Armmuskeln waren angespannt und vollzogen wellenartige Bewegungen, während die beiden schaukelten.

Doch am meisten erschütterte sie der Ausdruck in seinem Gesicht. Nie zuvor hatte sie ihn in einem solchen Zustand gesehen. Er achtete stets darauf, daß sein graumeliertes Haar zurückgekämmt war, strich es sich deshalb häufig mit den Fingern aus der Stirn, seine Lippen beschrieben gewöhnlich einen leicht spöttischen Aufwärtsbogen; jetzt fielen ihm lange Haarsträhnen über die Augen, die er zukniff, als litte er fürchterliche Schmerzen, sein Mund war aufgerissen wie bei einem Ertrinkenden.

Das Mädchen wechselte die Position, stellte sich zwischen seine Beine, die Oberschenkel fest zusammengepreßt. Sie hob die Arme und umfaßte die beiden Seile der Schaukel. Als sie sich bewegte, kippte die Schaukel mit einem ächzenden

Geräusch nach hinten. Jetzt war es Angéliques Vater, der aufstöhnte, einen unmenschlichen Laut von sich gab, der sich anhörte, als sei er am Ersticken. Dann ließ das Mädchen sich zurücksinken, das kleine Herz begann wieder zu pulsieren, und ihr Vater stieß noch einen dieser seltsam erstickten Schreie aus. Auch das Mädchen wimmerte nun wieder; es war dasselbe Klagen, das sie angelockt hatte.

Doch da war noch ein anderer Laut, und der kam, wie Angélique erschrocken gewahrte, aus ihrer eigenen Kehle. Sie weinte, versuchte, das Schluchzen zu unterdrücken, konnte aber nicht damit aufhören.

Die Augen ihres Vaters wurden plötzlich riesengroß, und sie sah, wie er sie über die Schulter des Mädchens hinweg anstarrte.

»Angélique!«

Das kleine blutende Herz hörte abrupt auf zu schlagen.

Sie drehte sich um und lief davon. Rannte, ohne zu sehen wohin, ihr keuchender Atem dröhnte in ihren Ohren wie ein Schmiedehammer. Sie spürte kaum die harten Kieselsteine unter ihren nackten Fußsohlen, und plötzlich stand ihre Mutter in der Küchentür und starrte sie entgeistert an.

»Angélique? Was ist denn passiert?«

Ihr Mund bewegte sich, ohne daß ein einziges Wort über ihre Lippen kam. Heiße Tränen liefen ihr über die Wangen; und später konnte sie sich an nichts anderes erinnern als an ihr Spiegelbild in den schwarzen Pupillen ihrer Mutter. Die Mutter beugte sich zu ihr herab, faßte sie an den Schultern, rüttelte sie.

»Was ist denn passiert, um Himmels willen?«

Angélique schüttelte wie betäubt den Kopf und schwieg. Obwohl sie erst zwölf Jahre alt war, wußte sie doch instinktiv, daß ihre Mutter panische Angst vor einer Antwort hatte.

Sie hatte in die Abgründe tiefsten Schmerzes geschaut, und dafür gab es keine Worte.

2

Marius Belmont hatte die traurigen Augen eines Spaniels und ein spöttisches Lächeln, das unaufhörlich um seine Mundwinkel spielte, die beiden Facetten seines Charakters - Romantiker und Romeo -, die auf seinem Gesicht eine unbeständige Verbindung eingingen. Er sah ungeheuer attraktiv aus, ohne dabei eitel zu erscheinen; seine Anzüge waren meist zerknittert, sein Kopf von der obligatorischen blauen Dunstwolke eines Kettenrauchers umnebelt. Er wirkte verwundbar und zugleich gefährlich, mit seinen sinnlichen Lippen, den hypnotisierenden blauen Augen und dem lässigen Charme, den die Frauen an ihm so liebten.

Angélique war er am vertrautesten, wenn er, so wie jetzt, am Tisch saß, den Aschenbecher griffbereit zur Linken, ein Glas Wein zur Rechten. Sie aßen im Freien auf der Terrasse zu Mittag, unter den ausladenden, schattenspendenden Ästen der Kastanie. Wann immer ihr Vater zu Hause war, saß er zwei bis drei Stunden am Mittagstisch, unterhielt sich, rauchte und trank. Sie liebte es, ihm zuzuhören. Seine Stimme war tief und fesselnd, und stets schwang ein leicht neckender, zweifelnder Unterton mit.

Angélique bemerkte, daß Monique ihn so aufmerksam beobachtete, als wäre er das letzte Stück Konfekt auf einem Pralinenteller.

Angélique wußte nur sehr wenig über ihre ältere Cousine, zum Beispiel, daß sie an der Sorbonne studierte, Kunst und Design, und daß Moniques Eltern weit weg in Lyon lebten. Sie wußte, daß Monique die einzige Nichte ihres Vaters war, und sie wußte, daß sie auf eine elfenhafte Art schön war - und daß sie sich in die Vertiefung zwischen den Muskelsträngen ihrer Hüfte ein blutendes Herz hatte eintätowieren lassen.

Sie war frisch geduscht, ihr schwarzes Haar glänzte wie Ebenholz, und sie hatte ein schlichtes pfirsichfarbenes

Baumwollkleid angezogen. Als einzigen Schmuck trug sie Ohrringe, zwei kleine rosa Herzen, die an einem Silberkettchen baumelten und im Sonnenlicht funkelten. Angélique war wie hypnotisiert von diesen Ohrringen, beschworen diese doch die Erinnerung an das andere Herz herauf, das sie hatte pulsieren sehen, als die beiden einander umklammernd auf der Schaukel säße...

Ihre Mutter brachte ein großes Holztablett aus der Küche, auf dem vier weiße Porzellanschüsseln standen, eine dampfende Terrine mit *biscque de homard,* einem herzhaften, cremigen Auflauf mit Hummer, und einen Korb voll frischem Brot.

Angélique stocherte in ihrem Essen herum und sprach nur das Nötigste. Sie blickte sich am Tisch um, musterte ihren Vater, Monique, ihre Mutter und wunderte sich, wie die drei so zwanglos plaudern, lachen und essen konnten, als sei nichts geschehen. Das Geheimnis, das sie in sich trug, lastete so schwer auf ihr, daß sie glaubte, es wurde sie erdrücken.

Aber ihrer Mutter konnte sie es nicht anvertrauen, *niemals.* Es würde sie vernichten, würde sie alle vernichten.

Oh, Papa, wie konntest du das nur tun?

Angélique fixierte ihre Cousine mit einem durchdringenden Blick, damit diese ihren Haß spürte, und wünschte sich im stillen, Monique möge sich in Luft auflösen. Doch diese beachtete sie gar nicht.

Marius aß langsam und konzentriert, die Augen genießerisch geschlossen, ließ jeden Bissen auf der Zunge zergehen. »Ich habe vorhin zu Monique gesagt«, begann er dann unvermittelt, an Simone gewandt, »daß die Sorbonne doch schrecklich langweilig für sie sein muß. Ich finde, sie ist viel zu hübsch, um ihre Zeit mit Büchern zu vergeuden. Und das Leben ist so kurz. Stimmt's, Monique?« Er tätschelte ihre Hand, streifte sie mit einem Seitenblick, und sie strahlte. »Sie sollte Mannequin werden. Ich kann ihr dabei helfen.«

»Marius hat recht«, pflichtete ihm Simone bei. »Du hast eine tadellose Figur.«

Jetzt waren alle Blicke auf Monique gerichtet. Sie trank einen Schluck von dem ausgezeichneten Beaujolais, den Marius ihr eingeschenkt hatte; die rubinrote Flüssigkeit schimmerte feucht auf ihren Lippen. Sie überging Simones Bemerkung und erklärte Marius: »Eine Frau ist mehr als nur ein Gesicht, Onkel.«

»Aber gewiß doch«, erwiderte er, doch sein Tonfall ließ ahnen, daß er davon nicht allzu überzeugt war.

»Heutzutage kann eine Frau sehr viel mehr sein als nur ein Bild in einer Zeitschrift. Sie kann die Herausgeberin werden.«

Marius schenkte ihr ein verständnisvolles Lächeln und sagte weiter nichts dazu.

Nach einer Weile suchte Monique bei Simone Unterstützung: »Bist du nicht auch meiner Meinung, Tante?«

Simone zuckte die Schultern, während ihr Blick weiterhin auf ihrem Gatten ruhte. »Das Lernen war ehrlich gesagt nie meine Sache.«

Marius füllte die Weingläser nach. »Ach, Monique. Was wir umsonst bekommen, wofür wir uns nicht anstrengen müssen, das wissen wir nicht entsprechend zu würdigen. Gott hat dir diesen Körper geschenkt, dieses Gesicht, und deshalb glaubst du, das sei nichts Besonderes.« Er machte eine ausladende Handbewegung und lachte glucksend. Kaum hatte er fertig gegessen, zündete er sich die unvermeidliche Zigarette an. »Schönheit ist alles. Dafür leben wir. Schau!« Er hob sein Weinglas hoch. »Sieh dir das an. Sieh dir einmal die Schönheit dieses Kristallglases an. Der Künstler, der das hergestellt hat, hat ein ganzes Leben darauf verwendet, zu lernen, wie man Glas auf diese Weise bearbeitet. Und dieser Wein, auch er besitzt Schönheit. Doch wie lange muß der Rebstock in der Erde wachsen, wie viele Jahre muß der Winzer ihn beobachten und daran arbeiten, bis daraus so ein exzellenter Tropfen wird? Aber

das...«

Er streckte die Hand aus, strich ihr übers Gesicht und sah sie dabei so durchdringend an, daß Moniques Wangen sich mit einer verlegenen Röte überzogen.

»... das können Menschen nicht zustande bringen. Diese Schönheit hat Gott erschaffen, eine Schönheit, so zerbrechlich, so zart. Ja, sie ist ein Geschenk. Ich für meinen Teil versuche, diese Schönheit mit meiner Fotografie einzufangen, damit sie nie verblaßt. Aber berühren kann man sie nicht, nur betrachten. Und... die Schönheit ist eine Sache des Augenblicks. Wie eine brennende Kerze.« Er blies zärtlich über ihr Gesicht, und sie errötete erneut. »Pfff. Man bläst, und sie erlischt.«

Seine Stimme war verführerisch. Angélique sah ihre Mutter an. Sie lächelte noch immer, ihre Finger spielten nervös mit der blonden Haarsträhne an ihrer Wange.

Was mag sie wohl denken? überlegte Angélique. Was würde sie tun, wenn ich ihr erzählte, was Papa mit Monique auf der Schaukel gemacht hat?

Simone bemerkte ihr Starren und erhob sich im selben Moment, brach dadurch die gespannte Stimmung, den gefährlichen Augenblick. »Ich gehe jetzt den Hauptgang holen«, sagte sie.

Während Simone das Geschirr abräumte, öffnete Marius eine zweite Flasche Beaujolais. Diesmal durfte Angélique ein halbes Glas mittrinken. Es war schon immer Marius' Maxime gewesen, daß Angélique die schönsten Gaben des Lebens so früh wie möglich kennen- und schätzen lernen sollte.

Er lächelte sie mit dem für ihn so typischen ironischen Gesichtsausdruck an, als ob er genau wüßte, was sie dachte, als ob das Ganze nur ein lustiges Spiel wäre.

Oh, Papa, warum? fragte sie ihn in Gedanken.

Sie stand auf und half ihrer Mutter, die Teller aus der Küche

zu bringen. Als Hauptgericht gab es *truite aux armandes,* Forelle mit Mandeln, und dazu eine Schüssel grünen Salat. Sie hatte den Fisch mit künstlerischer Sorgfalt auf dem schneeweißen Limoges-Porzellan angerichtet; die Anordnung der Speisen war auf allen Tellern gleich.

Als sie wieder am Tisch saßen, bedachte Marius seine Frau mit einem Lächeln, aus dem unverhohlener Besitzerstolz sprach. »Meine Frau ist eine begnadete Köchin, eine wahre Künstlerin«, sagte er. »Sie verwöhnt mich Tag für Tag. Ich weiß nicht, was ich ohne diese bemerkenswerte Frau anfangen würde.«

Simone nahm dieses Kompliment mit strahlenden Augen entgegen, wechselte einen innigen Blick mit ihrem Mann, und für einen kurzen Moment schien es, als ob Angélique und Monique nicht mit am Tisch säßen.

»Ach, wenn du meine Simone nur am Tag unserer Hochzeit hättest sehen können«, sagte Marius zu seiner Nichte. »So schön, die schönste Frau, die mir je begegnet ist. Aber damals warst du ja noch ein Baby.«

Angélique beobachtete ihren Vater, wie er seinen Wein trank, ohne zu hören, was er eben gesagt hatte, ohne die Wunden zu spüren, die damit aufgerissen wurden. Genauso würde sie ihn für immer in Erinnerung behalten, Hof haltend, die Aufmerksamkeit seiner Frauen genießend, elegant, weltmännisch und attraktiv, mit der vollen, wohltönenden Stimme eines Operntenors, gelassen im Zentrum seiner Welt thronend.

Bis zu diesem Augenblick hatte sie niemals jemanden so sehr geliebt oder gehaßt.

3

An diesem Abend kam ihr Vater in ihr Zimmer.

Sein Gesicht lag im Dunkeln, als er sich über sie beugte und ihr einen Gutenachtkuß gab. Durch das geöffnete Fenster schien der Mond ins Zimmer und warf mattsilberne Schatten. Marius roch nach Wein, Zigaretten und Bau de Cologne.

»Bist du noch wach?« flüsterte er.

Sie hatte Angst; nicht vor ihm, er hatte sie noch nie geschlagen, hatte ihr gegenüber noch nicht einmal die Stimme erhoben. Vielmehr war er nur zutiefst gekränkt, wenn sie etwas angestellt hatte und überließ es Simone, sie zu bestrafen.

Nein, was Angélique jetzt Angst machte, war die Vorahnung, daß ihre Welt gerade aus den Fugen geriet.

»Bist du noch wach, Angel, mein kleiner Engel?« wiederholte er leise, seinen Kosenamen für sie betonend.

»Ja, Papa.«

Er setzte sich neben sie auf die Bettkante und strich ihr übers Haar. Sie hörte ihn seufzen. »Du warst heute nachmittag im Garten«, sagte er - eine Feststellung, keine Frage. »Was hast du da gesehen?«

Sie spürte, wie ihr Herz einen Satz machte. Sie wußte nicht, was sie antworten sollte.

»Sag mir, was du gesehen hast.«

»Ich weiß nicht«, brachte sie mühsam heraus.

Der Wind fing sich in der Kastanie, leise pochten die Äste an die Fensterscheiben.

»Weißt du, Angélique, manchmal sagen die Leute, die Kamera lügt nie. Aber das ist nicht wahr. Manchmal lügt sie doch. Es ist mein Beruf, zu wissen, was die Kamera festhalten, oder wie sie etwas verändern kann. Weißt du, was ich mache, wenn manchmal das, was ich auf meinen Bildern sehe, nicht das ist, was ich der Welt zeigen möchte? Dann zerreiße ich das Foto. Ja, ich zerreiße es. Und im Leben ist es genauso. Wenn wir etwas sehen, was uns nicht gefällt, dann können wir dieses Bild

ebenfalls zerreißen. Es ist genau das gleiche. Anderenfalls wäre die Welt zu häßlich. Und wer kann schon in einer häßlichen Welt leben?« Er kniff sie zärtlich in die Wange. »Verstehst du das, kleine Angel?«

»Ja, Papa.«

»Gut, aber vielleicht verstehst du nicht, was du heute gesehen hast. Es war nur ein häßliches Bild. Und dieses häßliche Bild, das du in Erinnerung hast, das mußt zu zerreißen. Kannst du das für deinen Papa tun?«

»Ich versuche es.«

»Gut. Gut, Engelchen.« Er küßte sie auf die Stirn, verließ ihr Zimmer und zog leise die Tür hinter sich zu. Im Dunkeln versuchte Angélique, das zu tun, was er ihr gesagt hatte, und ihre Welt wieder in Ordnung zu bringen. Sie machte die Augen zu und gab sich alle Mühe, das Bild von ihrem Vater und ihrer Cousine auf der Schaukel aus ihrem Gedächtnis zu löschen.

Doch alles, was sie sah, war ein blutendes Herz; und sie hörte nur leises Stöhnen - das blutende Herz war ihr eigenes, das Stöhnen das ihrer Mutter.

Der Garten war ein einziges Farbenmeer, ein wildes Durcheinander von Unkraut, Kornblumen und Sonnenblumen, die die Wege überwucherten. An den alten Steinmauern des Bauernhauses rankten sich wilde Rosen empor. Angélique fand, daß diese Umgebung genau zu ihrer Mutter paßte; Schönheit, Farbe und üppige Unordnung. Marius hatte das alte Bauernhaus gekauft, weil er dort die Abgeschiedenheit fand, die er für seine Arbeit brauchte, gleichzeitig lag es nur eine Autostunde von Paris mit seinen Zeitungsverlagen und Werbeagenturen entfernt, bei denen er seinen Lebensunterhalt verdiente.

Monique war am Abend zuvor mit dem Zug nach Paris zurückgefahren, und Marius hatte noch vor Tagesanbruch das Haus verlassen, um den ersten Flug nach Dakar in Senegal zu erreichen. Dort sollte er für die deutsche Ausgabe einer

Modezeitschrift einen Auftrag ausführen. Da es ein Feiertag war und Angélique schulfrei hatte, machte Simone ihr den Vorschlag, ihr bei der Gartenarbeit zu helfen.

Simone trug knallenge Jeans, einen großen Strohhut auf dem Kopf, um sich vor der Sonne zu schützen, und einen Weidenkorb über dem Arm, als sie hinaus in den Garten ging, um Kräuter zu pflücken. Es war ein heißer Tag, und die Luft duftete nach Blumen.

Angélique hatte kaum geschlafen. Jedesmal, wenn sie ihre Augen schloß, sah sie Monique und ihren Vater durch die Zweige des Hexenbaums, sah das pulsierende, blutende Herz. Es war nicht der Sex, der sie verwirrte. Sie war zwölf Jahre alt und hatte schon einiges über Sex erfahren, im Fernsehen, im Kino und von den Jungen in der Schule, hauptsächlich von Georges, der von nichts anderem sprach.

Aber ihr Vater! Sie wußte, daß er es mit ihrer Mutter machte, sie hörte sie manchmal in ihrem Schlafzimmer, hörte die leisen Laute, das Quietschen des Messingbetts. Aber sie hätte nie gedacht, daß ihr Vater eine andere Frau liebte. Warum sollte er auch? Simone war das wunderbarste Geschöpf auf der ganzen Welt.

Aber jetzt überlegte sie doch, erinnerte sich an die Art und Weise, wie ihr Vater von Frauen angestarrt wurde, fragte sich, ob Monique nicht vielleicht nur eine momentane Verirrung im Leben ihres Vaters war. Sie hatte sich daran gewöhnt, gutaussehende Frauen in Gesellschaft ihres Vaters anzutreffen, Mannequins, Schauspielerinnen - schließlich gehörten sie zu seinem Beruf -, aber daß er neben ihrer Mutter noch eine andere Frau lieben könnte, darauf wäre sie nie gekommen. Marius und Simone stritten nie miteinander, hatten sich, soweit sie wußte, auch niemals angeschrien. Doch jetzt fühlte Angélique sich verraten und verwirrt. Ihre Welt sah an diesem Morgen anders

aus; es war wie bei Kopernikus, von dem der Geschichtslehrer erzählt hatte, daß er völlig verwundert die Sonne angestarrt habe, als ihm klargeworden war, daß er sich keineswegs im Zentrum des Universums befand.

Ihre Mutter stand über ein Kräuterbeet gebeugt, schnitt kleine Büschel Petersilie und Rosmarin ab und legte sie neben einen Strauß dunkelblauer Kornblumen in ihren Korb. Als sie zu Angélique hochsah, zog sie die Stirn in Falten und meinte: »Willst du hier den ganzen Tag rumstehen und vor dich hinträumen, Engelchen?«

»Ich habe nachgedacht.«

»Hast du so trübsinnige Gedanken? Du läufst schon den ganzen Morgen mit so einer Leichenbittermiene herum. Was ist denn los?«

»Nichts.«

»Du bist eine miserable Schwindlerin«, sagte Simone, lächelte jedoch, ehe sie sich wieder dem Beet zuwendete. Angélique würde ihr schon erzählen, was sie auf dem Herzen hatte, wenn sie dazu bereit war.

Angélique beobachtete ihre Mutter bei der Arbeit, mit großem Respekt vor ihrer Schönheit. Die Sonne ließ ihr Haar wie schmelzendes Eis funkeln. Ihre Haut schimmerte wie warmer Honig. Ihr Gesicht strahlte eine heitere Gelassenheit aus. Wie konnte ihr Vater nur Augen für eine andere Frau haben? wunderte sich Angélique.

»Mama? Hast du...?«

Simone unterbrach die Gartenarbeit und sah zu ihrer Tochter hoch. Die breite Krempe des Strohhutes beschattete die obere Hälfte ihres Gesichts. »Habe ich was...?«

»Hast du... liebst du Papa?« platzte Angélique heraus.

Simone starrte sie verdutzt an. »Was für eine komische Frage. Natürlich liebe ich deinen Vater. Er ist der wunderbarste Mann

der Welt! Wie könnte ich ihn nicht lieben?« Simone kniff nachdenklich die Brauen zusammen. »Was ist denn los, mein Engel?«

Angélique zuckte mit den Schultern und kämpfte die seltsamen Gefühle und die Verwirrung nieder, die in ihr aufwallten. Simone hatte sie bisher noch nicht gefragt, was sie am Morgen zuvor im Garten gesehen und was sie so furchtbar erschreckt hatte. Und das kam Angélique merkwürdig vor.

Simone stand auf und nahm sie in den Arm. »Du bist schon ein komisches kleines Ding«, sagte sie.

Angélique umarmte ihre Mutter und vergrub den Kopf an ihrer Schulter. Der Sommerwind rauschte in den Ästen des Hexenbaums, und sie konnte die Schaukel sehen, die leere Schaukel, die sanft an ihren Seilen hin und her schwang.

Oh, Papa! Ich werde nie begreifen, warum du das getan hast.

Aber vielleicht gab es ja einen Ort, wo sie die Antwort finden könnte; den Ort, an dem er all seine Geheimnisse hütete. Sein Studio.

4

Vor dem Krieg war das Anwesen ein kleines Gehöft gewesen, aber 1950 hatte es ein recht bekannter Künstler gekauft und nach seinen Bedürfnissen umgebaut. Als die Belmonts zu Beginn der 70er Jahre das Anwesen erwarben, geschah das größtenteils mit Simones Geld. Das Erbe ihres Vaters, der kurz nach ihrer Hochzeit gestorben war, hatte sie zu einer sehr wohlhabenden Frau gemacht.

Simone hatte das Haus nach ihren Vorstellungen renoviert und umgestaltet. Die Küche ließ sie mit weißen und dunkelblauen Fliesen aus der Galerie Farnese in Paris kacheln; die alten Holzböden und Tapeten in der Diele und den

Wohnräumen ließ sie entfernen und durch Terrakottafliesen und Wandvertäfelungen aus poliertem Kiefernholz ersetzen. Marius brachte von seinen Aufträgen in Afrika und Asien exotische Teppiche mit nach Hause, um damit die Böden auszulegen oder die Wände zu dekorieren.

An das zweigeschossige Bauernhaus schlossen sich im rechten Winkel die alten Stallungen und eine Scheune an, dazwischen lag ein Hof mit Kopfsteinpflaster. Der frühere Besitzer hatte die Scheune in ein Atelier umbauen lassen und dabei den ehemaligen Heuboden miteinbezogen, zu dem eine Holztreppe hinaufführte. Marius hatte weitere Veränderungen vornehmen lassen und den oberen Raum in eine Dunkelkammer, ein Studio, einen Ankleideraum für die Mannequins und ein Büro aufgeteilt. Hin und wieder bestellte er seine Modelle in dieses Studio, doch meistens suchte er für seine Aufträge Örtlichkeiten im Freien aus. Modeaufnahmen im Studio, so sagte er, seien »zu langweilig« das vernichtendste Urteil, das er aussprechen konnte.

In dem mit Steinfliesen ausgelegten Gewölbe unter dem Heuboden roch es nach Motoröl; hier stellte Marius im Winter seinen Mercedes unter. Von dort führte eine Treppe hinauf zu einer Holztür, die er niemals abschloß. Diese Tür öffnete Angélique jetzt und schlüpfte hindurch.

Mitten im Raum blieb sie stehen und sah sich um. Sie war schon früher hier gewesen, mit ihrem Vater, und hatte mit Respekt die Beweise seiner brillanten Leidenschaft bestaunt. Die lichtundurchlässigen Rollos waren hochgezogen, und durch die senkrechten Dachfenster konnte sie über die Baumkronen hinweg das anschließende Sonnenblumenfeld sehen, das sich im Wind bewegte wie gelbe Seide. In der Mitte des Studios stand eine einzelne Kamera auf einem Rollenstativ, die Linse war auf eine mattschwarze Hintergrundleinwand gerichtet. Die Wände waren weiß gestrichen, der Boden mit knorrigen Holzdielen ausgelegt.

Sie durchquerte das Studio und ging ins Büro ihres Vaters. Auf dem Schreibtisch türmte sich das Chaos seines Geschäftslebens. Inmitten des heillosen Durcheinanders entdeckte sie einen großen, ledergebundenen Terminkalender, über und über mit Namen und Terminen vollgekritzelt. Doch wußte sie, daß sie in diesem Buch keines seiner Geheimnisse finden würde. Seine ganz persönliche Gedankenwelt stellten die Wände seines Büros zur Schau. Nahezu jeder Quadratzentimeter Wand war mit Fotos ihres Vaters bestückt - seine private Sammlung. Einige waren winzig, andere beinahe lebensgroß; es gab Schwarzweiß- und Farbfotos; einige waren gerahmt, andere auf Karton aufgezogen. Doch jedes der Fotos zeigte eine Frau; und beinahe alle waren nackt.

Ein Bild an der gegenüberliegenden Wand des Fensters beherrschte den Raum. Es war das große Schwarzweißporträt eines dunkelhaarigen Mädchens mit dem entrückten Gesichtsausdruck einer Madonna. Unter den Wangenknochen zeichneten sich ovale Schatten ab, die Wimpern und Lidränder waren mit schwarzem Kajal geschminkt, so daß die Augen zum Brennpunkt des Bildes wurden, unübersehbar und durchdringend. Diese Augen schienen Angélique auf Schritt und Tritt zu verfolgen.

Das Mädchen saß rittlings auf einem Louis-Quinze-Sessel, ihre Arme ruhten auf der vergoldeten Lehne. Sie war nackt, doch die Position des Sessels und die Anordnung der Schatten verbargen Brüste und Lenden.

Auf dem Boden, zu Füßen des Mädchens, lag eine Taube. Ihr Genick war gebrochen, das eine schwarze Auge stand offen und starrte blind ins Leere. Durch eine geöffnete Tür fiel ein Lichtbalken über den Fußboden, auf dem sich die Silhouette eines Mannes abzeichnete.

Blickte das Mädchen in die Kamera oder sah es den Mann an? So, wie die Aufnahme gestaltet war, ließ sich das nicht eindeutig sagen. Der Mann und der Betrachter der Fotografie konnten ein

und dieselbe Person sein. Und was sprach aus den Augen dieses Mädchens? Angst? Leidenschaft? Überraschung?

Angélique drehte dem Bild den Rücken zu. Es hatte sie zutiefst verwirrt. Über die anderen Wände des Büros ergossen sich wahre Bilderlawinen: eine nackte Schwarze in Ketten; eine andere, die ihre Seidenstrümpfe auszieht, wobei ein riesenhaftes Schlüsselloch ihre Oberschenkel umrahmte wie ein Passepartout; ein Schulmädchen allein im Badezimmer, mit dem Rücken zur Kamera, das sich vor einem beschlagenen Spiegel das Haar kämmt; ein anderes Mädchen mit blonden, zerzausten Haaren in einem dünnen Baumwollhemdchen, vor einem Kruzifix in der Ruine einer Kirche kniend. Vom Altar aus fiel der unverwechselbare gehörnte Schatten eines Teufels über ihre Brüste.

Das war die ganz private Welt ihres Vaters, eine Welt ohne Männer. Das einzig Männliche in diesem Raum, so stellte Angélique fest, war das Auge der Kamera, der Voyeur, der heimliche Beobachter. Obgleich sie ihre Eindrücke nicht in Worte fassen konnte, wußte sie, daß dieser Raum das wahre Wesen ihres Vaters ausdrückte, das Wesentliche der Welt, in die sie hineingeboren worden war.

Sie entdeckte schließlich die Fotografie, wegen der sie gekommen war. Sie war kleiner als die anderen, eine nahezu klassische Nacktaufnahme, das Profil einer Frau mit bis unters Kinn angezogenen Knien, der das lange platinblonde Haar über die Schultern fiel. Stellenweise war ihre Haut sanft gerötet wie die Haut eines Pfirsichs, ihr Kopf war zur Seite gedreht, die hellgrünen Augen blickten direkt in die Kamera.

Arme und Beine, der Körper, der Schnitt ihres Gesichts, alles war edel geformt und makellos.

Die Fotografie zeigte ihre Mutter, wie sie vor fünfzehn Jahren ausgesehen hatte. Als junge Frau, als sie noch keinen Grund hatte, auf eine andere Frau eifersüchtig zu sein.

»Oh, Papa«, murmelte Angélique, »ist das alles, was für dich zählt?«

5

Angélique blieb den ganzen Morgen in ihrem Zimmer, bürstete sich vor dem Spiegel das Haar, wählte mit Bedacht ein Kleid aus, probierte verschiedene Ohrringe ihrer Mutter. Marius war fast eine Woche im Senegal gewesen, doch um neun Uhr sollte sein Flugzeug in Orly landen. Im Moment war es einfacher, so zu tun, als hätte sie ihn nie mit ihrer Cousine Monique auf der Schaukel gesehen. Sie hatte seinen Rat befolgt und versucht, dieses Bild zu zerreißen, es aus ihrer Erinnerung zu löschen. In diesem Augenblick freute sie sich nur darauf, ihn wiederzusehen.

Als sie die Treppe herunterkam, werkelte Simone nervös in der Küche herum. Sie trug ein gestärktes weißes Baumwollkleid, ihr Haar war noch feucht vom Duschen; und Angélique nahm den feinen, aber berauschenden Duft eines exklusiven Parfüms wahr.

Überall im Haus standen frisch geschnittene Blumen in den Vasen, und im Ofen schmorte ein mit Gartenkräutern gefülltes Hähnchen. Alle paar Minuten warf Simone einen Blick auf ihre Armbanduhr und schaute immer wieder aus dem Fenster.

»Wo bleibt er denn nur?« sagte sie laut. »Wo bleibt er denn?«

Als der rote Mercedes in den Hof einbog, rannten sie ihm beide zur Begrüßung entgegen. Marius zog Simone in seine Arme und küßte sie leidenschaftlich auf den Mund. Dann trat er einen Schritt zurück, lachte das kehlige Lachen, das Angélique so sehr an ihm liebte, und hob seine Tochter hoch in die Luft, als wäre sie leicht wie eine Feder.

»Mein kleiner Engel!« lachte er. »Was bin ich doch für ein

Glückspilz, daß ich zu zwei so wundervollen Frauen heimkommen kann!«

Sobald sie wieder im Haus waren, verteilte er Geschenke. Dies war eine nie gebrochene Tradition, wann immer er von einer Reise zurückkehrte. Für Simone hatte er eine Handtasche aus Schlangenleder mit einer goldenen Schließe in Form einer Kobra und zwei elegante Seidentücher mitgebracht.

Dann war Angélique an der Reihe. Er sah verknittert und müde aus nach dem langen Flug, doch die afrikanische Sonne hatte seine Haut walnußbraun getönt, und seine blauen Augen blitzten schelmisch. »So, und worauf wartest du, kleines Fräulein?« fragte er und legte die Stirn in Falten.

»Wo ist es?« bettelte sie.

»Wo ist was?«

»Hör auf mich zu foppen!«

Er hielt etwas hinter dem Rücken. »Sag mir erst, welche Hand.«

Sie entschied sich für die rechte.

»Falsch.«

»Dann die linke.«

»Wieder falsch«, kicherte er.

Sie protestierte und versuchte, sich das verborgene Geschenk zu schnappen.

»Beide Hände!« rief er übermütig, machte sich von ihr los und überreichte ihr das Geschenk.

Es war eine handgeschnitzte Schmuckschatulle aus glänzendem Mahagoniholz mit Einlegearbeiten aus Elfenbein. Sie öffnete sie. Innen gab es kleine, mit rotem Samt ausgekleidete Schubfächer für besondere Schätze, und an der Innenseite des Deckels war ein Spiegel angebracht. Im untersten Fach entdeckte sie ein Elfenbeinamulett an einer verschlungenen Goldkette. Sie nahm es heraus und hielt es an ihren Ausschnitt.

Fasziniert betrachtete sie sich in dem kleinen Spiegel.

»Oh, Papa, ist das schööön!« wisperte sie atemlos.

»So wunderschön wie du, kleiner Engel«, erwiderte er. Sie fiel ihm um den Hals.

Sie aßen draußen auf der Terrasse zu Mittag, unter dem großen Kastanienbaum; es gab gebratenes Huhn mit Kräutern, junge Spargelspitzen, Rotwein, danach weichen Briekäse und starken, frisch gemahlenen Kaffee. Simone und Marius hielten sich die ganze Zeit über an den Händen, während er von seinen Abenteuern in Afrika erzählte. Er schilderte unterhaltsam, wie sein Model am ersten Nachmittag auf dem Markt von Sandega verlorengegangen war; wie sie eines Nachts geglaubt hatte, einen Skorpion in ihrem Bett gesehen zu haben und darauf bestand, morgens um drei Uhr das Hotel zu wechseln; wie der Maskenbildner in der Hitze zusammenklappte und hundertfünfzig Meilen in ein Krankenhaus nach Dakar hatte gefahren werden müssen.

Nach der zweiten Flasche Wein erklärte Marius dann, daß er müde sei und seinen Jetlag ausschlafen müsse. Doch Angélique erkannte an seiner Stimme und der Art, wie er ihre Mutter ansah, daß er keineswegs so erschöpft war, wie er vorgab. Marius und Simone gingen hinauf, machten die Schlafzimmertür zu und überließen Angélique sich selbst. Und sie nahm ihnen das keineswegs übel, weil sie sich einredete, daß nun alles wieder gut werden würde.

6

An einem milden Herbsttag, draußen vor dem Louvre, wurde die heitere Harmonie in der Ehe von Marius und Simone Belmont jäh zerstört. Angéliques Klasse war an diesem Morgen in Begleitung ihrer Kunst- und Geschichtslehrer mit dem Bus in

Paris angekommen, um den Tag in dem berühmten Museum zu verbringen. Die Schüler trotteten als Gruppe durch die Ausstellungsräume. Angélique blieb für sich, während ihre Klassenkameraden sich zu Zweier- oder Dreiergrüppchen zusammenschlössen.

Es hatte ihr noch nie etwas ausgemacht, allein zu sein. In der Schule hatte sie nur wenige Freunde. Die Jungen, die sie für dumm und unverschämt hielt, interessierten sie überhaupt nicht; und was die Mädchen betraf, so war sie davon überzeugt, daß diese sie für überheblich hielten und vermutlich der Ansicht waren, sie sei zu klug für ein Mädchen. Eine ihrer ersten Arbeiten im ersten Jahr Gymnasium hatte darin bestanden, in einem Aufsatz den Begriff Existentialismus zu erklären. Sie brachte nur vier Wörter zu Papier: »Wo liegt der Sinn?« Ihr Lehrer gab ihr darauf die Note »sehr gut«.

Als ihre Kunstlehrerin die Klasse bat, ihre Meinung über die Venus von Milo abzugeben, meldete sich Angélique und sagte, die Dame sei ein gutes Beispiel dafür, was passiere, wenn jemand nicht aufhöre, seine Fingernägel abzukauen.

Ihre Klassenkameraden zitierten sie häufig, hielten aber ansonsten Abstand. Für Angélique war das in Ordnung; sie hatte schon immer das Gefühl gehabt, irgendwie anders zu sein, und fühlte sich in Gesellschaft Erwachsener wohler als unter Gleichaltrigen. Sie war so daran gewöhnt, allein zu sein, daß sie sich nur in einer Gruppe unbehaglich fühlte.

Während sie durch die langen Korridore des Louvre schlenderten, erzählte der Geschichtslehrer, daß dieses Gebäude einst die Residenz der Könige und Königinnen von Frankreich gewesen sei. Nach den Wirren der Revolution habe Napoleon es in ein Museum umgewandelt, um dort die Kriegsbeute zu horten, die er von seinen Feldzügen mit nach Hause brachte.

Es beherbergte immer noch einige der kostbarsten Kunstschätze der Welt, Antiquitäten aus dem Orient, Ägypten,

dem alten Griechenland und Rom: weltberühmte Skulpturen wie die Venus von Milo und die Nike von Samothrake, außerdem Gemälde von Malern wie Raffael, Tizian, Rubens und Rembrandt.

Wie üblich drängten sich vor da Vincis Mona Lisa Horden amerikanischer und japanischer Touristen. Während die Kunstlehrerin ihren Schülern die Sfumato- und Chiaroscuro-Techniken erklärte, die da Vinci entwickelt hatte, studierte Angélique völlig gebannt das Gemälde. Sie versuchte zu verstehen, was dieses Porträt an sich hatte, daß es die Geschichte derart zu beschäftigen vermocht hatte. Für sie war diese Gestalt hinter dem Glaskasten nur eine eher gewöhnliche Frau mit einem seltsamen Gesichtsausdruck und dicken Händen.

Und ein Vorbild für die modisch gekleidete Dame von damals war sie gewiß nicht gewesen.

Mehr noch als die erhabene Größe eines Tizian, die Mysterien eines Poussin und die dunkeldüstere Würde eines Rembrandt war es die verborgene Schönheit einer Frau, die Generationen von Europäern in dieses Museum gelockt hatte.

Die Schönheit einer Frau, so schien es, war die mächtigste und rätselhafteste Macht überhaupt. Angélique überfiel eine Erregung, eine Verunsicherung, die von einem unvollkommenen Begreifen herrührte. Alle diese Leute, dachte sie, hatten sich von dem billigen Trick eines Zauberkünstlers blenden lassen. Aber eines Tages kann ich vielleicht denselben Zaubertrick vollführen und dessen Kraft für mich selbst nützen. Und ich bin mir sicher, daß ich sie besser einsetzen werde als es meine Mutter je vermocht hatte.

Nach dem Louvre stand der Place de la Concorde auf dem Besichtigungsprogramm, dereinst Zielort der Schinderkarren, auf denen so viele Opfer der Französischen Revolution ihre Fahrt zur Guillotine hatten antreten müssen. Jetzt beherrschten hupende Autoschlangen den Platz, die sich träge um den hohen

Obelisken von Ramses II. am anderen Ende der Tuilerien herumwälzten.

Die späte Septembersonne spendete noch angenehme Wärme, als sie durch die Gärten spazierten, obgleich die Blätter der Kastanien schon einen dunklen Goldton angenommen hatten, und das abgefallene Laub sich entlang der Wege zu raschelnden Haufen türmte. Kleinere Kinder ließen Modellschiffe auf dem See fahren, ein alter Mann mit Baskenmütze und Spazierstock fütterte die Tauben, zwei altjüngferliche Conciergen saßen auf angerosteten Gußeisenstühlen neben dem Brunnen und plauderten angeregt.

Angélique folgte Monsieur Defarge, ihrem Geschichtslehrer, über die breite Avenue. Als sie an dem See mit den Booten vorbeikamen, bemerkte sie einen Mann und eine Frau, die, in eine geflüsterte Unterhaltung vertieft, so dicht nebeneinander auf einer Parkbank saßen, daß ihre Gesichter sich beinahe berührten. Liebespaare Seite an Seite auf einer Bank in den Tuilerien sitzen zu sehen, war keineswegs ungewöhnlich, und normalerweise hätte Angélique das Paar auch nicht so angestarrt. Aber in diesem Fall konnte sie den Blick nicht von ihm abwenden.

Der Mann war ihr Vater.

Die Frau war nicht ihre Mutter, und es war auch nicht Monique. Es war eine Frau, die sie noch nie zuvor gesehen hatte, auch nicht auf einem der vielen Fotos im Studio ihres Vaters. Sie hatte langes, auffallend rotblondes Haar, das die schrägstehende Sonne noch intensiver zum Leuchten brachte. Sie war ganz offensichtlich stolz darauf, denn sie warf pausenlos den Kopf in den Nacken, um sich widerspenstige Strähnen aus der Stirn zu schütteln, fuhr geziert mit gespreizten Fingern durch die dichte Mähne und strich liebevoll die Spitzen entlang.

Die andere Hand lag auf der von Angéliques Vater.

Während diese sie anstarrte, küßten sie sich, küßten sich auf

eine Art und Weise, wie Angélique bisher Marius nur ihre Mutter hatte küssen sehen. Ihr Magen fühlte sich plötzlich an wie eiskaltes Blei.

»Schau dir das an! Der schleckt ihr mit der Zungenspitze die Mandeln ab!«

Angélique wirbelte herum. Es war Georges, einer der Jungen aus ihrer Klasse. Er hatte die größte Klappe der ganzen Schule und bot den Mädchen immer an, ihnen hinter dem Fahrradständer sein Ding zu zeigen.

»Halt den Mund!« herrschte sie ihn an.

»Paß auf, gleich faßt er ihr mit der Hand untern Rock. Das machen solche Typen immer. Hab ich schon oft gesehen. Da, schau!«

»Sei still!«

Inzwischen hatten sich drei andere Mädchen zu ihnen gesellt. Sie fingen an zu kichern, während Georges, angespornt durch ihr Gelächter, den Verlauf der Ereignisse begeistert kommentierte.

»Halt mal kurz die Luft an«, unterbrach ihn eines der Mädchen. »Den Mann kenne ich doch! Angélique, ist das nicht dein Vater?«

Plötzlich herrschte sprachloses Schweigen.

Georges sollte mit seinen Vorhersagen recht behalten. Marius' Hand lag bereits auf dem Knie der Frau - unter dem Rock ihres Wollkostüms. In aller Öffentlichkeit! Vor allen Leuten! dachte Angélique bestürzt. Etliche Passanten starrten das Paar bereits kopfschüttelnd an; die beiden alten Pförtnerinnen runzelten mißbilligend die Stirn, ein junger Student mit Vollbart sah von seinem Buch auf und warf dem Paar einen unverhohlen neidischen Blick zu.

Es war Georges, der das Schweigen als erster brach. »Ich wette, später fickt er sie ordentlich durch«, meinte er

sachkundig.

»Hör doch endlich auf!« Angéliques Stimme klang schrill.

»Klar wird er sie ficken - mit seinem Ding!«

Angélique schlug mit der Faust nach Georges, doch er war zu schnell und duckte sich lachend. Die anderen Mädchen glotzten sie einfach nur sprachlos an.

»Was soll denn das, Mademoiselle Belmont?« Das war ihre Kunstlehrerin, Madame Pepin. Sie mußte gesehen haben, wie sie nach Georges geschlagen hatte. »Wenn du dich auf einem Ausflug so schlecht benimmst, wirst du in Zukunft zu Hause bleiben müssen!«

Sie scheuchte die Gruppe weiter. Angélique drehte sich noch einmal um.

Später fickt er sie ordentlich durch.

Da sah Marius sie. Ihre Blicke trafen sich, hielten sich.

Sie hörte das Ächzen der Schaukelseile; sah ein dunkelrotes, blutendes Herz.

7

Angélique liebte Tiere, und es tat ihr in der Seele weh, sie leiden zu sehen. Einmal hatte sie am Quai de la Mégisserie in Paris beinahe einen Streit heraufbeschworen, als sie den noch zappelnden Fang eines Fischers zurück in die Seine warf. Ihr Vater hatte dem empörten *clochard* ein paar Münzen in die Hand drücken müssen, um ihn zu besänftigen.

Sie hatte seit kurzem ein neues Haustier, einen kleinen Mischlingshund, den sie auf ihrem Heimweg von der Schule über die Straße hatte hinken sehen. Sie hatte ihn mit nach Hause genommen und ihren Vater überreden können, ihn zu einem Tierarzt zu bringen. Der streunende Hund war ganz

offensichtlich von einem Auto angefahren worden und hatte einen gebrochenen Hinterlauf. Als der Tierarzt ihm die Rechnung in Höhe von knapp eintausend Francs präsentierte, war Marius blaß geworden und hatte Simone zugebrummt, daß es billiger gewesen wäre, wenn sie Angélique einen Barsoi-Welpen gekauft hätten.

Aber anschließend war ihm nichts anderes übriggeblieben, als Angélique diesen Straßenköter behalten zu lassen. Sie nannte ihn Pepe.

An diesem Nachmittag kam er durch den Garten getobt, um sie zu begrüßen, trampelte über die Rhododendronstecklinge, die ihre Mutter gerade gesetzt hatte, und schmierte seine schmutzigen Pfoten an Angéliques weiße Bluse und den blauen Rock ihrer Schuluniform.

»Sitz, Pepe!«

Der Wagen ihres Vaters stand nicht im Heuschober. Sie hörte ihre Mutter in der Küche, war aber nicht in der Lage, ihr jetzt sofort gegenüberzutreten. Deshalb ging sie zuerst in die alte Laube hinter den Ställen, mit dem schweren Schulranzen über der Schulter und Pepe, der ausgelassen um sie herumhüpfte.

»Was mache ich denn nur?« überlegte Angélique laut. Sie weinte. Während der ganzen Busfahrt zurück von Chartres hatte sie die Tränen zurückgehalten, denn sie wollte nicht, daß ihre Klassenkameradinnen sie weinen sahen. Ihr Vater und Monique. Und jetzt eine andere Frau! Was ging hier bloß vor sich?

»Ich kann es *maman* nicht erzählen«, sagte sie zu Pepe. »Das würde sie umbringen. Doch wenn ich es ihr nicht erzähle, was passiert dann? Vielleicht kann sie, wenn sie es weiß, irgend etwas tun, daß er damit aufhört.«

Pepe versuchte, sie in die Schuhspitzen zu beißen.

»Die anderen Kinder lachen mich aus. Georges hat es jedem erzählt! Was mache ich nur?«

Sie blieb in der schmiedeeisernen Laube sitzen, bis es so dunkel geworden war, daß sie das Haus nicht mehr sehen konnte. Papa war immer noch nicht zurück. Aber ewig konnte sie auch nicht hier sitzenbleiben. Sie stand auf und ging langsam zum Haus.

Wann immer Angélique an ihre Mutter dachte, dachte sie an einen wunderschönen, zarten Schmetterling, der anscheinend ziellos von einem Ort zum anderen flatterte. Ihr ganzes Leben drehte sich um Mode und Trends. Diese vergänglichen Dinge bildeten die Basis, auf der sie ihr Seelenheil zu finden suchte. Nebenbei vertrieb sie sich die Zeit mit Tennis, Töpfern und Meditation. Doch wenn diese Art von Freizeitbeschäftigung erst einmal ihre Energie erschöpft und sie enttäuscht zurückgelassen hatte, würde sie unweigerlich damit anfangen, ihrer verblaßten Jugend nachzutrauern und mit Cellulite-Behandlungen und Diäten herumexperimentieren; außerdem würde sie ein Vermögen für Modellkleider aus Modehäusern wie YSL und Gaultier ausgeben.

Die Wände im Haus waren voll mit Fotos, die sie als Mannequin zeigten. Das war der einzige Teil ihres Lebens, über den sie wirklich gerne sprach. Manchmal kam es Angélique vor, als sei ihre Mutter mit sechzehn auf die Welt gekommen und an dem Tag gestorben, an dem sie ihren Vater geheiratet hatte.

Und wenn sie herausfindet, was ich in den Tuilerien gesehen habe, dachte Angélique, wird sie noch einmal sterben.

Simone war wieder im Garten gewesen. In der Nische auf der halben Treppe stand ein üppiger Kornblumenstrauß, und in der jadegrünen Bodenvase in der Diele steckten frisch geschnittene Rhododendronzweige. Aus der Küche duftete es nach Knoblauch und Lammbraten.

Angélique ging hinein. Simone war noch in ihrem Tennis-Outfit - ganz in Weiß, das Haar war zu einem Pferdeschwanz zusammengefaßt.

Sie zerkleinerte gerade blaue Trauben in einem Mixer. *»Cherie!* Du kommst aber spät!«

»Entschuldige, *maman.«*

»Hattest du einen schönen Tag?«

»Wir waren im Louvre.«

»Ach ja, euer Ausflug, den hatte ich ganz vergessen. Und, hast du Spaß dabei gehabt?«

Smalltalk. Das war so einfach. Man läßt einfach seinen Mund die Arbeit tun und muß nichts spüren. »Die Mona Lisa ist häßlich.«

»Sie ist einer der berühmtesten Kunstschätze Frankreichs«, tadelte Simone sie mit einem Lächeln.

»Gemalt hat sie ein Italiener.«

»Aber sie hängt in *unserer* Kunstgalerie.«

»Wie auch immer. Sie ist fett.«

»Im sechzehnten Jahrhundert ging man eben noch nicht joggen.« Simone lachte und hielt ihr ein Glas hin. »Hier, probier mal.«

»Was ist das?«

»Trauben-Karotten-Saft. Er ist köstlich.«

Angélique schnitt eine Grimasse.

»Hast du heute schon was gegessen?«

»Ja, ein Eis vor dem Louvre. Und ich habe an meinen Haaren gekaut.«

Simone trank den Saft selbst. Als sie das Glas absetzte, hatte sie einen violetten Schnurrbart auf der Oberlippe. Sie kicherte und leckte ihn mit der Zunge ab.

Ich kann nicht, dachte Angélique. »Wo ist Papa?«

»In den Vogue-Studios. Er hat vorhin angerufen und gesagt, daß es recht spät werden wird.«

Angélique antwortete nicht. Sie mußte an die Tuilerien denken. Der Schmerz wallte wieder in ihr auf und eine Traurigkeit, die ihr schwer wie ein Stein im Magen lag.

Der schleckt ihr mit der Zungenspitze die Mandeln ab!

Allzu deutlich stand ihr noch das Bild vor Augen, wie ihr Vater seine Hand auf den Oberschenkel der Frau legte, sie unter ihren Rock schob, während ihre Klassenkameraden die beiden kichernd angafften. Sie konnte niemals wieder zurück in die Schule gehen und ihnen ins Gesicht schauen, niemals.

Später fickt er sie ordentlich durch!

»Ich habe ihn heute gesehen.« Sie hatte das nur denken wollen, stellte aber mit Entsetzen fest, daß sie die Worte laut ausgesprochen hatte.

»Deinen Vater?« Simone starrte sie überrascht an. Jetzt muß ich schnell irgendeine Geschichte erfinden, dachte Angélique. »Angel? Wo? Wo hast du Marius gesehen?«

Ich könnte sagen, ich habe ihn beim Fotografieren gesehen. Mit den Vogue-Models. Damit wäre das Thema erledigt.

Statt dessen hörte sie sich sagen: »Er war in den Tuilerien.«

Auf dem Gesicht ihrer Mutter gefror das Lächeln, eine brüchige Fassade, die bei der kleinsten Erschütterung zerbröckeln würde. Warum tue ich das? fragte sich Angélique. Hör auf. Hör sofort auf damit!

»Was hat er denn dort gemacht?«

Angélique versuchte, den Aufruhr an Gefühlen, die in ihr tobten, in den Griff zu bekommen. Mitleid, Abscheu, Wut. Ich will dir helfen, *maman,* aber zuerst mußt du mir helfen. Ich sollte das alles nicht ertragen müssen, zumal du es auch nicht ertragen kannst. Bitte, tu etwas. Bitte, laß das nicht zu.

»Angélique? Was hat er denn dort gemacht?«

Angélique schüttelte den Kopf.

Simone ging zu ihr, nahm sie bei den Schultern. »Sag's mir.«

Du bist nicht stark genug, um die Wahrheit zu ertragen, warum also willst du sie unbedingt hören? Laß mich einfach gehen, laß mich jetzt in mein Zimmer hinaufrennen, und ich verspreche dir, ich werde mich soweit in den Griff kriegen, daß ich den Mund halten werde. »Er war einfach... nur da.«

»War er allein oder mit jemand anderem dort?«

Angélique spürte, daß ihr die Tränen über die Wangen liefen. Wann hatte das angefangen? *»Maman,* bitte!«

»Antworte mir!«

»Er hat seine Zunge in den Mund von einem Mädchen gesteckt.« Sie erkannte die Stimme, mit der sie gesprochen hatte, nicht als ihre eigene. Es war ein anderer Teil von ihr, irgendein anderes kleines Mädchen, das wütender war, als sie es jemals für möglich gehalten hätte. »Und dann hat er ihr die Hand unter den Rock geschoben. Mitten in den Tuilerien. Ich wette, er fickt sie später ordentlich durch.«

Die Ohrfeige verschlug ihr den Atem, ließ sie rückwärts durch die Küche taumeln. Schmerz spürte sie keinen. Sie war erleichtert. Das war endlich eine ehrliche Reaktion.

»Entschuldige«, wisperte Simone. »Es tut mir schrecklich leid.« Sie stand da wie eine dieser Statuen in den Tuilerien, eine Hand in die Luft gestreckt.

»Ist schon in Ordnung.«

»Es tut mir so leid, mein kleiner Engel.« Sie zog sie in die Arme und drückte ihr Gesicht an ihre Schulter. Dann weinten sie beide; der Damm war gebrochen und entließ eine Tränenflut.

Es war dunkel, als Marius nach Hause kam.

Sie hörte die Holzdielen knarren und wütendes Flüstern im Schlafzimmer. Ein paar Minuten später hörte sie ihn wieder in der Diele.

Der Türknopf drehte sich mit einem leisen Quietschen, aber die Tür ging nicht auf. Sie hatte sie abgeschlossen. »Angélique!

Bitte! Was soll das? Mach die Tür auf!« Er klang eher verletzt als wütend, vielleicht sogar den Tränen nahe. Sie drückte sich das Kopfkissen auf die Ohren, damit seine Stimme ihren Vorsatz nicht zunichte machte.

»Angélique! Bitte! Ich muß mit dir reden!«

Er rüttelte noch einmal an der Tür, dann hörte sie ihn davonstapfen. Sie lag lange Zeit wach, starrte in die Dunkelheit und weinte sich schließlich in den Schlaf.

8

Angélique saß auf der Schaukel und beobachtete ihren Vater, wie er mit hängenden Schultern von der Terrasse in den Garten ging. Auf seinen Wangen lagen graue Schatten, er hatte sich nicht rasiert. Sie vermutete, daß er ebenfalls kein Auge zugemacht hatte in der vergangenen Nacht.

Es war Feiertag. Sie hatte schulfrei und es gab keinen Ort, wohin sie gehen und sich verstecken konnte außer diesem hier. Pepe war bei ihr. Sie starrte zu Boden, als ihr Vater näherkam, unfähig, seinem Blick zu begegnen. Seine traurigen Hundeaugen brachen ihr das Herz, jedesmal.

»Ich habe dich gar nicht die Treppe runtergehen hören«, sagte er. Er zog ein Päckchen Gauloises aus der Jackentasche und zündete sich mit einem goldenen Dunhill-Feuerzeug eine Zigarette an. Er hustete und rieb sich mit dem Rücken der Hand, die die Zigarette hielt, die Stirn. »Gestern abend hast du deine Tür abgesperrt.« Seine Stimme klang belegt, gekränkt und vorwurfsvoll.

Sie sagte keinen Ton. Der einzige Laut war das Ächzen der Schaukel.

»Du hast es ihr erzählt.« Das war eine Feststellung, keine Frage.

»Ich habe dich gesehen.«

»Wie konntest du so etwas tun?« sagte er.

Angélique spürte, wie sich ihre Augen mit Tränen füllten. Meinte er das im Ernst? Sie hatte doch nichts Böses getan, sie hatte nur die Wahrheit gesagt! Trotzdem maßregelte er sie, als ob das alles ihre Schuld wäre!

»Ich habe dich gesehen!«

»Woher willst du wissen, was du gesehen hast?« fuhr er sie an. »Du bist erst zwölf Jahre alt.«

»Ich bin alt genug, um zu wissen, was du gemacht hast!«

Unerwartet brach seine Stimme. »Ich dachte, du liebst mich.«

Nur einige wenige Worte, und schon spürte sie, daß sie nicht mehr wütend war... »Ich liebe dich ja auch«, sagte sie.

»Wie konntest du mir dann so etwas antun?«

Jetzt sah sie ihn zum ersten Mal an. O Gott, o Gott. »Ich habe doch nichts getan!« protestierte sie.

Marius antwortete nicht. Er nahm einen tiefen Zug von seiner Zigarette, seine Hand zitterte.

»*Ich* habe nichts Böses getan«, wiederholte sie. »Sondern *du*! Du hast diese Frau geküßt! Genau wie du Monique geküßt hast!«

Er seufzte. »Das klingt ja so, als sei ich Valentine.«

»Warum hast du das gemacht?«

Er zuckte die Achseln, als ob diese Frage zu ungeheuerlich, zu kompliziert war, um sie einem Kind zu beantworten. »Ein Mann ist anders als eine Frau. Und du bist noch zu jung, um das zu verstehen. Wenn du einmal älter bist, kann ich es dir vielleicht erklären.«

»Nein! Ich bin nicht zu jung! Ich weiß, was du mit ihr gemacht hast!«

Er warf ihr aus großen, traurigen Augen einen leidenden Blick

zu, genau wie Pepe damals, als sie ihn hinkend auf der Straße gefunden hatte. Dann hatte er offenbar einen Entschluß gefaßt. »Ein Mann muß frei sein, Engelchen. Simone weiß das. Sie hat dafür Verständnis. Das hier ist mein Zuhause. Was ich von dieser... anderen Frau bekomme, ist... Liebe, ist Leidenschaft. Wenn du älter bist, wirst du das verstehen.«

»Und was ist mit Monique?«

»Monique! Mit Monique... ist es das gleiche. Eine schöne junge Frau, die ein Mann einfach haben muß. Ansonsten langweilt er sich.«

»Aber *maman* liebt...«

»Deine *maman* versteht das. Du bist diejenige, die sie unglücklich gemacht hat, Angel. Du hast sie zum Weinen gebracht, weil du diese Dinge nicht begreifst.« Er zog noch einmal hastig an seiner Gauloise und zündete sich sofort eine neue an. »Ein Mann ist manchmal wie ein kleines Kind. Wir sind, wie Gott uns gemacht hat, nicht wahr? Und das können wir nicht ändern.«

»Ich dachte, du liebst uns!«

»Aber selbstverständlich liebe ich euch, Angel, mein kleiner Engel! Es tut mir wirklich leid, daß du das gesehen hast. Aber ich kann es nicht ändern, so bin ich nun mal.« Er beugte sich zu ihr herab und umarmte sie, und sie brach in Tränen aus. Er kramte ein blaues Seidentaschentuch aus der Jackettasche und reichte es ihr. »Genug. Du mußt jetzt damit aufhören.«

Sie fühlte sich elend und war verwirrt. Das war nicht der Vater, den sie sich wünschte, nicht der Vater, für den sie ihn immer gehalten hatte.

Marius stand auf. »Ich muß nach Paris, ins Studio. Bin schon spät dran. Und du gehst jetzt zu deiner Mutter, ja? Vergiß diesen Unsinn.«

»Ja, Papa.«

Er ging mit hängendem Kopf ins Haus zurück. Minuten später sah sie den Mercedes die Allee entlangpreschen, schnittig und schnell wie ein Pfeil. Die Welt, so wie er sie ihr gerade dargestellt hatte, sah ganz anders aus, als sie es sich bislang vorgestellt hatte. Doch in diesem Augenblick schwor sie sich eines: Wenn das, was er ihr erzählt hatte, wahr sein sollte, dann würde sie, wenn sie erwachsen war, eine Frau werden, die diese Liebe und diese Leidenschaft ausspielen würde. Sie würde nicht werden wie die arme Simone, die einfach zurückgelassen wird und auf die nächste Rückkehr ihres Gatten warten muß.

Sie klopfte an die Tür von Simones Zimmer, erhielt aber keine Antwort. Daher ging sie nach unten und frühstückte allein in der Küche, ein Brötchen mit Erdbeermarmelade, und ließ sich dann ein Bad einlaufen.

Im Badezimmer gab es einen Spiegel, der vom Boden bis zur Decke reichte. Nachdem sie sich ausgezogen hatte, rieb sie das beschlagene Glas sauber und studierte ihr Spiegelbild. Was sie sah, war enttäuschend. Sie fragte sich, wie sie wohl aussehen würde, wenn sie so alt war wie Monique. Sie preßte die Arme vor der Brust zusammen und versuchte sich vorzustellen, wie ihre Brüste eine Furche bildeten, doch es gelang ihr nicht. Dann setzte sie sich mit angezogenen Knien auf den kalten Fliesenboden und blickte genau so in den Spiegel, wie ihre Mutter vor vielen Jahren in die Kamera ihres Vaters geblickt hatte.

Ein dürres kleines Mädchen starrte sie an. Es hatte glänzendes, platinfarbenes Haar, doch das machte für Angélique den Vergleich mit ihrer Mutter nur noch enttäuschender. Das einzige, was ihr an ihrem Spiegelbild gefiel, waren die violetten Augen. Die hatte sie von Marius' Großmutter geerbt.

»Spieglein, Spieglein an der Wand.«

Sie war häßlich, entschied sie, mit der Zahnspange und den Beinen, die viel zu lang waren für ihren Körper. Marius nannte

sie seinen Engel und sagte, sie sei sehr hübsch - aber er war schließlich ihr Vater und mußte so was sagen.

»Wer ist die Häßlichste im ganzen Land?« fragte sie in den Spiegel.

Das Badewasser war kalt geworden. Sie mußte heißes Wasser nachlaufen lassen.

9

Angélique saß vor Simones Frisierkommode und ließ sich von ihrer Mutter die Haare bürsten. Simone gab sich bemüht fröhlich, obgleich ihre Augen noch immer gerötet und geschwollen waren.

»Du hast wunderschönes Haar, kleiner Engel. Schau nur, wie sich das Licht darin fängt! Es schimmert wie Seide.«

»Ich bin häßlich.«

»Unsinn!«

»Nein, das stimmt. Ich bin spindeldürr und trage eine Zahnspange.«

Simone schüttelte den Kopf. »Spindeldürr! Als ich so alt war wie du, nannte mich mein Vater kleiner Laternenpfahl, weil ich so lang und dünn war. ›*Mon petit lampadaire.*‹ Mein Gott, wie ich diesen Namen haßte! Dann, mit vierzehn, war plötzlich alles anders. Du wirst sehen. Und die Zahnspange... die kommt in zwei Monaten ohnehin weg, und dann wirst du ein Lächeln haben wie die Mädchen in der Zahnpastareklame.«

Angélique betrachtete ihr Spiegelbild voller Zweifel. Simone hörte mit dem Bürsten auf und begann, ihr die Haare zu Zöpfen zu flechten.

»Ich war das typische häßliche Entlein. Aber eines Tages wachte ich auf, und da waren Kurven. Auf einmal war ich nicht

mehr Papas kleiner Laternenpfahl! Plötzlich schauten mich die Jungen so komisch an. Und die Leute fingen an, mir zu erzählen, daß ich hübsch sei.«

Ein Schatten huschte über Simones Gesicht, als sie in den Spiegel sah und sich erinnerte. Es wiederholt sich alles, schien ihr Gesichtsausdruck zu besagen. Dann zwang sie sich wieder zur Heiterkeit.

»Du hättest mich sehen sollen, als ich neunzehn war, kleiner Engel! Jedes Modehaus in Paris wollte mich als Mannequin haben, sogar Gaultier und Chanel! Dann begegnete ich deinem Papa. Es war auf einer Party im Crillon. Yves Saint Laurent hatte gerade seine neue Sommerkollektion vorgestellt, und ich war eines der Mannequins. Marius war auch dort, umschwärmt von Frauen, er war wie ein Magnet... wie er es auch heute noch ist. Als er mich sah, ließ er all die anderen stehen und flirtete mit mir. Selbstverständlich tat ich so, als hätte ich keinerlei Interesse.« Die Erinnerung ließ sie wieder lächeln. »Als ich kurz darauf für ein Vogue-Titelbild gebucht wurde, hatte man Marius als Fotografen engagiert. Was kann ein junges Mädchen da schon tun? Nachdem die Aufnahmen beendet waren, lud er mich zum Abendessen ein. Wir wurden sofort ein Liebespaar.«

Angélique beobachtete ihre Mutter nachdenklich, während sie erzählte. Sie wollte sie nach der Frau in den Tuilerien fragen, hatte aber Angst, ihre gute Laune zu zerstören. Für einen kurzen Moment trafen sich ihre Blicke im Spiegel.

»Ich weiß, was du denkst«, sagte Simone.

»Ich versteh's nur nicht.«

»Weil du noch ein Kind bist. Du glaubst immer noch, der Prinz und die Prinzessin leben glücklich und zufrieden bis an ihr Lebensende.« Simone hielt eine Locke von Angélique hoch und ließ sie langsam durch die Finger gleiten. »Wenn ich einen Weg gefunden hätte, ewig jung zu bleiben, hätte ich ihn vielleicht halten können.«

»Aber er liebt dich, *maman.«*

»Schau mich an, kleiner Engel. Was siehst du? Siehst du diese Falten in meinem Gesicht? Dir sind sie vielleicht noch nie aufgefallen. Wohl aber deinem Papa. Das Leben ist so ungerecht. Liebe spielt darin keine Rolle, *cherie;* alles, was einen Mann an einer Frau interessiert, ist ihr Körper und ihr Gesicht. Aber einem Mann, besonders wenn er einflußreich und mächtig ist, und selbst wenn er alt wird, geht es nur um das Aussehen.«

»Wird er uns verlassen, *maman!«*

Simone fuhr sich flüchtig mit der Hand übers Gesicht und konzentrierte sich wieder auf Angéliques Haare. »Ein Mann ist wie ein kleines Kind, Engelchen, ein kleiner Junge, der nie erwachsen wird. Er geht am liebsten raus zum Spielen, und wenn man ihn gehen läßt, dann kommt er immer wieder nach Hause zurück.«

Das war ein Blickwinkel, von dem aus Angélique ihren Vater noch nie betrachtet hatte. Für sie war er bislang groß und beherrschend, so zärtlich und beschützend gewesen; und jetzt hatte ihn ihre Mutter zu einem Kleinkind reduziert, das für sein Tun nicht verantwortlich gemacht werden kann.

»Das ist nicht das erste Mal«, hörte sie Simone sagen. »Da waren schon andere... viele andere. Dein Vater kann ohne neue Eroberungen nicht leben. Er braucht sie, wie die Blumen Sonne und Wasser brauchen. Du darfst ihm das nicht übelnehmen oder wütend auf ihn sein.«

Zwölf Jahre lang habe ich geträumt, wurde Angélique auf einmal klar. Ich habe nie die Zugeständnisse gesehen, nie die Wirbel unter der glatten Oberfläche meines Zuhauses bemerkt. Doch heute, an diesem Tag, habe ich aufgehört, ein Kind zu sein.

»Bist du nicht wütend auf ihn, *maman*?*«*

»Ich liebe ihn, kleiner Engel. Ich bin nur traurig, daß er dich

diese Dinge hat sehen lassen, bevor... bevor du alt genug dafür bist. Diese Frau ist nur ein Spielzeug für ihn, *cherie.* Er kommt immer zu mir zurück.«

»Wirklich... immer?«

»Immer«, sagte Simone bestimmt. Doch für einen Augenblick glaubte Angélique, eine Spur von Unsicherheit in ihrer Stimme entdeckt zu haben, und sie hatte plötzlich Angst um Simone und auch um sich selbst.

10

Die Jahreszeiten zogen vorüber: Die Kastanie vor Angéliques Fenster verlor die Blätter, den Teich unterhalb der Terrasse bedeckte eine Eisschicht, die Äste der Eichen und Buchen und die grauen Dachschindeln der Scheune überzog eine weiße Reifschicht. Marius flog nach Istanbul, München, Miami und Marrakesch zu Fotoaufnahmen, und ihr Leben kehrte zu seinem gewohnten Rhythmus - Marius zu Hause, Marius auf Reisen - zurück.

Und doch war es jetzt anders. Manchmal, wenn Marius keinen Auftrag hatte, fuhr er nach Paris und kam erst am Abend des nächsten Tages wieder. Einmal blieb er drei Tage weg, ohne Erklärung. Angélique erinnerte sich, wie sie eines Nachts vom Wind, der an den Fensterläden rüttelte, geweckt wurde. Dann hörte sie aber noch ein anderes Geräusch im Haus. Barfuß war sie über den Gang geschlichen, hatte das Licht unter der Tür des Elternschlafzimmers gesehen und ihre Mutter leise weinen hören.

Weihnachten verbrachten sie und Simone allein. Marius war in Marokko.

Im Februar schneite es, und die Ile de France versank in winterlichem Weiß. Eiszapfen hingen von der Schaukel, Spatzen

hüpften durch den Garten und pickten auf den vereisten Pflastersteinen vor der Küche herum. Immer öfter war draußen alles Grau in Grau, wenn Angélique morgens aufwachte, und wenn sie über den Hof zur Scheune schaute, stand der Mercedes nicht dort.

Sie tröstete sich mit den Worten ihrer Mutter: »Er kommt immer wieder zu mir zurück.«

April, der Frühling eines neuen Jahres, der arbeitsreichste Monat für ihren Vater, wenn die Modehäuser im zweiten Arrondissement ihre neuen Kollektionen vorstellten. Eine verschwommene Sonne siegte über den Frost, und im Garten blühten die ersten Blumen. Sie versprach einen neuen Anfang, doch für Marius und Simone Belmont war sie die Vorbotin des Endes.

Es kam völlig unerwartet. Angélique kam in ihrer Uniform die Treppe heruntergehüpft, fertig für die Schule. Simone saß in einem pfirsichfarbenen Morgenrock am Küchentisch. Ihr Haar war noch zerdrückt vom Schlaf, und unter ihren Augen lagen dunkle Schatten. Offensichtlich hatte sie kaum geschlafen.

Sie hielt eine Margerite in der Hand, zupfte ein Blütenblatt nach dem anderen ab und flüsterte dabei den alten Liebesreim: »Ich liebe ihn... ein bißchen, sehr, mit Leidenschaft, wie verrückt... überhaupt nicht. Ich liebe ihn... ein bißchen, sehr, mit Leidenschaft, wie verrückt!« Sie hielt das letzte Blütenblatt zwischen den Fingern, sah zu Angélique hoch und warf ihr ein mattes Lächeln zu. »Ich liebe ihn wie verrückt, sagt die Blume. Als ob ich das nicht schon längst wüßte!«

»Wo ist Papa?«

»Er ist gestern abend nicht nach Hause gekommen. Wahrscheinlich mußte er noch länger arbeiten. Ich mache uns Kaffee.« Simone stand auf und schüttete frisch geröstete Bohnen in die gußeiserne Kaffeemühle. Erst dann hörte Angélique draußen im Hof das Quietschen der Autoreifen auf dem

Kopfsteinpflaster.

Sie schaute aus dem Küchenfenster, sah ihn aus dem Mercedes steigen. Sein weißes Hemd war zerknittert, und er hatte Ringe unter den Augen. Er nahm sein Jackett vom Beifahrersitz und warf es sich über die Schulter. Es schien, als wappne er sich innerlich, bevor er das Haus betrat; er straffte sich wie ein Schwimmer, der an einem kalten Tag ins Wasser springen will.

Als er in der Küchentür stand, dachte Angélique: *Maman* hatte recht. Sie hatte ihn damals einen kleinen, schuldbewußten Jungen genannt, und genauso sah er jetzt aus. Wie Georges, ihr Klassenkamerad, als Monsieur Defarge ihn dabei erwischte, wie er Obszönitäten an die Tafel kritzelte.

»Guten Morgen, *cherie«,* sagte Marius, so als käme er gerade aus dem Schlafzimmer nach unten, anstatt neunzig Meilen mit dem Auto aus Paris.

»Wir müssen miteinander reden«, sagte Simone.

»Nicht jetzt, ich bin müde«, wehrte Marius ab.

»Ich kann so nicht mehr weiterleben!« Simones Stimme klang schrill. Angélique erkannte die drohende Explosion noch vor ihrem Vater. Zu viel Schmerz war zu lange niedergekämpft worden.

»Wir werden später darüber reden«, sagte Marius und drehte sich um.

»Nein, wir werden jetzt darüber reden!« beharrte Simone. Sie sah, daß Angélique sie beobachtete. »Geh rauf in dein Zimmer, Liebes«, setzte sie hinzu.

Ängstlich drückte sich Angélique an ihrem Vater vorbei und rannte die Treppe hoch, blieb dann aber auf halbem Weg bei der Nische stehen und setzte sich auf die Stufen, um zu lauschen. Wenn etwas Schreckliches geschehen sollte, wollte sie wenigstens gewarnt sein.

Sie hörte ihre Mutter sagen: »Du bist bei dieser Frau gewesen.«

Die Stimme ihres Vaters klang seltsam heiser, als hätte er eine Erkältung. »Tu das nicht«, sagte Marius.

»Liebst du sie?«

»Du weißt, daß ich außer dir keine andere Frau lieben kann...«

»Dann gib sie auf! Sag ihr, daß es aus ist!«

»Simone...«

»Sag ihr, daß es aus ist!«

»Das kann ich nicht.«

»Warum nicht?«

»Schreib mir nicht vor, wie ich zu leben habe, Simone. Ich komme immer zurück zu dir. Immer. Du bist die einzige Frau, die ich liebe.«

»... und was ist mit Angélique? Es geht nicht nur um mich...«

»Sie ist zwölf Jahre alt. Sie ist kein Baby mehr...«

»Ich halt das nicht mehr aus! Mach Schluß mit ihr, Marius! Mach Schluß!«

»Als du mich geheiratet hast, Simone, da wußtest du, wie ich bin. Ich kann mich nicht ändern.«

Marius stapfte aus der Küche, das aschfahle Gesicht zu einer zornigen Grimasse verzogen, die Fäuste um die Autoschlüssel geballt. Er fährt wieder weg, dachte Angélique.

Plötzlich machte Simone einen Satz auf ihn zu, warf sich gegen seinen Rücken, schlug ihm die Nägel ins Fleisch wie ein wildes Tier. Erschrocken hielt Angélique die Luft an. Noch nie hatte sie ihre Mutter so wütend erlebt, noch nie. Wenn die Sonne plötzlich über den Himmel getanzt wäre, hätte sie nicht verdutzter dreingeschaut. Angélique schlang beide Arme um das Treppengeländer. Sie hatte Angst.

Marius stolperte, warf eine Hand in die Luft, um das

Gleichgewicht zu halten, stieß gegen die Flurgarderobe und wäre beinahe hingefallen. »Simone! Hör auf damit! Simone!« Simone hatte sich an ihm festgekrallt und schlug mit den Fäusten auf seinen Kopf ein. Er taumelte quer durch die Diele gegen die Wand, dann stürzten sie beide zu Boden. Marius rappelte sich hoch, im Gesicht weiß vor Schock. Auf seiner Wange brannten drei knallrote Striemen, wo ihm Simone mit den Fingernägeln die Haut aufgekratzt hatte. »Simone!«

Simone war auf allen vieren, ihr Morgenrock stand offen, das Weiße in ihren Augen funkelte wie bei einer Irren. Marius streckte ihr die Hand entgegen. In seinem Gesicht spiegelte sich Angéliques eigenes Entsetzen. »Simone«, sagte er. »Simone, bist du in Ordnung?«

»Du Miststück!« zischte Simone.

Marius, der Gewalttätigkeiten und derartige Wutausbrüche nicht gewöhnt war, stand da wie betäubt. »Simone, bitte... das wollte ich nicht...«

Marius sah hilfesuchend zu Angélique hoch. Angélique wollte lieber sterben als weiter mitansehen zu müssen, was hier vor ihren Augen geschah. Das können nicht meine Eltern sein, dachte sie. Das muß ein Alptraum sein. Gleich werde ich aufwachen.

Simone versuchte aufzustehen. Marius bückte sich, um ihr auf die Beine zu helfen. Kaum hatte er seine Arme nach ihr ausgestreckt, ging Simone wie eine Furie auf seine Augen los. Mit einem Aufschrei wich Marius ihr aus, fiel wieder hin. Auf Händen und Knien versuchte er von ihr wegzukriechen. Simone schlug nach ihm, trat auf ihn ein.

Er erreichte die Wand und zog sich hoch.

»Salaud!« kreischte sie. »Du Scheißkerl!«

»Hör auf, Simone!«

»Scheißkerl!«

Sie hatte ihn gegen die Wand gedrängt und zerkratzte ihm mit den Nägeln das Gesicht. Von Panik ergriffen, holte er aus und schlug zu, mit dem Handrücken. Der Schlag traf Simone seitlich am Unterkiefer, ihr Kopf flog zurück, sie stürzte zu Boden. Ihr Kopf schlug mit einem dumpfen Krachen auf den Terracottafliesen auf. Sie blieb bewegungslos liegen.

Es folgte ein langes, bedrohliches Schweigen, nur der keuchende Atem ihres Vaters war zu hören, der sich langsam von dem Angriff erholte. Angélique wollte zu ihrer Mutter laufen, aber ihre eigene Panik hatte sie zu Eis erstarren lassen. Nach einer Weile schüttelte Marius sich wie ein Hund, der gerade aus dem Wasser kommt.

»Simone?« sagte er und beugte sich zu ihr herab. »Simone? Bist du okay?«

Sie ist tot, durchfuhr es Angélique. Er hat sie umgebracht.

»Simone!«

Angélique hörte ihre Mutter stöhnen. Simone drehte sich auf die Seite und erbrach sich auf den Boden. Marius machte angewidert einen Satz zurück.

Er sah wieder zu Angélique hoch. »Sie ist übergeschnappt«, sagte er.

»Sie ist verletzt.«

»Das war nicht meine Absicht... sie hat versucht, mir die Augen auszukratzen.« Vorsichtig tastete er mit der Hand nach seinem Gesicht. Über seinem rechten Lid klaffte ein Hautriß, aus dem Blut auf seinen Hemdkragen sickerte. »Hilf mir, Angélique.«

Aber Angélique hörte ihn nicht mehr. Sie raste wie eine Besessene die Treppe hinunter und zur Tür hinaus, weg vom Haus. Sie wußte nicht, warum sie wegrannte oder wohin sie rannte. Sie wollte nur weg, weg von diesem Alptraum.

Sie rannte über die Terrasse hinunter zum Teich, zu den

schützenden Ästen der Trauerweide. Über der Schaukel brach sie zusammen. Erst begannen ihre Beine zu zittern, dann die Arme, dann ihr ganzer Körper. Sie konnte gar nichts dagegen tun.

Sie zitterte noch immer, als sie Marius' Mercedes die von Pappeln gesäumte Auffahrt entlangrasen sah, ein verschwommener Schatten aus getöntem Glas und burgunderfarbenem Stahl.

Sie wollte weinen, aber es kamen keine Tränen. Es war, als ob etwas in ihrem Inneren ausgeschaltet worden war. Sie klammerte sich an den Seilen der Schaukel fest, doch ihre Hände zitterten so sehr, daß sie sich nicht halten konnte, ihre Finger verloren den Halt und sie sank zu Boden. Sie rollte sich auf die Seite, zog die Knie bis an die Brust, machte die Augen zu und wünschte sich ganz weit weg.

11

Das erste, was Angélique sah, als sie ins Haus zurückkam, war die Pfütze auf dem Fußboden. Verwirrt starrte sie den Fleck an. Zunächst dachte sie, es sei das Blut von Simone, von ihrem Kopf, als sie damit auf den harten Terracottafliesen aufgeschlagen war. Doch die Flüssigkeit war durchsichtig und so auf dem Boden verspritzt, als wäre sie von...

... oben heruntergetropft.

Sie hörte das Ächzen eines Seils, schaute hoch. Ihr Mund klappte auf und sie spürte, wie sie mit dem Rücken an der Wand herunterrutschte.

Das Seil hatte ihrer Mutter das Genick nicht sofort gebrochen, sondern sie langsam erdrosselt. Ihr Gesicht war schwarz, genau wie ihre Zunge. Sie war dick angeschwollen und ragte im rechten Winkel aus ihrem Mund. Ihre Augen waren weit offen

und starrten blicklos ins Leere, wie bei den Fischen in den Körben der Angler, die sie am Seine-Ufer in Paris gesehen hatte. Der seidene Morgenrock klaffte vorne auf, und ihre Mutter, die Schönheit, sah im Tode bleich und häßlich aus - wie ein Stück Fleisch am Haken im Kühlraum der Metzgerei.

Als sie starb, hatte sich ihre Blase entleert; daher die Pfütze auf dem Boden.

Ein Teil von Angélique schien sich von ihrem Körper zu lösen. Sie fühlte sich innerlich total taub. Wie in Trance ging sie zum Telefon, nahm den Hörer ab und wählte die Nummer der Ambulanz.

Als der Notarzt und die Sanitäter eintrafen, fanden sie sie unten im Garten, auf einer Schaukel sitzend. Nach ihrem Namen gefragt, starrte sie nur dumpf vor sich hin; in ihrem Kopf liefen andere Bilder ab.

12

Der Friedhof Père Lachaise an der Avenue Philippe Auguste im Osten von Paris erstreckt sich über eine Fläche von 25 Hektar. Oscar Wilde, Victor Hugo, Isadora Duncan und Jim Morrison liegen dort begraben. Der Friedhof selbst ist ein Museum der Bildhauerkunst, mit Mausoleen und Grüften jeder Art und Ausführung, eine Orgie von Marmorengeln und spärlich bekleideten Nymphen, fein gemeißelten viktorianischen Damen in Abendroben, steinernen Herren mit Homburg. Da stehen lebensgroße Darstellungen von Boxern und Pelikanen, selbst eine Ballerina im Tutu, die eingefroren in ihrer Bewegung den Gebeinen der Verstorbenen huldigt.

Dort war es auch, wo Simone Belmont an einem wunderschönen Frühlingsnachmittag beigesetzt wurde, neben ihrer Mutter und ihrem Vater. Sie trugen die Totenbahre über

einen Kiesweg zu dem offenem Grab, das von einem großen marmornen Engel und dem Stahlmausoleum eines Industriellen und seiner Familie flankiert wurde. Die tief herabhängenden Äste einer alten Eiche, in deren hellgrünem Frühlingslaub die Eichhörnchen herumtollten, beschatteten die Grabstätte.

Marius wurde von seinen Brüdern Paul und Bernard gestützt. Seine Eltern standen hinter ihm, zurückhaltend und grau. Es waren noch andere Leute da, die Angélique kaum kannte, Freunde ihres Vaters aus Paris und einige Tennispartner ihrer Mutter aus Rambouillet. Angélique stand alleine da in ihrem schwarzen Seidenkleid, einsam durch die hilflose Trauer ihres Vaters.

Die Männer in den Anzügen aus dunklem Wolltuch traten in der warmen Maisonne ungeduldig von einem Fuß auf den anderen, während der Priester die Grabrede hielt. Einmal hob Angélique den Blick und sah ihre Cousine Monique. Deren Gesicht war teilweise hinter einem schwarzen Schleier verborgen, der an ihrem Hut befestigt war. Doch ihre Augen waren nicht auf den Priester gerichtet, sie hafteten auf Marius. Sie hatte karmesinroten Lipgloss aufgetragen, der in der Sonne glänzte.

Angélique sah Blut aus einem zuckenden Herzen tropfen.

Als der Sarg dann ins Grab hinabgesenkt wurde, stieß ihr Vater einen Schrei aus. Ihre Onkel Paul und Bernard konnten ihn nur mit Mühe aufrecht halten. Sie halfen ihm dabei, eine Handvoll Erde in das Grab zu werfen, dann brach er zusammen, sank auf die Knie, Erde klebte an seinem Anzug, und Angélique schämte sich für ihn. Noch nie hatte sie ihn in der Öffentlichkeit weinen sehen. Sie registrierte, wie die Leute den Kopf abwandten oder betreten zu Boden sahen.

Marius rief *mamans* Namen wieder und wieder. Und sie wunderte sich, warum sie nichts, aber auch nicht das geringste dabei fühlte.

Nach der Beerdigung fuhr die Familie unverzüglich zurück ins Bauernhaus in Rambouillet. Marius saß mit *Grandmère* Belmont auf der Veranda; sie unterhielten sich im Flüsterton. Die anderen, ihre Onkel Paul und Bernard, ihre Tanten und Cousinen drückten sich im Haus herum, verlegen und peinlich berührt, knabberten an Pasteten- und Käsehäppchen, tranken kalten Kaffee und hüllten sich in ausgedehntes, unangenehmes Schweigen.

In seiner Verzweiflung machte Bernard eine Flasche Wein auf.

»Mein armes kleines Häschen«, sagte jemand. Angélique sah sich um. Es war Tante Marie, die Frau von Bernard. »Was wird nun aus dir, wenn deine arme *maman* nicht mehr für dich da ist?«

»Ich muß mich um Papa kümmern«, sagte Angélique ernst.

Marie drückte sie an sich. Angélique zuckte vor dem starken Duft ihres Parfüms zurück. »Armes kleines Häschen.«

»Hör auf damit«, flüsterte Bernard.

»Sie ist doch noch ein Kind. Und das alles ist so entsetzlich. Ich kann einfach nicht verstehen, wie eine Mutter ihrer eigenen Tochter so etwas antun kann.«

Monique knallte ihr Weinglas auf den Küchentisch. »Halt den Mund, *maman.* Du benimmst dich unmöglich.«

Tante Marie wurde blaß und entschuldigte sich.

Monique nahm Angélique beiseite und schlug den Schleier zurück. Eine tropfenförmige Perle an einer dünnen Goldkette baumelte zwischen ihren Brüsten. Angélique starrte sie mit unverhohlener Neugier an. So viele Geheimnisse, dachte sie; das Parfüm, der funkelnde Glanz auf ihren Lippen, dieses Tal aus nacktem Fleisch.

Monique legte den Arm um Angéliques Schultern. »Geht es dir gut, kleines Engelchen?« Sie benutzte den Kosenamen, den

Angéliques Vater immer gebrauchte.

Sie machte sich von ihr frei. »Ja, mir geht's gut.«

»Wir machen uns alle schreckliche Sorgen um dich.«

Angélique schaute zu Boden. Ich hasse dich! dachte sie dabei.

»Es war nicht meine Schuld«, wisperte Monique, die anscheinend Angéliques Gedanken erahnt hatte. »Sie hat es nicht meinetwegen getan.«

Angélique konnte und wollte ihr nicht ins Gesicht sehen. Sie haßte Monique. Sie haßte alle diese Mädchen, die ihren Vater in all diesen Nächten von zu Hause ferngehalten hatten.

»Es wird alles wieder gut«, sagte Monique.

Angélique rannte hinaus in den Garten.

Tante Noëlle war eigentlich nicht ihre richtige Tante. Aber sie lebte nun schon seit fast drei Jahren mit Paul zusammen, und kürzlich hatte Paul angefangen, sie Tante zu nennen. Sie war nicht viel älter als Monique, hatte buschiges schwarzes Haar und einen kleinen rosa Mund, der wie ein Herz geformt war. Im Gegensatz zu Tante Marie, die dürr und unbeholfen war, besaß Tante Noëlle die Eleganz und den Charme einer Katze. Beide trugen sie schwarze Designer-Kleider, doch das von Tante Marie wirkte an ihr, als hinge es immer noch auf dem Kleiderbügel in einer Pret-à-porter-Boutique; Tante Noëlles Kleid hingegen sah aus, als habe es Lagerfeld für sie persönlich entworfen.

Sie standen beide auf den Steinstufen unterhalb der Terrasse. Tante Noëlle trank schwarzen Kaffee; Tante Marie hatte ein Glas Weißwein in der Hand. »Sie nimmt es sehr schwer«, sagte Marie.

»Was für eine Tragödie. Warum tut jemand so was? Sich erhängen, meine ich.«

»Wenn ich mit Marius verheiratet gewesen wäre, hätte ich das

schon viel früher getan.«

»Hast du seine Vorstellung auf dem Friedhof gesehen? All die Frauen, die er gehabt hat, und jetzt, wo seine eigene tot ist, weint er um sie, als wären sie Heloise und Abelard gewesen. Glaubst du, daß er Simone geliebt hat?«

»Dieser Mann würde seine eigene Großmutter vögeln. Wie sollte er sie da geliebt haben?«

Sie schauten hoch, sahen Angélique oben auf der Treppe stehen und verstummten abrupt. Tante Marie lief feuerrot an. Tante Noëlle ging auf Angélique zu, doch die hatte sich bereits umgedreht und rannte über die Terrasse zurück ins Haus. Marius flüsterte noch immer mit Großmutter Belmont. Monique flirtete in der Küche mit ihrem Onkel Paul. Was für eine abscheuliche Familie! Angélique wünschte, sie würden endlich alle nach Hause verschwinden.

Sie stieg die Treppe hoch, vorbei an der Nische, von der aus sie die Handgreiflichkeiten beobachtet hatte, ließ die Finger über das glatte Eichengeländer gleiten, fand den Pfosten am oberen Treppenabsatz, an dem Simone die Schlinge festgeknotet hatte. Sie setzte sich auf die letzte Stufe, streichelte das polierte Holz, und als sie die Augen zumachte, hörte sie das leise Ächzen des Seils und sah den Gendarm, der an jenem Morgen ins Haus gekommen war und erst entsetzt den Treppenschacht hinaufgeschaut, dann sie angestarrt und immer wieder die gleiche Frage gestellt hatte: »Was ist passiert?«

Aber das war ein Geheimnis. Und es war wichtig, daß es niemals jemand erfuhr.

13

Nachdem alle nach Hause gegangen waren, setzte sich Marius allein mit einer Flasche Ricard auf die Veranda. Die Sonne war

untergegangen, und der Himmel erstrahlte in einem perlmuttfarbenen Zwielicht. Angélique kam erst die Treppe herunter, als sie den letzten Wagen wegfahren hörte, zog sich einen Stuhl heran und setzte sich neben ihren Vater.

»Mein kleiner Engel«, murmelte er.

»Papa.«

»Am liebsten wäre ich tot.«

Angélique sagte nichts.

»Warum hat sie so etwas Schreckliches getan?«

»Sie war verletzt, Papa.«

Er drehte sich zu ihr um und sah sie zum ersten Mal an diesem Tag an. Der Abend brach schnell herein, und sein Gesicht lag bereits im Schatten. »Sie wußte, daß ich sie liebe. Ich hätte sie nie verlassen, niemals.« Er zuckte in einer hilflosen Geste die Achseln. »Ich bin ein Mann, ich kann nichts für meine Gefühle.«

Angélique zitterte vor Kälte. »Du hättest bleiben sollen, Papa. Du hättest nicht so einfach wegfahren sollen.«

Er ließ den Kopf hängen. »Ich weiß. Das sage ich mir auch immer wieder. Aber ich habe doch nicht damit gerechnet, daß sie so etwas Verrücktes tut.«

»Was machen wir jetzt?«

Er nahm ihre Hand in die seine. »Jetzt werde ich mich um dich kümmern, kleine Angel. Alles wird gut werden. Du wirst sehen. Ich werde an dir alles wiedergutmachen, alles.« Angélique stand auf und ging ins Haus. Marius blieb auf der Veranda sitzen, starrte hinauf in den Sternenhimmel und trank.

14

In Frankreich ist für die Klärung eines Kapitalverbrechens

von Anfang an die Berufung eines Untersuchungsrichters erforderlich, um die Ermittlungen der Polizei und der Justizbehörden zu koordinieren. Als der Chefinspektor von Versailles hinter dem Tod von Simone Belmont am 30. April in der Nähe von Rambouillet ungewöhnliche Umstände vermutete, übergab er den Fall der *police judiciaire* in Paris, und Monsieur Marcel Valery war der leitende Untersuchungsrichter.

Die erste Befragung fand in Monsisur Valerys Büro im Palais de Justice auf der Ile de la Cite in Paris statt. Angélique wartete über eine Stunde draußen auf dem Flur, während ihr Vater vernommen wurde, dann ging die Tür auf und sie wurde hereingerufen.

Marius stand auf und führte sie zu dem anderen Besucherstuhl vor Monsieur Valerys Schreibtisch. In dem Büro roch es nach abgestandenem Zigarettenrauch. »Keine Angst, kleiner Engel«, sagte er. »Es ist alles in Ordnung.«

Monsieur Valery lächelte, stellte sich vor und fragte sie, ob sie ein Glas Wasser haben möchte. Sie sagte nein. Er trug Hosenträger, unter denen sich ein mächtiger Bauch wölbte, der über den Hosenbund hing. Er hatte die Hemdärmel bis zu den Ellbogen hochgerollt. Da borstige schwarze Haare auf den Unterarmen sprossen, oben aus dem Kragen und sogar aus den Ohren herauswucherten, fand Angélique, daß er wie ein Gorilla aussah. Doch als er sprach, klang seine Stimme freundlich wie die eines netten Onkels, der sie im Namen eines verzweifelten Elternteils sprechen möchte. »Ich muß dir nur ein paar Fragen stellen«, sagte er. Sie sah Marius an. »Es ist alles in Ordnung«, wiederholte er. Aber er sah verunsichert aus, und seine Hand zitterte, als er an seiner Gauloise zog.

»Du bist nicht in Schwierigkeiten«, versicherte ihr Valery. »Wir müssen nur sichergehen, daß wir genau wissen, was deiner *maman* zugestoßen ist.« Hinter seinem Kopf war ein Fenster, durch das sie Touristenboote die Seine entlangfahren sah. Der Louvre, der sich am rechten Flußufer über die Kastanienbäume

erhob, erinnerte sie an eines der Mausoleen auf dem Père Lachaise.

»Du hast einen fürchterlichen Schock erlitten«, fuhr Monsieur Valery fort. »Es tut mir sehr leid, die Sache mit deiner armen *maman.«* Er stützte die Ellbogen auf dem Schreibtisch auf, und seine Stimme wurde ernst und gewichtig. »Glaubst du, du kannst mir einige Fragen beantworten?«

»Ich werde es versuchen, Monsieur.«

»Fein. Du bist ein sehr tapferes, kleines Mädchen.«

Sie sah ihren Vater an, dann zurück zu Monsieur Valery. Sie hatte Angst.

»Kannst du mir mit deinen eigenen Worten schildern, was an jenem Samstagmorgen passierte, als deine *maman* starb? Laß dir Zeit.«

Angélique warf einen Blick auf die Stenotypistin, die still in einer Ecke des Büros saß und wartete. »Ich saß mit meiner Mutter in der Küche.« Die Stenotypistin begann auf eine altmodische Schreibmaschine einzuhämmern, die aussah, als gehörte sie in die Antiquitätensammlung des Louvre. Das lenkte Angélique ab.

»Erzähl weiter«, drängte sie Monsieur Valery sanft. »Wo war dein Vater an diesem Morgen?«

»Das weiß ich nicht. Er war nicht zu Hause.«

»Die ganze Nacht nicht?«

»Ja, Monsieur.«

»Woher weißt du das?«

»Meine Mutter hat es mir gesagt.«

»Sie hatten einen Streit?«

»Oh, nein, Monsieur.«

Monsieur Valery griff in die Tasche seines Jacketts, das hinter ihm über der Stuhllehne hing. Er holte eine Tafel Schokolade

heraus, brach einen Riegel ab und bot ihn ihr an. Sie nahm ihn und steckte ihn mit einem schuldbewußten Blick auf Marius in den Mund.

»Um wieviel Uhr kam dein Vater heim, Angélique?«

»So gegen sieben Uhr morgens, Monsieur.«

»Du bist dir ganz sicher, was die Uhrzeit betrifft?«

»Ich erinnere mich, daß ich auf die Uhr geschaut habe, kurz bevor er heimkam. Ich wollte nicht zu spät zur Schule kommen.«

»Weiter.«

Sie zögerte, aus Angst, etwas Falsches zu sagen. Was hatte Marius Monsieur Valery erzählt, als er mit ihm allein war? »Als Papa in die Küche kam, schickte *maman* mich hinaus.«

»Warum?«

»Das weiß ich nicht genau, Monsieur.« Monsieur Valery schien nicht ganz überzeugt zu sein. »Wo bist du dann hingegangen?«

Sie studierte den Fußboden. »Ich wartete auf der Treppe. Ich hörte Geschrei.«

»Wer hat geschrien.«

»*Maman.«*

»Was hat sie gesagt?« Angélique schloß die Augen.

»Was hat sie gesagt, Angélique? Es ist ganz wichtig, daß du dich daran erinnerst.«

»Es tut mir leid, Monsieur. Ich kann nicht.«

»In Ordnung.« Monsieur Valery warf Marius einen Blick zu, der deutlich zeigte, daß er glaubte, er habe Angélique zum Lügen gezwungen. »Was hast du von der Treppe aus gesehen?«

»Meine Mutter und mein Vater haben sich gestritten...«

»Haben sie sich gegenseitig angeschrien? Oder sich richtig geschlagen?«

»Sie haben sich geschlagen, Monsieur.«

»Wer hat wen geschlagen?«

»Daran kann ich mich nicht erinnern, Monsieur. Sie haben sich angeschrien, und mehr weiß ich nicht...« Sie verbarg ihr Gesicht in den Händen.

»Hast du gesehen, daß dein Vater deine Mutter geschlagen hat?« sagte Monsisur Valery leise.

»Er hat sie geliebt, Monsieur! Er hätte ihr nie weh getan!«

»Hast du ihn sie schlagen sehen?«

»Sie haben sich beide gegenseitig geschlagen.«

»Wie hat er sie geschlagen? Mit der offenen Hand, so? Oder mit der Faust?«

Seine Stimme hatte plötzlich einen scharfen Klang angenommen, und das versetzte sie in Panik. Was war es? Was wollte er von ihr hören? »Ich bin ganz durcheinander...«

»Monsisur, bitte...« protestierte Marius.

Valery gab nach und lehnte sich zurück. Seine Stimme wurde wieder freundlich. »Ist schon in Ordnung, Angélique. Es ist nicht so wichtig. Ich verstehe sehr gut, daß du Angst hast. Angst, deinen Vater in Schwierigkeiten zu bringen, nicht wahr?« Sie sah, wie er ihrem Vater wieder einen scharfen Blick zuwarf.

»Nur noch ein paar Fragen, dann kannst du nach Hause gehen. Versuch' dich zu erinnern. Als deine Mutter und dein Vater miteinander stritten, hast du da deine *maman* hinfallen sehen?«

»Vielleicht. Ich erinnere mich nicht an alles...«

»Dann erzähl uns das, woran du dich erinnern kannst.«

»... möglich, daß sie hingefallen ist, Monsieur.«

»Hat sie sich den Kopf angeschlagen?«

Sie starrte zu Boden.

»Hat sie sich den Kopf angeschlagen, Angélique?«

»Nicht fest.«

»Hat sie sich den Kopf hinten oder vorn an der Stirn angeschlagen?«

»Hinten, Monsieur.«

»Am Hinterkopf. Sie fiel rückwärts auf den Steinboden?«

»Ja, Monsieur.«

»Wie kam es, daß sie hinfiel?«

»Als er sie schlug, fiel sie rückwärts...«

Valery schaute zu der Sekretärin hinüber, die in ihrer Ecke unaufhörlich tippte. »An das erinnerst du dich also«, sagte er leise.

Angélique sah ihren Vater an. Sein Gesicht war wie versteinert.

»Du brauchst keine Angst zu haben, Angélique«, besänftigte sie Monsieur Valery. »Ich möchte niemanden in Schwierigkeiten bringen. Ich will nur die Wahrheit herausfinden.«

»Er wollte ihr nicht wehtun.«

»Schon gut, ich verstehe. Mach dir keine Sorgen. Du hast nichts Unrechtes getan.« Valery hielt kurz inne, um sich zu sammeln. »An diesem Morgen, als dein Vater und deine Mutter miteinander stritten, da hast du gesehen, wie du mir sagtest, daß deine Mutter hingefallen ist und sich den Kopf angeschlagen hat. Hast du sie auch aufstehen sehen?«

Angélique warf Marius wieder einen hilfesuchenden Blick zu. Sein Gesicht war ausdruckslos. Was sollte sie jetzt sagen?

Sie schüttelte den Kopf. »Ich bin weggerannt, Monsieur.«

»Aus dem Haus?« Angélique nickte.

»Und deine Mutter stand nicht auf?«

»Das hat sie Ihnen doch gerade erzählt«, unterbrach ihn

Marius barsch.

Valery nickte zustimmend und wandte sich wieder Angélique zu. »Wieviel Zeit verging, bis du wieder ins Haus gingst?«

»Das weiß ich nicht mehr.«

»Ungefähr.«

»Vielleicht eine Stunde.«

»Und war dein Vater dann noch da?«

»Nein, Monsieur.«

»Du hast ihn wegfahren sehen?«

»Ja, Monsieur.«

»Wann war das? Wann ist er weggefahren?«

»Kann ich mich nicht erinnern.«

»Wie lange war er schon weg, als du wieder ins Haus gegangen bist?«

»Das weiß ich nicht!« Sie fing an zu weinen. »Ich kann mich an nichts weiter erinnern...«

Monsieur Valery nickte Marius zu, bedeutete ihm, seine Tochter zu trösten. »Ich danke Ihnen, Monsieur Belmont. Das wäre im Augenblick soweit alles. Es tut mir leid, wenn ich das kleine Fräulein durcheinandergebracht haben sollte. Das lag nicht in meiner Absicht.«

»Können wir nach Hause gehen?« fragte Marius.

»Aber selbstverständlich.«

Marius stand auf und legte Angélique den Arm um die Schulter. »Und mir wird nichts vorgeworfen?«

Valery schüttelte den Kopf. »Vielen Dank für Ihre Mitarbeit.«

Sie verabschiedeten sich und fuhren schweigend zurück nach Rambouillet

15

Ihr Vater schien in den zehn Tagen nach Simones Tod um zehn Jahre gealtert zu sein. Sein Gesicht war eingefallen, die Augen lagen tief in ihren Höhlen. Er schlief und aß kaum. In manchen Nächten hörte sie ihn im Haus herumwandern, Türen auf- und zumachen, als ob er sie in allen Räumen suchte. Eines Nachmittags fand sie ihn in der Diele, wo er zum oberen Geländerpfosten hochstarrte, aschgrau im Gesicht, als hinge sie noch dort.

Er sprach kaum ein Wort. Und er war offensichtlich nicht in der Lage, seinen Kummer über den Tod seiner Frau, oder die Verdächtigungen, die sich gegen ihn richteten, mit jemandem zu teilen - am allerwenigsten mit seiner Tochter. An dem Nachmittag, als sie aus Monsieur Valerys Büro zurückkamen, hatte er vor Schmach und Entrüstung geweint, konnte aber seinen Schmerz nicht in Worte fassen.

Angélique vermutete, daß ihn noch ganz andere, schlimmere Qualen peinigten. Manchmal, wenn das Telefon klingelte, hörte sie ihn den Hörer abnehmen und beinahe gleichzeitig wieder auf die Gabel knallen. Zweimal nahm sie ab. Es war eine Frau, doch Marius weigerte sich, mit ihr zu sprechen.

Er weinte pausenlos.

Angélique wünschte, sie könnte ebenfalls weinen, aber es war, als sei etwas in ihr zusammen mit ihrer Mutter gestorben. Sie verließ sich auf ihre Erinnerung und die Routine, die ihr sagten, wann sie zu sprechen, zu schlafen und hungrig zu sein habe, doch innerlich fühlte sie nichts, absolut nichts.

Eines frühen Morgens hielt der Polizei-Fiat im Hof. Zwei Zivilbeamte der Kriminalpolizei von Paris stiegen aus, gefolgt von zwei uniformierten Gendarmen. Angélique kannte die beiden Beamten bereits von dem Tag her, an dem ihre Mutter starb. Sie machte die Tür auf. Die Herren wirkten verlegen.

»Pardon, mademoiselle. Wir müssen mit deinem Papa sprechen. Ist er zu Hause?«

Angélique schaute die Treppe hoch. Marius kam mit wankenden Schritten aus dem Schlafzimmer getaumelt. Er trug den seidenen schwarzen Hausmantel, den er aus Hongkong mitgebracht hatte und der aussah, als habe er darin geschlafen. Die Haare hingen ihm in die Augen, der Blick war noch vom Schlaf getrübt.

»Monsieur Belmont«, sprach ihn einer der Kriminalbeamten an. Marius rieb sich mit den Händen das Gesicht und warf einen Blick auf die Gendarmen, die draußen im Hof warteten. »War es nicht die Gestapo, die ihre Verdächtigen mit Vorliebe mitten in der Nacht aufgesucht hat?« sagte er.

»Es ist neun Uhr, Monsieur.«

»Neun Uhr?« Marius blinzelte ihn an. »Mein Gott... ich habe eine Tablette genommen. Ich konnte nicht schlafen.«

Einer der Beamten zog seinen Ausweis aus der Tasche. »Ich bin Chefinspektor Andre Mallarme, und das ist Inspektor Jean Dujardin. Wir kommen von der Kriminalpolizei in Paris.«

Marius starrte sie verdutzt an. »Ich verstehe nicht.«

»Würden Sie bitte mitkommen?«

»Mitkommen? Inspektor, ich habe all Ihre Fragen bereits hundertmal beantwortet. Um was genau geht es denn?«

»Es ist Ihnen gestattet, ein paar Telefonate zu führen. Möglicherweise wollen Sie Vorkehrungen für Ihre Tochter treffen.«

»Vorkehrungen? Welche Vorkehrungen? Verstehen Sie, ich habe ziemlich schlecht geschlafen. Was geht hier vor?«

»Monsieur Belmont, gegen Sie ist Haftbefehl erlassen worden. Sie werden des Mordes an Ihrer Ehefrau, Simone Belmont, angeklagt. Würden Sie bitte mitkommen?«

16

Paul Belmont betrat das Gebäude der Pariser Kriminalpolizei mit Ray Ban-Sonnenbrille, Gucci-Slippern und einem blauen Blazer, auf dessen Brusttasche in roten Buchstaben MIDNIGHT EXPRESS stand. Ein amerikanischer Produzent hatte ihm den Blazer auf dem Filmfestival in San Sebastian geschenkt. Er beleidigte Chefinspektor Andre Mallarme von dem Moment an, als er in sein Büro spazierte; genau dies war seine Absicht.

»Wer sind Sie?« wollte Mallarme wissen.

»Ich bin Paul Belmont. Mein Bruder rief mich vor einer Stunde an. Wo ist er?«

Lässig warf Paul seine Autoschlüssel mit dem schwarzgelben Porsche-Emblem auf den Schreibtisch des Chefinspektors. Mallarme starrte grimmig auf den Schlüsselanhänger.

»Ihr Bruder befindet sich augenblicklich in Untersuchungshaft. Er wird des Mordes an seiner Ehefrau beschuldigt.«

»Das ist doch völlig absurd! Sie hat sich am Treppenpfosten erhängt. Wie kommen Sie auf die Idee, daß das ein Mord gewesen sein soll, Maigret?«

Wenn Mallarme sich von Pauls Benehmen beleidigt fühlte, so zeigte er es jedenfalls nicht. Statt dessen nickte er dem jungen Mädchen zu, das geduldig auf seinem Stuhl in einer Ecke des Büros saß. »Soweit ich unterrichtet bin, sagten Sie Ihrem Bruder, daß Sie bereit sind, die Verantwortung für Ihre Nichte zu übernehmen.«

Paul überging seine Bemerkung. »Wie hoch ist die Kaution?«

»Das muß das Gericht entscheiden. Angesichts der Schwere des Verbrechens rechne ich nicht damit, daß man Ihren Bruder aus der Untersuchungshaft entläßt.«

»Ich will ihn sehen.«

»Gewiß. Wenn Sie sich zur Sûrete bemühen, wird man Ihnen bestimmt einige Minuten Sprechzeit gewähren.«

»Die Sûrete?«

»Hier geht es um Mord, Monsieur Belmont. Ab jetzt wird sich das Gericht mit dem Fall befassen. Mein Anliegen ist nur, daß sich jemand bereit erklärt, vorübergehend die Verantwortung für das kleine Mädchen zu übernehmen. Ich habe hier einige Unterlagen, die Sie unterschreiben müßten. Sobald das erledigt ist, können Sie Ihre hübschen Autoschlüssel wieder an sich nehmen und gehen. Und mein Name ist nicht Maigret, sondern Mallarme. Ist das klar?«

»Warum gehen wir nicht alle nach Rußland?« sagte Paul und zog einen goldenen Dunhill-Kugelschreiber aus der Brusttasche seines Blazers. »Was muß ich unterschreiben?«

In Paris dient das Auto ebenso als Waffe wie als Transportmittel. Die »75« auf dem Nummernschild zeigt an, daß ein Fahrzeug in der französischen Hauptstadt zugelassen ist, und die Besitzer protzen damit wie mit einer Tätowierung. Renaults, Peugeots und Citroens schlängeln sich mit beängstigendem Tempo durch die verstopften Straßen und Boulevards, wobei die Fahrer den Finger ständig auf der Lichthupe halten und die roten Ampeln meist ignorieren.

Eine Fahrt durch Paris mit dem unaufhörlichen Gehupe, den erhobenen Fäusten und kreischenden Bremsen kann zu einem Alptraum geraten, und Angélique ängstigte sich schier zu Tode. Ihr Onkel in seinem schwarzen Porsche 911 fluchte ohne Unterlaß und bahnte sich rücksichtslos seinen Weg durch den dichten Verkehr. Die doppelten Auspuffrohre dröhnten, wenn er wie ein Irrer um die Kurven raste.

Auf dem Boulevard Saint Michel fuhr er mit 70 km/h über eine rote Ampel, angelte dabei mit seiner Linken nach dem blauen Päckchen Gauloises und dem Feuerzeug und zündete

sich mit einer Hand eine Zigarette an. Etliche Male mußte Angélique sich am Handschuhfach festhalten, wenn er im Zickzack die Fahrspuren wechselte, und jedesmal drehte er sich zu ihr um und grinste sie in dieser »Ich-sagte-dir-doch-wir-schaffen-es«-Manier an.

Er schob sich die Ray-Ban über die Stirn. »Bist du okay?«

»Ich fliege nicht gern. Besonders nicht in einem Auto.«

Er lachte, nahm aber trotzdem die nächste Kurve mit Höchstgeschwindigkeit. »Ich bringe dich jetzt in die Wohnung zurück, dann fahre ich zu Marius.«

«Der Polizist sagte, er müsse bis zur Verhandlung im Gefängnis bleiben.«

»Flics!« zischte Paul verächtlich. »Haben die dich wenigstens anständig behandelt?«

»Ach, weißt du, sie haben mich nur ab und zu mit dem Gummiknüppel verprügelt.«

Paul, den ihr kaltschnäuziger Humor verunsicherte, starrte sie etwas verlegen an. »Es wird alles wieder gut«, sagte er.

»Klar«, entgegnete sie. Meine Mutter ist tot, mein Vater sitzt im Gefängnis, und die Polizei glaubt, daß er sie umgebracht hat. Und mein lieber Onkel will mir weismachen, daß alles wieder gut wird. Keiner um mich herum weiß mehr, wie er sich verhalten soll. Sie können mich nicht behandeln wie ein dummes kleines Kind, zumal sie alle wissen, daß ich meine Mutter habe sterben sehen, aber sie können mich auch nicht wie eine Erwachsene behandeln, weil ich erst dreizehn bin. Sie wissen einfach nicht, was sie tun sollen.

»Keine Sorge. Ich werde mich um dich kümmern«, sagte er. »Bist du sicher, daß alles in Ordnung ist mit dir?«

»Ja«, erklärte sie. »Mir geht es gut.« Und das stimmte. Sie war innerlich wie taub. Den schrecklichsten aller Alpträume hatte sie bereits durchgemacht und ihn überlebt. Sie hatte die

schlimmste aller Erfahrungen, die das Leben für sie bereithalten mochte, hinter sich.

Oder nicht?

17

Paul Belmont war zwar fast sieben Jahre jünger als Marius, doch es war Marius, der den gewissen Sex-Appeal hatte. Paul war kleiner und zierlicher gebaut, und sein langes schwarzes Haar wurde an der Stirn bereits schütter. Diesen Makel versuchte er durch offen zur Schau gestellte männliche Sexsymbole wettzumachen, indem er sich einen Pferdeschwanz wachsen ließ und ein Stück von einem Rhinozeroshorn an einer Goldkette auf der dicht behaarten Brust trug. Paul hatte die Vorliebe der Franzosen für experimentelles Kino nie geteilt. In den frühen Siebzigern hatte er die Drehbücher für drei erfolgreiche Gangsterfilme geschrieben, die jungen Talenten wie Alain Delon und Jean-Paul Belmondo damals als Sprungbrett dienten. 1977, als er seine Drehbücher nach seinen eigenen Vorstellungen verfilmen wollte, produzierte er einen Lowbudget-Film mit dem Titel *Trois Femmes,* Drei Frauen, zu dem er das Drehbuch schrieb und selbst Regie führte. Der Film wurde ein Riesenerfolg.

Keiner seiner nachfolgenden Filme konnte einen ähnlichen Erfolg verzeichnen, doch Paul wurde immer noch als einer der vielversprechendsten jungen Filmemacher der Nation geachtet und lebte äußerst komfortabel in einer eleganten Wohnung in einer Seitenstraße der Rue Jacob im 6. Arrondissement.

Als sie dort ankamen, waren beide Straßenseiten mit Autos vollgeparkt, unter deren Scheibenwischern Knöllchen flatterten, doch Paul schaffte es, seinen Porsche zwischen einen Citroen und einen Mercedes zu klemmen, wobei er mit beiden Vorderrädern auf dem Bürgersteig stand.

Sie gingen die fünfzig Meter zum Haus zurück, und Paul drückte auf eine der Klingeln neben der grün gestrichenen Eingangstür, die sofort aufging. Im nächsten Augenblick hörte Angélique eine Stimme »Wer ist da?« kreischen, und eine dicke Frau in Schwarz kam durch eine Glastür geschossen. Zwischen ihren Beinen stand ein frisch geschorener Zwergpudel, der sie aufgeregt ankläffte. »Ich bin's nur, Madame David«, rief Paul. Madame David musterte Angélique vom Kopf bis zu den Zehenspitzen. »Und wer ist das?«

»Meine Nichte. Sie wird eine Weile bei uns wohnen.«

»Nichte!« schnaubte Madame David verächtlich, ehe die Glastür zuknallte.

Paul lächelte. »Sie ist unausstehlich, aber immer noch besser als ein TV-Monitor und eine Alarmanlage. Kein Einbrecher, der nicht die Statur von Rambo hat, kommt an der vorbei. Und an Brigitte natürlich.«

»Wer ist Brigitte?«

»Ihr Pudel.« Von der Straße aus machte die Fassade des Gebäudes einen recht schäbigen Eindruck, innen jedoch war es ganz anders. Das Foyer ging auf einen gepflasterten Hof hinaus, den ein ausladender Paulownia-Baum überschattete. Die schmiedeeisernen Balkone waren mit dichten Efeuranken bewachsen. Gegenüber Madame Davids Tür wand sich eine abgetretene, aber sorgfältig gebohnerte Treppe im Stil Louis Treize fünf Etagen hoch. »Komm«, sagte Paul.

Tante Noëlle erwartete sie an der Wohnungstür im zweiten Stock. Sie sah blaß und besorgt aus. Sobald Angélique vor ihr stand, beugte sie sich hinunter und umarmte sie. »Armer kleiner Liebling«, murmelte sie dabei. »Geht es dir gut?«

Was sollte sie darauf bloß antworten? Angélique nickte und sagte gar nichts.

»Ich kann es nicht glauben«, sagte Noëlle an Paul gewandt.

»Und auch keine Kaution«, setzte dieser hinzu.

»Ach, Angélique.« Noëlle klang ehrlich betroffen. »Komm rein, du armes Ding.«

Noëlle führte sie ins Wohnzimmer und drückte sie auf das große Ledersofa. Angélique sah sich um. Artdeco-Lampen, gerahmte Auszeichnungen, Wandteppiche neben abstrakten Gemälden und überall Bücher; reihenweise Bücher in Wandregalen, aufgeschlagene Exemplare auf dem Couchtisch aus Chrom und Glas, von ledergebundenen Geschichtsbänden über die Französische Revolution bis hin zu Harold-Robbins-Taschenbüchern. Eine seltsam fremde Welt - ohne Blumen, ohne die vertrauten Düfte von Mutters Parfüm und ihrer Küche.

Jetzt spürte sie ihn zum ersten Mal wirklich, den Verlust, den sie erlitten hatte. Er äußerte sich als körperlicher Schmerz, traf sie wie ein Schlag in den Magen. Nur mit Mühe konnte sie die Tränen zurückhalten.

Sie merkte, daß Noëlle mit ihr sprach. »Hast du Hunger?« erkundigte sich diese freundlich. »Haben dir die *flics* eine Kleinigkeit angeboten? Möchtest du etwas essen?«

»Bitte«, brachte sie heraus. Noëlle verschwand in der Küche, wo Angélique sie und Paul flüstern hörte. Warum glaubten Erwachsene immer, man könne sie nicht hören?

»Mord? Sie haben ihn wirklich des Mordes angeklagt?«

»Er ist in der Sûrete. Ich fahre jetzt gleich hin und besuche ihn. Wir müssen einen guten Anwalt für ihn finden.«

»Du glaubst doch nicht, daß er Simone umgebracht hat, oder?«

»Ich weiß es nicht. Aber das ist jetzt auch nicht so wichtig. Ich muß zunächst einmal versuchen, ihn da rauszuholen.« Er ging zur Tür. Angélique hörte ihn in seiner Blazertasche nach den Autoschlüsseln kramen.

»Ich kann es einfach nicht glauben. Ich habe es nicht

geglaubt, als du es mir erzählt hast, und ich glaube es jetzt immer noch nicht.«

»Die *flics* glauben es jedenfalls.«

»Du hast ihn doch bei der Beerdigung gesehen. Er ist kein Mörder, Paul.«

Er gab ihr darauf keine Antwort, sondern meinte nur: »Kommst du klar mit Angel?«

»Natürlich. Aber sie wirkt so... so normal. Glaubst du, sie begreift überhaupt, was hier vorgeht?«

»Sie begreift es bestimmt, aber ich denke, es ist noch nicht richtig bei ihr angekommen. Hör zu, ich mache mich besser auf den Weg. Bis später, cherie.«

Hinter ihm fiel die Tür ins Schloß.

Angélique beobachtete, wie ein Regenschauer gegen die Fensterscheiben prasselte. Die Welt um sie herum war plötzlich dunkel und leer geworden; und das war allein die Schuld ihres Vaters.

18

Bislang war ihr Vater ihr immer groß und stark erschienen, wie ein netter, zu Possen aufgelegter Bär, doch jetzt, in der weiten Gefängniskleidung, sah er aus, als ob er geschrumpft wäre. So als ob jemand das genaue Ebenbild von ihm modelliert, aber mit dem Ton gespart hätte. Er wirkte zwanzig Zentimeter kleiner und zehn Kilo leichter. Unter seinen Augen lagen bleigraue Schatten. »Hallo, Papa«, murmelte sie.

»Hallo, mein kleiner Engel.«

»Was haben sie mit dir gemacht?«

Angélique spürte, wie ihr Paul aufmunternd die Hand drückte. Sie hatte von dem Moment an, als sie die Sûrete betraten, seine

Hand festgehalten, denn die grauen Mauern und die wütenden Schreie, die durch die Korridore hallten, jagten ihr Angst ein. Es war erst gestern gewesen, daß die Polizei zu ihnen ins Bauernhaus gekommen war und ihren Vater verhaftet hatte, aber ihr kam es vor wie vor vielen Jahren. »Sie glauben tatsächlich, daß ich so etwas getan habe«, sagte Marius und stieß ein sonderbares Lachen aus. Es hörte sich an wie splitterndes Glas. »Möglich, daß ich viele unschöne Dinge getan habe, aber das nicht. Das hätte ich meiner Simone niemals antun können.«

»Das wissen wir«, sagte Paul.

»Kümmert sich dein Onkel Paul gut um dich, meine kleine Angel?«

Angélique nickte, noch immer verwirrt von der Veränderung, die mit ihrem Vater vorgegangen war.

»Sieh nur zu, daß sie dich nicht mästen wie eine Weihnachtsgans«, sagte er. »Seine Frau kann nämlich wunderbar kochen.« Er versuchte ein Lächeln, das zu einer schiefen Grimasse geriet. »Meine arme kleine Angel.« Sie wußte nicht, was sie sagen sollte.

Marius wandte sich an Paul. »Simone hat nicht einmal einen Abschiedsbrief hinterlassen. Sie tut so etwas Schreckliches, ohne mir zu sagen warum.« Er ließ den Kopf in die Hände sinken. »Und jetzt glauben alle, ich habe sie umgebracht. Ich bin kein Mörder, Paul.«

»Ist schon gut, Marius. Ein Freund von mir hat mir den Namen eines Anwalts gegeben. Des besten Anwalts. Wir werden dich aus der Sache schon wieder rausboxen.«

Marius hörte ihm gar nicht zu. Sein Blick hing wieder an Angélique. »Du weißt doch, daß ich deiner *maman* nicht wehgetan habe, nicht wahr, kleiner Engel?« Angélique antwortete nicht.

»Angel? Bitte - sag mir, daß du das nicht glaubst!« Sie blickte in seine traurigen braunen Augen.

»Das hast du aber«, sagte sie.

Die beiden Männer starrten sie fassungslos an.

»Nein«, flüsterte Marius.

»Was immer auch passiert ist, nachdem ich aus dem Haus gerannt bin, dafür bist du allein verantwortlich.«

»Angel!« zischte Paul. »Um Gottes willen!«

»Er hat die Nacht mit einer anderen Frau verbracht. Es gab immer andere Frauen...«

»Kleiner Engel...« Marius sah Paul an, dann zurück zu seiner Tochter. Aus seinem Blick sprach pures Entsetzen. »Das habe ich nicht gewollt...«

»Ich liebe dich, Papa, aber ich werde dir nie verzeihen. Wenn du und diese andere Frau nicht gewesen wären, würde *maman* noch leben. Du hast *maman* betrogen... du hast uns beide betrogen.«

Marius streckte die Hand nach ihr aus, doch sie wich zurück.

»Ich will nach Hause«, sagte sie.

»Bitte«, flehte Marius sie an. Er hatte keine Kraft mehr zum Kämpfen, keine Spur von Kraft mehr.

»Ich will nach Hause«, wiederholte Angélique.

Aus Pauls Gesicht war alle Farbe gewichen. Diese Seite an seiner kleinen Nichte hatte er noch nie gesehen; er hatte nicht einmal geahnt, daß eine solche existierte. Er hatte sie als hilflose Außenstehende betrachtet, als armes kleines Opfer, hatte nicht geglaubt, daß sie alt genug war für eine derartige Schuldzuweisung. Er hatte sie völlig falsch eingeschätzt.

Auf der anderen Seite konnte er ihr ihre Gefühle nicht einmal übelnehmen. »Mach dir keine Sorgen«, flüsterte er Marius zu. »Ich werde mit ihr reden.« Er gab dem Wärter ein Zeichen und verließ hastig den Besucherraum, den Arm um die Schultern seiner Nichte gelegt. Wunderbar, was für ein Schlamassel!

Paul und Noëlle waren gut zu Angélique, und sie taten alles in ihrer Macht stehende, um Marius zu helfen. Noëlle arbeitete momentan als Produktionsassistentin bei Pauls neuem Filmprojekt mit, das sich gerade in der Vorbereitungsphase befand. Doch beide verschoben alle anstehenden Besprechungen und Konferenzen um eine Woche, um bei Angélique zu sein und Marius einen Anwalt zu suchen. Wie versprochen fand Paul für seinen Bruder den besten, einen gewissen Gilles Premonville, den bekanntesten - und teuersten - Strafverteidiger des Landes.

»Den kann Marius sich *jetzt* leisten«, bemerkte Paul zu Noëlle eines Tages und hob dabei vielsagend die Brauen.

Noëlle fuhr mit Angélique in das Bauernhaus nach Rambouillet, um ihre Sachen zu holen. Es war merkwürdig still im Haus, leer. Das erste, was Angélique auffiel, war, daß in der Vase in der Nische keine Blumen standen und kein appetitlicher Essensduft aus der Küche wehte. Sie blieb vor der Tür stehen, horchte und dachte, sie würde vielleicht die Stimme ihrer Mutter hören.

»Bist du das, Angel? Hast du einen guten Tag gehabt in der Schule?«

Aber das einzige, was sie hörte, war der Wind im alten Kastanienbaum.

Pepe war auch nicht mehr da. Noëlle sagte, daß Paul am Tag nach der Verhaftung von Marius hergekommen sei, um nach ihm zu sehen, ihn aber nicht hatte finden können. Er muß weggelaufen sein, hatte Noëlle gesagt. Und wahrscheinlich war es gut so, denn Madame David erlaubte es ohnehin nicht, Haustiere in den Wohnungen zu halten.

Sie packten Angéliques Kleider und Bücher in Kartons und verstauten sie im Kofferraum von Noëlles Citroen. Angélique erledigte alles in Windeseile, sie wollte es hinter sich bringen, wieder von hier verschwinden. Auf der Anrichte im Eßzimmer

stand eine gerahmte Fotografie, die Marius vor Jahren von ihnen dreien gemacht hatte, als sie vier oder fünf gewesen war. Sie schnappte sich das Bild und rannte zur Tür hinaus.

Noëlle kam ihr hinterher. »Es ist doch nur vorübergehend«, sagte sie.

Angélique antwortete ihr nicht. Wie könnte ich jemals zurückkommen und hier leben? dachte sie bei sich.

Als sie in die Wohnung in Saint-Germain-des-Près zurückkamen, ging Noëlle Farbe und zwei Pinsel kaufen, und anschließend verbrachten sie den Nachmittag damit, das Gästezimmer frisch zu streichen. Am nächsten Tag nahm Noëlle sie mit ins Kaufhaus La Samaritaine, wo Angélique sich neue Möbel für das Zimmer aussuchen durfte; sie kauften ein Bett, eine Frisierkommode und einen Schrank für ihre Kleider.

Paul überschlug sich förmlich bei seinen Bemühungen, ebenfalls nett zu ihr zu sein. Jeden Tag brachte er ihr ein Geschenk mit; einmal eine hübsche Bluse, ein anderes Mal ein Paar Ballerinas für den Sommer, ein Buch oder einen Schildpattspiegel. Und abends kam er immer an ihr Bett und gab ihr einen Gutenachtkuß, wie ihr Vater es getan hatte.

Aber all das half nichts.

Angélique litt immer häufiger an Schlaflosigkeit. Eines Nachts stand Noëlle auf und fand sie im Wohnzimmer. Sie saß auf dem Sofa, ein aufgeschlagenes Buch auf dem Schoß, und starrte die Zimmerdecke an. »Angélique?«

»Ich konnte nicht schlafen.«

»Es ist drei Uhr morgens.«

»Ich wollte dich nicht aufwecken.«

»Du hast mich nicht geweckt. Ich mußte auf die Toilette.« Noëlle setzte sich neben Angélique aufs Sofa und legte ihr den Arm um die Schultern. »Wie lange bist du schon wach?«

»Weiß ich nicht«, sagte Angélique. »Ich habe schlecht

geträumt und konnte nicht mehr einschlafen.«

Noëlle überredete sie, wieder ins Bett zu kriechen, aber in den folgenden Nächten wachte sie oft auf und sah Licht im Wohnzimmer. Manchmal fragte sie sich, ob das unglückliche kleine Mädchen überhaupt jemals schlief.

Eine Woche nach der Verhaftung sagte Noëlle zu Angélique, daß sie sie dem Direktor einer Schule in Montparnasse vorstellen möchte. »Du darfst in der Schule nicht zurückbleiben«, erklärte sie ihr. »Und neue Freunde kennenzulernen, wird dich bestimmt auch ein wenig ablenken.«

Irgendwie kam ihr das alles so dauerhaft vor.

Angélique war sich sicher, daß sie das Bauernhaus in Rambouillet niemals wiedersehen würde. Aber da täuschte sie sich. Sie sollte noch ein letztes Mal dorthin zurückkehren, während des Prozesses gegen Marius Belmont.

19

Der Fall wurde vor dem Schwurgericht im Palais de Justice auf der Ile de la Cité in Paris verhandelt. Der Prozeß erregte enormes Aufsehen. Im Gerichtssaal drängten sich nicht nur die Reporter der verschiedenen Skandalblätter wie *France Dimanche, Ici Paris* und *Minute,* sondern auch die Vertreter der seriösen Tageszeitungen wie *Le Figaro* und *Le Monde,* selbst ein Journalist der deutschen Zeitschrift *Stern* war anwesend. Nach dem Warum brauchte man nicht groß zu fragen.

Der Angeklagte war ein gefeierter Modefotograf, dessen Arbeiten regelmäßig in *Vogue, Elle* und *Cosmopolitan* veröffentlicht wurden, und sein Bruder einer der erfolgreichsten jungen Filmemacher des Landes. Geld, Sex und Gewalt spielten eine wichtige Rolle bei dem Mord, seit jeher die drei wichtigsten Säulen der Pressearbeit. Und zu guter Letzt hatte das

Verbrechen keine fünf Kilometer von der Sommerresidenz des französischen Staatspräsidenten stattgefunden.

Marius Belmont wurde bezichtigt, sich des Verbrechens des Mordes schuldig gemacht zu haben. Artikel 296 des französischen Strafgesetzbuches besagt: »Jeder vorsätzlich oder aus dem Hinterhalt begangene Mordanschlag... wird als Mord erachtet.«

Um zehn Uhr morgens wurde die Verhandlung eröffnet. Der *avocat général,* der Vertreter der Anklage, Maître Paul Lindon, der in eine dunkelrote Robe gewandet war, erhob sich und richtete seinen Blick auf Marius Belmont, während er die Anklage verlas.

»Marius Bernard Belmont, Sie werden des Mordes beschuldigt, ein Verbrechen, das laut Gesetz mit lebenslänglicher Haftstrafe geahndet werden kann...«

»... wir werden dem Gericht beweisen, daß Sie Ihre Ehefrau bewußtlos geschlagen, sie durch Strangulieren zu Tode gebracht und versucht haben, das Verbrechen dadurch zu verschleiern, daß Sie es als Selbstmord haben erscheinen lassen. Wir werden nicht nur einen Zeugen für Ihre Gewalttat vor Gericht erscheinen lassen, sondern auch Ihr Motiv für dieses abscheuliche Verbrechen aufdecken...«

Die französische Rechtsprechung fordert, daß eine Rekonstruktion des Verbrechens am Tatort stattfindet, sofern dies möglich ist. So kam es, daß Angélique sich am nächsten Tag noch einmal in dem Bauernhaus in Rambouillet wiederfand. Doch diesmal war das Haus weder verlassen, noch war es dort still. In der kleinen Eingangshalle und im Hof drängten sich Anwälte, Kriminalbeamte, Polizisten in Uniform, Geschworene und Journalisten.

Maître Lindon erklärte dem Richter: »Wir haben eine Zeugin, Angélique Belmont, die sah, wie ihr Vater, der Angeklagte, Simone Belmont bewußtlos schlug, ehe sie, von Panik ergriffen,

aus dem Haus rannte. Die Staatsanwaltschaft ist der Ansicht, daß der Angeklagte seine Frau anschließend diese Treppe hinaufgetragen und sie oben auf dem Absatz abgelegt hat.«

Jeder der Anwesenden schaute nach oben. Angélique schaute ebenfalls hoch, genau wie an jenem Morgen; sie hörte wieder das Ächzen des Seils, sah das Gesicht ihrer Mutter, angeschwollen und dunkel verfärbt...

»Wie Sie alle selbst feststellen konnten, ist der Angeklagte ein großer, kräftiger Mann, seine Frau dagegen war von graziler Gestalt. Wir nehmen weiterhin an, daß er dann aus der Scheune auf der anderen Seite des Hauses ein Seil holte. Wenn Sie mir bitte folgen wollen, *Monsieur le Président...«*

Er führte den Richter die Treppe hinauf zu der Nische. Das Holz knarrte unter dem Gewicht der Geschworenen und Anwälte, die sich hinter ihnen ebenfalls nach oben drängten.

»Dann befestigte er das eine Ende des Seils hier an diesem Geländerpfosten und schlang einen unfachmännischen Henkersknoten um den Hals seiner Frau. Anschließend hob er den Körper seiner Frau über das Geländer und ließ ihn fallen. Weil der Knoten nicht korrekt geschlungen wurde, trat der Tod mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit nicht sofort ein, *Monsieur le Président.* Das Opfer wurde von dem Seil stranguliert - ein langsamer und grauenvoller Tod...«

Angélique brach am Fuß der Treppe bewußtlos zusammen. Noëlle stieß einen Schrei aus, worauf Paul herbeigeeilt kam, seine Nichte aufhob und sich einen Weg durch die Menge hinaus in den Hof bahnte, um das Mädchen an die frische Luft zu bringen. Kameras surrten im Sonnenschein, und die Journalisten machten sich eifrig Notizen. Diese Veranstaltung erwies sich als interessanter, als sie zu hoffen gewagt hatten.

20

Maître Lindon rief den ersten Zeugen der Anklage auf.

»Nennen Sie uns bitte Ihren Namen, Monsieur.«

»Mein Name ist Pierre Herbet.«

»Sie sind der zuständige Gerichtsmediziner für das Departement Yvelines, ist das richtig?«

»Das ist richtig, Monsieur.«

»Haben Sie persönlich die Autopsie an der Leiche von Simone Belmont am 30. April 1983 vorgenommen?«

»Ja, Monsieur.«

»Und was war Ihrer Meinung nach die Todesursache?«

»Asphyxie, Monsieur. Ihre Trachea - ihre Luftröhre wurde gequetscht. Außerdem fanden sich an ihrem Hals die für diese Todesart, im vorliegenden Fall Tod durch Erdrosseln, typischen Druckmale.«

»Haben Sie noch andere Verletzungen am Körper der Toten feststellen können, Monsieur?«

»Ja, in der Tat.«

Maître Lindon nahm einen Schädel von dem Tisch, auf dem die Beweisstücke lagen, und ging damit zum Zeugenstand. »Dies hier ist eine Nachbildung des menschlichen Schädels, ein Plastikmodell. Glauben Sie, Monsieur, Sie können uns daran zeigen, wo Sie diese anderen Verletzungen fanden?«

»Selbstverständlich, Monsieur.« Herbet nahm dem Staatsanwalt den Schädel ab. »Ich fand zwei schwerwiegende Quetschungen, eine davon hier am Os zygomaticum.« Er hielt das Schädelmodell vor den Geschworenen hoch und deutete auf die genannte Stelle. »Ihnen wahrscheinlich besser bekannt als Wangenbein. Außerdem eine geringfügige Platzwunde an der Oberlippe hier auf dieser Seite, auf Grund äußerer

Gewalteinwirkung.«

»Könnte diese Verletzung zum Beispiel durch einen Schlag mit einer geschlossenen Faust herbeigeführt worden sein?«

»Sehr gut möglich, Monsieur.«

»Welche Verletzungen stellten Sie außerdem noch fest?«

»Eine größere Kontusion, eine Quetschung, ausgelöst durch einen Schlag auf den Os occitipale, der sich hier am Hinterkopf befindet. Bei der Leichenöffnung stellte ich ein Hämatom, einen Bluterguß, im okzipitalen Bereich des Pallium fest, welches zu einem leichten zerebralen Ödem führte.«

»Laienhaft ausgedrückt, Monsieur, könnte eine derartige Verletzung beim Opfer zu einer Bewußtlosigkeit geführt haben?«

»Oh, ja. Ohne Frage.«

An diesem Punkt unterbrach der Vorsitzende Richter die Zeugenvernehmung, um seinerseits eine Frage an den Zeugen zu richten. In Frankreich spielen die Richter in einem Prozeß eine sehr viel aktivere Rolle als ihre britischen oder amerikanischen Kollegen, und führen Kreuzverhöre häufig persönlich durch.

»Pardon, monsieur. Können Sie uns sagen, ob diese Verletzung allein ausreichen würde, um den Tod eines Menschen herbeizuführen?«

»Nein, Monsieur, es sei denn, sie bliebe unbehandelt.«

»Nun, wie lange wäre Madame Belmont bewußtlos geblieben?«

»Das ist schwer zu sagen...«

»Eine Minute? Zehn Minuten? Eine Stunde?«

»Das präzise zu bestimmen, ist unmöglich, Monsieur. Möglich, daß sie überhaupt nicht bewußtlos geworden ist, wenngleich das eher unwahrscheinlich ist. Ebenso möglich, daß sie sofort bewußtlos wurde und es auch geblieben ist. Das Gehirn ist ein geheinnisvolles und sehr kompliziertes Organ...«

»Ja, ja«, sagte der Richter, der nicht vorhatte, sich einen medizinischen Vortrag anzuhören. »Fahren Sie bitte fort, Maître Lindon.«

Lindon deutete eine leichte Verbeugung zum Richter hin an. »Vielen Dank, *Monsieur le Président.* Monsieur Herbet, um die Sache abzuschließen, ist es korrekt zu behaupten, daß die erlittene Kopfverletzung allein nicht zum Tod von Madame Belmont geführt hat?«

»Sie hätte sofortiger Behandlung in einer medizinischen Einrichtung bedurft...«

»Aber sie war möglicherweise noch am Leben, als der Angeklagte die Schlinge...«

»Einspruch!« brüllte Maître Premonville und sprang heftig von seinem Stuhl auf.

»Pardon, Monsieur le Président«, entschuldigte sich Lindon, ehe der Richter ihn noch ermahnen konnte. Er warf den Geschworenen einen langen, eindringlichen Blick zu und setzte sich.

Maître Premonville begann mit seinem Kreuzverhör, in dem er Herbet auf die Möglichkeit festzunageln versuchte, daß eine derartige Verletzung nicht zwingend verantwortlich für eine längere Bewußtlosigkeit des Opfers hatte sein müssen, was ihm ebensowenig gelang wie dem Vorsitzenden Richter. Es war, als wolle man den Wind fangen... Vielleicht ja, vielleicht nein, erklärte Herbet. »Das Gehirn ist ein kompliziertes Organ...*«*

Doch Premonville rang ihm zumindest das Zugeständnis ab, daß ein derart harter Schlag auf den Kopf beim Opfer eine Persönlichkeitsveränderung hervorgerufen haben könnte. Hatte diese die fragliche Person möglicherweise sogar dazu bewegen können, Selbstmord zu begehen?

»Möglicherweise«, erwiderte Herbet unbestimmt. »Falls ja, dann aber vielleicht nicht unmittelbar nach dem Schlag. Doch wie gesagt, das Gehirn ist ein geheimnisvolles und

empfindliches Organ...«

Eine halbe Stunde später mußte Premonville erkennen, daß ihn diese Fragen zu keinem Ziel führten, und er setzte sich. Der Vorsitzende Richter entließ den Gerichtsmediziner von Yvelines mit einem Seufzer der Erleichterung, der bis in die hintersten Reihen des Zuschauerraums zu hören war.

Der nächste Zeuge der Anklage war Chefinspektor Jean Turgot, der Leiter des Kommissariats von Chartres. Daran gewöhnt, im Zeugenstand zu agieren, nahm er in aller Ruhe Platz und schlug sein Notizbuch auf, das er bei seinen Aussagen stets zu Rate zog. Er berichtete ausführlich, wie er die Leiche fand, nachdem er an jenem Morgen in dem Bauernhaus eingetroffen war - die ersten Gendarmen am Tatort hätten diesen genau so verlassen, wie sie ihn vorgefunden hatten, erklärte er. Er zitierte Absätze aus der ersten Befragung der Tochter des Opfers, Angélique Belmont, die er durchgeführt hatte, und aus dem anschließenden Verhör des Angeklagten.

Angélique hatte, wie es schien, nur sehr wenig gesagt. Marius Belmont hatte ihm gegenüber erklärt, daß Simone noch am Leben, wenn auch sehr verwirrt gewesen sei, als er das Haus verließ. Ja, er habe sie geschlagen, aber in Notwehr. Und sie sei noch bei Bewußtsein gewesen, behauptete er. »Sie muß es gewesen sein«, zitierte Turgot Marius' Worte, »weil das verrückte Huhn mit Steinen nach meinem Wagen geworfen hat, als ich wegfuhr.«

Das mit ausdruckslosem Gesicht vorgetragene Zitat des Inspektors löste eine Welle der Belustigung im Gerichtssaal aus.

Maître Lindon wollte ihn, wie es schien, schon entlassen, überlegte es sich jedoch anders und drehte sich wieder zum Zeugenstand um. »Wie lange sind Sie schon bei der Polizei tätig, Chefinspektor?«

»Siebenundzwanzig Jahre, Monsieur.«

»Siebenundzwanzig Jahre! Ich kann mir vorstellen, daß Sie in

dieser langen Zeit eine Menge vom Leben gesehen haben, und ebensoviel vom Tod, möchte ich annehmen.«

»Zu viel, Monsieur.«

»Das glaube ich Ihnen gern. Korrigieren Sie mich bitte, falls ich mich irren sollte, aber entspricht es nicht den Tatsachen, daß nicht jeder ungeklärte Todesfall im Departement Yvelines zu einem Mordprozeß führt, Chefinspektor? Wenn die Polizei in einem Todesfall ermittelt, der sich unter mysteriösen Umständen ereignet hat, wird oftmals auf Selbstmord erkannt, richtig?«

»Das ist richtig, Monsieur.«

Maître Lindon drehte sich um und deutete auf Gilles Premonville und seinen umfangreichen Assistentenstab. »Und das ist genau das, was uns Monsieur Belmonts kostspieliger Anwalt weiszumachen versucht - daß es Selbstmord war.« Lindon, ein Veteran der Gerichtsbühne, legte eine effektvolle Kunstpause ein. »Wie viele solcher Selbstmorde haben Sie persönlich untersucht, Chefinspektor?«

Diese offensichtlich selbstvernichtende Art der Befragung schien Turgot etwas zu verwirren. »Ich bin mir nicht sicher...«

»Mehr als hundert?«

»Möglich.«

»Dann müssen Sie über umfangreiche Erfahrungen verfügen. Wie viele dieser Selbstmorde fanden durch Erhängen statt?«

»Auch das kann ich auf Anhieb nicht so genau sagen...«

»Mehr als zwanzig?«

»Ich weiß nicht... nein, mehr... dreißig, vierzig vielleicht.«

»Achtunddreißig genau. Ich habe mir die Mühe gemacht, Ihre Akten durchzuforsten. Ich hoffe, Sie haben nichts dagegen.«

Turgot starrte ihn an, inzwischen völlig verwirrt. »Haben Sie bei den Fällen, in denen Menschen sich durch Erhängen das Leben genommen haben, irgendwelche Gemeinsamkeiten feststellen können?«

»Nach meiner Erfahrung?« Turgot legte stirnrunzelnd sein Notizbuch beiseite. »Nun, lassen Sie mich es so ausdrücken: In jedem mir bekannten Fall schien es, als ob das Opfer seinen Tod als eine Art Protest benutzt hat. Wie Sie sich vorstellen können, bietet ein Erhängter einen besonders gräßlichen Anblick.«

»Verstehe. Also unterscheidet sich ein Selbstmord durch Erhängen sehr wohl von einem Selbstmord durch sagen wir, die Einnahme von Tabletten?«

»In der Tat. Selbstmörder, die Tabletten schlucken, sterben gewöhnlich aus Versehen. Eigentlich wollen sie gefunden werden...«

Maître Premonville war schon wieder aufgesprungen, um zu protestieren. »Bei allem Respekt, aber der Chefinspektor ist Polizeibeamter und kein Psychologe!«

Der Richter schüttelte den Kopf. Immerhin waren dessen Ausführungen interessanter als Herbets Anatomielektionen. »Der Chefinspektor berichtet nur von seinen persönlichen Erfahrungen in solchen Fällen. Danke, Maître Premonville.« Lindon lächelte und bedeutete Turgot mit einem Nicken, fortzufahren.

»Wie ich eben sagte, diejenigen, die Pillen schlucken, sterben versehentlich. Wenn Selbstmörder eine Pistole benutzen, dann meinen sie es ernst. Aber Menschen, die sich erhängen, wollen damit gewöhnlich jemanden bestrafen.«

Und wieder sprang Maître Premonville auf. »Einspruch!« Lindon hob beide Hände.

»Da stimme ich Ihnen zu! Ich erhebe ebenfalls Einspruch!« Der Verteidiger starrte ihn verblüfft an. Der Staatsanwalt wandte sich wieder an Turgot. »Das ist absurd, Monsieur! Woher wollen Sie wissen, daß eine Person eine so schreckliche Tat gegen sich selbst begeht, um jemand anderen zu bestrafen?«

»Weil in jedem einzelnen der Fälle, deren Zeuge ich war, ein Brief hinterlassen wurde, der das besagt!« erklärte Turgot mit

erhobener Stimme. '

Maître Lindon drehte sich zur Geschworenenbank um, offenbar schockiert von dieser Enthüllung. »Wollen Sie etwa damit sagen, daß es in all den achtunddreißig Fällen kein Opfer gab, das keinen Abschiedsbrief hinterlassen hat?«

»Kein einziges, Monsieur. Niemals.« Und er setzte noch schnell hinzu, ehe der Verteidiger seinen Einspruch vorbringen konnte: »Wo läge sonst der Sinn? Wenn man nur sterben will, gibt es einfachere und weitaus schmerzlosere Arten, sich das Leben zu nehmen.«

Am dritten Verhandlungstag rief Maître Lindon Simone Belmonts Anwältin in den Zeugenstand.

»Ihr Name?«

»Michelle Jacques.«

»Und würden Sie uns bitte Ihren Beruf nennen?«

»Ich bin Rechtsanwältin.«

»Die Verstorbene, Simone Belmont, geborene Dion, war eine Klientin von Ihnen, ist das richtig?«

»Ja, Monsieur.«

»Laut Ihrer eidesstattlichen Erklärung, wurden Sie erstmals im Juli 1969 für die Verstorbene tätig, kurz bevor diese den Angeklagten, Marius Belmont, ehelichte.«

»Ja, Monsieur. Sie bat mich, ein Testament aufzusetzen.«

»Sie brachte ein recht beachtliches Vermögen mit in die Ehe, nicht wahr?«

»Nein, Monsieur. Sie besaß recht wenig. Eine Wohnung in Saint-Germaindes-Prés, belastet mit einer relativ hohen Hypothek, und einige Sparbücher. Keineswegs ein beachtliches Vermögen.«

Maître Lindon gab sich zerknirscht.

»Aha, verstehe. Demnach ist es eher unwahrscheinlich, daß

der Angeklagte Madame Belmont wegen ihres Geldes geheiratet hat.«

»Zu diesem Zeitpunkt bestimmt, Monsieur.«

»Verstehe. Madame Jacques, können Sie dem Gericht erzählen, welche Verfügungen Ihre Klientin hinsichtlich ihres Vermögens im Jahre 1969 getroffen hat?«

»Im Falle ihres Todes sollte die gesamte Hinterlassenschaft an ihren Ehemann gehen.«

»Und dieses Testament ist seit damals nicht geändert worden?«

»Nein, Monsieur.«

»Und beläuft sich ihr Vermögen immer noch auf eine so geringe Summe?«

»Im Gegenteil, Monsieur. Als ihr Vater 1978 starb, hinterließ er ihr seinen gesamten Grundbesitz.«

»Könnten Sie etwas genauer werden? Wie hoch ist der Wert dieses Grundbesitzes in etwa anzusetzen?«

»Ihr Vater, Louis Dion, war viele Jahre Partner einer Kürschnerei an der Rue du Faubourg-Saint-Honore. Er zog sich 1960 aus dem Geschäft zurück, verkaufte seine Anteile an dem Unternehmen für eine beträchtliche Summe an seine ehemaligen Partner. Dieses Geld investierte er anschließend in Immobilien und Aktien. Madame Belmont war seine einzige Tochter, und als er starb, die Alleinerbin seines Vermögens.«

»Können Sie uns eine ungefähre Vorstellung von dem Wert dieses Vermögens geben?«

»Einschließlich des Hauses in Chartres? Nach Abzug der Steuern etwa zwanzig Millionen Francs.«

Die Anwesenden im Gerichtssaal machten ihrem Erstaunen geräuschvoll Luft.

»Verstehe«, fuhr Maître Lindon fort. »Das ist in der Tat eine ganz beträchtliche Summe.«

»Ja«, entgegnete Michelle Jacques ebenfalls beeindruckt. »Ganz beträchtlich.«

»Wann haben Sie Madame Belmont zum letzten Mal lebend gesehen?«

»Das war ungefähr zwei Wochen vor ihrem Tod, Monsieur. Sie vereinbarte einen Gesprächstermin in meinem Büro.«

»Und was war der Grund für diesen Besuch?«

»Sie wollte meinen fachlichen Rat, Monsieur.«

»In welcher Angelegenheit?«

»Sie trug sich mit dem Gedanken, ihren Ehemann zu verlassen. Und sie wollte wissen, ob ich sie vertreten würde, falls sie sich tatsächlich zu diesem Schritt entschließen sollte.«

Im Gerichtssaal erhob sich Gemurmel.

»Ist Ihnen bekannt, ob die Probleme in der Ehe der Belrnonts vor ihrem Tod hatten beigelegt werden können?«

»Nein, Monsieur, das ist mir nicht bekannt.«

Maître Lindon trat wie ein Magier, der dabei ist, ein Kaninchen aus dem Hut zu zaubern, vor die Geschworenenbank hin. »Existierten bezüglich Simone Belmonts Vermögen noch andere Vereinbarungen, Madame Jacques?«

»Nicht in diesem Testament, nein.«

»Irgendwo anders?«

»Ich habe zu seinen Lebzeiten auch Monsieur Dion vertreten. Er bestand darauf, einen separaten Vertrag für seine Tochter aufzusetzen, als diese Marius Belmont ehelichte.«

»Ach, tatsächlich? Ohne näher auf die einzelnen Details dieses Vertrags einzugehen, bleiben uns...« er sah auf seine Uhr, »... nur noch acht Tageslicht...« Unter den Zuschauern, die seine Vorstellung ganz offensichtlich in vollen Zügen genossen, erhob sich beifälliges Gelächter. »Können Sie uns bitte ganz kurz berichten, worum es in diesem Vertrag ging?«

»Er diente in erster Linie dazu, das Dion-Vermögen zu schützen.«

»Und das bedeutet?«

»Daß im Falle einer Scheidung das gesamte Vermögen zurück an die inzwischen Verstorbene gegangen wäre. Marius Belmont hätte keinen Franc bekommen.«

Im Gerichtssaal brach ein Tumult los.

21

Die letzte Zeugin war Angélique Belmont.

Marius senkte den Kopf, als die zarte, zerbrechlich wirkende Gestalt durch den Gerichtssaal ging, in dem wieder Ruhe eingekehrt war. Der Prozeß war schlecht für ihn verlaufen, das wußte er. Jeder, der an diesem Nachmittag den Gerichtssaal betrat, hätte an den ernsten Mienen der Geschworenen und dem Gesichtsausdruck seines Verteidigers unschwer ablesen können, daß Maître Lindon den Fall überzeugend dargestellt hatte.

Angélique nahm ihren Platz im Zeugenstand ein und sprach die Eidesformel nach, die ihr der Gerichtsdiener vorsagte. Alle Augen waren auf sie gerichtet. Sie sah aus, als ob sie am liebsten davongerannt wäre.

Maître Lindon trat vor sie hin. Er schenkte ihr ein rücksichtsvolles Lächeln und flüsterte ihr zu: »Keine Angst, Angélique, es ist alles in Ordnung. Keiner hier wird dir weh tun.«

Dann trat er einen Schritt zurück und sagte mit achtunggebietender Stimme: »Nenne uns bitte deinen Namen.«

»Angélique Belmont.«

»Kannst du bitte ein bißchen lauter sprechen? Ich weiß, das ist schwierig für dich.«

»Mein Name ist Angélique Belmont.«

»Wie alt bist du?«

»Ich bin dreizehn Jahre alt, Monsieur.«

»Dein Vater ist der Angeklagte, Marius Belmont?«

»Ja, Monsieur.«

Maître Lindon legte eine Pause ein, warf Marius einen harten Blick zu und wandte sich dann wieder an Angélique. »Liebst du deinen Vater?«

Angélique nahm sich Zeit für die Antwort. Das Schlucken fiel ihr plötzlich schwer. »Ja, Monsieur.«

Sie sah Marius jetzt zum ersten Mal den Kopf heben; seine Augen sprühten wütende Funken, seine Hände lagen zu Fäusten geballt auf dem Geländer. Er wußte, daß der Staatsanwalt sie manipulieren würde.

»Ich weiß, daß das hier sehr anstrengend für dich ist«, sagte Maître Lindon freundlich. »Ich weiß, daß du diese Geschichte schon viele Male erzählt hast. Aber kannst du dem Gericht noch einmal mit deinen eigenen Worten schildern, was an dem Morgen, als deine Mutter starb, vorgefallen ist?«

Angélique studierte ihre Hände, versuchte, sich für die Befragung bereitzumachen.

»Nimm dir ruhig Zeit«, sagte Lindon. »Fangen wir am Anfang an. Es war ein Schultag, nicht wahr?«

»Ja, Monsieur.«

»Um wieviel Uhr bist du zum Frühstück heruntergekommen?«

»Um sieben Uhr.«

»Und deine Mutter war bereits in der Küche?«

Mit der Margerite in der Hand... »Ja, Monsieur.«

»Wo war dein Vater?«

»Er war nicht da.«

»War er die *ganze* Nacht nicht da?«

»Weiß ich nicht, Monsieur.«

Der Staatsanwalt bedachte sie mit einem strengen Blick. Dann ging er an seinen Tisch und nahm das Protokoll der Erklärung zur Hand, die Angélique gegenüber Valery gemacht hatte. »In deiner Aussage hast du dem Untersuchungsrichter erzählt, daß deine Mutter dir gesagt hat, dein Vater sei die ganze Nacht weggeblieben.«

»Daran erinnere ich mich nicht mehr, Monsieur.«

Der Staatsanwalt hielt sich zurück. Es führte zu nichts, die eigene Zeugin zu bedrängen, besonders nicht ein so junges Mädchen wie dieses. Sie konnte ihm den ganzen Prozeß ruinieren. »Also gut. Bring dich nicht selbst durcheinander. Wir wollen das alles ganz langsam durchgehen.« Er lächelte, doch seine Stimme klang jetzt etwas schärfer. »Wann ist dein Vater heimgekommen? Weißt du das noch?«

»Das war ein paar Minuten später, Monsieur.«

»Und was passierte, als er in die Küche kam?«

»*Maman* bat mich, hinauszugehen.«

»Warum hat sie das getan?«

»Ich glaube, sie wollte mit meinem Vater allein reden.«

»Und wo bist du hingegangen?«

»Ich habe mich auf der Treppe versteckt, habe versucht zu lauschen. Ich hatte Angst vor dem, was passieren würde.«

Maître Lindons Blick wanderte zu den Geschworenen, um die unbeabsichtigte Aussagekraft dieser Bemerkung zu unterstreichen. »Was passierte dann?«

»Sie fingen an, sich gegenseitig anzuschreien. *Maman* sagte etwas von einer Frau. Sie sagte, er solle sich von ihr trennen.«

Maître Lindon warf einen Blick ins Protokoll, dann sah er wieder zu Angélique hin. Das hatte sie Valery nicht erzählt.

Noch ein Widerspruch. Der nur unterstrich, was für eine unzuverlässige Zeugin ein dreizehnjähriges Mädchen sein konnte. Das Erlebte war zu viel für ihren jungen Verstand, um damit zurechtzukommen. Er war sich nicht sicher, ob sie seine Position stärken oder schwächen würde. »Was geschah dann?«

»Sie fingen an sich zu streiten.«

»Das hast du gesehen?«

»Sie kamen heraus in die Diele. Ich konnte von oben alles sehen.«

»Haben sie sich nur angeschrieen oder haben sie sich auch geschlagen?«

Angélique schüttelte den Kopf.

»Hast du gesehen, daß dein Vater deine Mutter schlug?«

»Nein, Monsieur.«

»Nein - hat er nicht? Nein - du hast nicht gesehen, daß er sie schlug? Nein - du erinnerst dich nicht?«

Der Richter sah, was hier vorging. Er hob eine Hand, um Lindon Einhalt zu gebieten. »Sie setzen die Zeugin unter Druck, Maître Lindon.«

»Das war nicht meine Absicht, *Monsieur le Président.«*

Der Richter wandte sich an Angélique. »Ist schon gut, nimm dir Zeit«, sagte er. »Erzähl uns einfach, woran du dich erinnerst.«

Angélique sah zu ihm hoch. Trotz seiner dunkelroten Robe sah er aus wie ein strenger, aber freundlicher Großvater. Sie lächelte ihn an. »Danke, Monsieur.«

»Fahr fort, wenn du bereit bist.«

Angélique holte tief Luft. »Das ist alles, woran ich mich erinnere. Ich rannte weg, als es anfing.«

Maître Lindon übermannte für einen Moment die Wut. Er wedelte mit dem Protokoll vor Angéliques Gesicht herum. »In

deiner Aussage gegenüber Monsieur Valery hast du behauptet, daß du gesehen hast, wie dein Vater deine Mutter schlug! Du sagtest aus, sie sei hingefallen und habe sich den Kopf angeschlagen! Genau das hast du gesagt!«

»Das reicht!« schrie der Richter. »Das ist wirklich genug, Maître Lindon!«

Doch die Geschworenen hörten in diesem Augenblick weder den Anwälten noch dem Richter zu. Die stumme Szene, die sich währenddessen vor ihren Augen abspielte, fesselte ihre ganze Aufmerksamkeit. Angélique schaute ihren Vater an, ihre Hände umklammerten dabei so fest das Holzgeländer des Zeugenstands, daß ihre Fingerknöchel weiß hervortraten, und jedermann im Gerichtssaal sah den Blick, den die beiden tauschten.

Der Vorsitzende Richter wandte sich wieder an Angélique, um von seinem Recht, die Zeugin ins Kreuzverhör zu nehmen, Gebrauch zu machen. Maître Lindon drehte sich daraufhin um und knallte Angéliques Aussageprotokoll so heftig auf seinen Tisch, daß es herunterfiel. Einer seiner Assistenten mußte auf Händen und Knien auf dem Boden herumkriechen, um die einzelnen Blätter wieder einzusammeln.

»Du hast also nicht gesehen, daß dein Vater deine Mutter schlug?« wiederholte der Richter freundlich.

Angélique starrte auf ihre Fußspitzen. »Nein, Monsieur.«

»Du bist aus dem Haus gerannt.«

»Ja, Monsieur.«

»Wo bist du hingerannt?«

»In den Garten, Monsieur. So weit weg, wie ich konnte.«

»Verstehe. Wann bist du wieder ins Haus zurückgegangen?«

»Sobald mein Vater weg war.«

»Unmittelbar danach?«

»Ja, Monsieur.«

Im Gerichtssaal wurde es plötzlich totenstill. »Woher wußtest du, daß dein Vater weg war?«

»Ich sah seinen Mercedes die Auffahrt entlangfahren.«

»Verstehe. Dann bist du also direkt ins Haus gegangen?«

»Ja, Monsieur.«

»Und hast deine Mutter gefunden...«

»Ja, Monsieur.« Angélique kniff die Augen zu, als ob sie die Erinnerung daran ausblenden wollte. Ihr Gesicht war kalkweiß.

»Und was hast du dann getan?«

»Ich habe die Polizei angerufen, Monsieur.«

»Auf der Stelle?«

»Auf der Stelle, Monsisur.«

Der Richter sah Maître Lindon an. Bei der Befragung durch Valery hatte Angélique sich nur unklar über das geäußert, was stattgefunden hatte, nachdem sie das Haus verließ. Jetzt bezeugte sie vor Gericht, daß sie, als sie ihren Vater wegfahren sah, sofort ins Haus zurückgegangen sei. Der Sergeant von der Gendarmerie in Rambouillet hatte bereits eidesstattlich erklärt, daß ihr Anruf um sechs Minuten nach acht bei der Polizei eingegangen sei. Das bedeutete, daß Belmont beinahe eine Stunde lang allein mit seiner Frau im Haus gewesen war.

»Bist du sicher, Angélique?«

Angélique schlug die Augen auf, schaute sich im Gerichtssaal um und schien zum ersten Mal zu begreifen, daß sie etwas Bedeutsames gesagt hatte.

»Bist du sicher?« wiederholte der Richter. Angélique nickte.

Der Richter gab dem Staatsanwalt ein Zeichen. »Fahren Sie fort. Aber behutsam, Maître Lindon. Ich werde nicht zulassen, daß Sie die Zeugin einschüchtern.«

Lindon trat noch einmal vor Angélique hin. »Das alles ist gewiß nicht leicht für dich, Angélique«, sagte er leise zu ihr.

»Nein, Monsieur. Aber ich tue mein Bestes.«

»Dessen bin ich mir sicher. Aber auch für mich ist es nicht einfach. Als du gegenüber Monsieur Valery deine Aussage gemacht hast, hast du dich an sehr viel mehr erinnert, als du uns an diesem Nachmittag erzählt hast.«

»Mein Papa hätte meiner Mutter niemals weh getan!«

»Du hast nicht gesehen, daß er sie schlug?«

»Nein! Er hat sie nicht geschlagen. Das hat er nicht!«

»Aber woher weißt du das so genau, wenn du gar nicht dabei warst?« gab Maître Lindon freundlich zu bedenken. Und flüsternd setzte er hinzu: »Du liebst deinen Vater wirklich sehr, nicht wahr?«

»Ja, Monsieur«, sagte Angélique und brach in Tränen aus. Maître Lindon tätschelte ihr beruhigend die Hand und warf den Geschworenen einen mitleidsvollen Blick zu. Dieser Blick bestätigte, was sie ohnehin bereits selbst für sich entschieden hatten: Was konnte die Kleine anderes tun?

»Ich glaube, das ist genug für heute«, verkündete der Richter.

Gilles Premonville, der Verteidiger des Angeklagten, hätte beinahe laut aufgestöhnt. Nun, seine Stunde würde mit Sicherheit noch kommen. Wenn er Angélique erst wieder im Zeugenstand hatte, würde er ganz behutsam jede einzelne ihrer Aussagen in Zweifel ziehen. Sie hatte bereits zur Genüge bewiesen, daß sie eine unzuverlässige Zeugin war. Aber die Befragung würde erst morgen stattfinden, und das war zu spät. Heute abend würden die Geschworenen mit dem unauslöschlichen Bild vor Augen zu Bett gehen, dem Bild einer Tochter, die verzweifelt lügt, um ihren Vater zu retten. Er ließ den Blick durch den Gerichtssaal schweifen und wußte, daß jedermann in diesem Raum - einschließlich er selbst - davon überzeugt war, daß Angélique einen Meineid geleistet hatte, um ihren Vater zu retten.

22

Marius Belmont saß mit gesenktem Kopf da, seine Hände umklammerten die Tischkante vor ihm. Er trug bei der Verhandlung einen Anzug, nicht seine Gefangenenuniform, und sah darin wieder mehr wie er selbst aus. Als der Wachhabende Angélique in den Besuchsraum führte, stand er auf, streckte die Arme nach ihr aus und drückte sie an sich.

»Angélique!«

»Papa...«

»Geht es dir gut, kleiner Engel?«

»Papa, ich habe was Falsches gesagt. Ich war so durcheinander. Er hat mir dauernd diese Fragen gestellt, und ich konnte mich nicht erinnern...«

»Ist schon gut«, sagte er. »Es ist nicht deine Schuld.« Sie setzten sich hin, aber er ließ ihre Hand nicht los.

»Wirst du weiter im Gefängnis bleiben müssen?«

Marius zuckte die Achseln. »Ich weiß es nicht, Angel. Ich weiß es nicht.« Seine grauen Augen waren schmerzerfüllt. »Ich habe das deiner Mutter nicht angetan, kleiner Engel. Ich habe sie sehr geliebt.«

Sie konnte ihm nicht in die Augen sehen.

»Haßt du mich immer noch für das, was passiert ist?« fragte er sie.

»Wer war die andere Frau?« wollte Angélique wissen, doch ihre Stimme klang jetzt nicht mehr wütend, sondern verletzt.

»Ihr Name ist Madeleine. Sie ist ein Model. Klar, was sonst.« Er ließ ein kurzes Lachen hören, das wie das Bellen eines wütenden Hundes klang. »Es war in Mailand, bei Aufnahmen für Amati. Sie war sehr jung, sehr aufregend. Ich habe wegen ihr den Kopf verloren. Aber geliebt habe ich sie nie. Nicht wie ich

deine *maman* geliebt habe, das schwöre ich.«

Zwei dicke Tränen kullerten Angélique über die Wangen. »Wie hast du uns das antun können?« sagte sie.

Marius ließ den Kopf in die Hände sinken. »Wie kann ich dir das jemals begreiflich machen?« murmelte er. »Wie kann ich das nur irgend jemandem begreiflich machen?«

Die Anklagevertretung rief Madeleine de Mailly auf.

Angélique, die mit Paul und Noëlle ganz hinten im Gerichtssaal saß, erkannte sie sofort wieder. Es war die Frau, die sie mit Marius in den Tuilerien gesehen hatte.

Eine Welle von beipflichtendem Gemurmel ging durch den Saal. Die Journalisten notierten, daß Madeleine de Mailly in der Tat genau die Sorte Frau war, wegen der ein Mann einen Mord begehen würde. Schlank und hochgewachsen, in einem kirschroten Thierry-Mugler-Kostüm und schwarzen Strümpfen mit Naht. Sie warf den Kopf in den Nacken und schüttelte herausfordernd ihre rote Haarmähne, während sie den Zeugenstand betrat.

Sie nannte Maître Lindon ihren Namen und ihren Beruf - Mannequin. Sie habe Marius Belmont bei Modeaufnahmen in Mailand kennengelernt. Sie seien beinahe ein Jahr lang ein Liebespaar gewesen.

»Wußten Sie, daß der Angeklagte verheiratet war?« fragte Maître Lindon.

»Ja, Monsieur.«

»Aber Sie ließen es dennoch zu, daß diese Romanze weiter gedieh?«

»Monsieur, die Hälfte aller Männer in der Modewelt ist homosexuell. Wenn ich auch noch die Verheirateten von meiner Rendezvouz-Liste streichen würde, säße ich die meisten Samstagabende allein zu Hause.«

Im Gerichtssaal erhob sich amüsiertes Gelächter.

»Hat der Angeklagte Ihnen mehr als nur eine... lockere Beziehung versprochen?«

Madeleine zog einen Schmollmund.

»Mademoiselle?« beharrte Lindon.

»Er sagte, daß er mich liebt.« Sie warf Marius einen Blick zu, den dieser mit seinen treuen Hundeaugen erwiderte.

»Können Sie dem Gericht erzählen, wo der Angeklagte die Nacht vor Madame Belmonts Tod verbrachte?«

»Bei mir«, sagte sie, nicht ohne einen Anflug von Stolz in der Stimme.

»Vielen Dank, Mademoiselle, ich habe keine weiteren Fragen.«

Er setzte sich, und Maître Premonville sprang auf. »Sagen Sie mir, Mademoiselle, würden Sie behaupten, meinen Mandanten gut zu kennen?«

»Intim?«

Das Lächeln auf den Gesichtern der Anwesenden wurde breiter.

»Würden Sie sagen, daß er in der Lage ist, eine Frau umzubringen?«

Madeleine sah Marius an und lächelte. »Unter Umständen«, sagte sie.

Lautes Gelächter.

Marius ließ den Kopf hängen. Nach Simones Tod, und von Schuldgefühlen zerfressen, hatte er Madeleine erklärt, daß er sie nie mehr wiedersehen könne.

Heute rächte sie sich dafür.

»Jetzt werden wir den Angeklagten hören«, verkündete der Vorsitzende Richter.

Marius nahm im Zeugenstand Platz, und Maître Premonville

ließ ihn seine Geschichte erzählen. Marius saß mit gesenktem Kopf und berichtete mit monotoner Stimme:

»Ich war in Madeleine de Mailly verliebt«, sagte er. »Eine Verrücktheit, gegen die ich machtlos war. Diese Frau war unglaublich. Sie war sehr leidenschaftlich, außergewöhnlich leidenschaftlich.« Er sah zum Richter hoch, fand dort aber keine Sympathie. »Ja, ich liebte meine Frau immer noch, aber Leidenschaft gab es keine mehr zwischen uns. Das war für mich ein großes Problem, das sich aber nicht ändern ließ. Ich wollte sie kränken, das ist wahr.« Er richtete seinen Blick auf die Geschworenen, suchte dort nach Verbündeten, fand jedoch keine. »Die Nacht vor dem fraglichen Morgen, ja, die habe ich mit Madeleine verbracht. Meine Simone drehte völlig durch. Sie sprang mir ins Kreuz, fiel über mich her wie ein Raubtier, versuchte, mir die Augen auszukratzen. Ich bekam es mit der Angst zu tun, verständlich, nicht wahr? Ich riß einen Arm hoch, um mein Gesicht zu schützen. Sie fiel hin, schlug sich den Kopf an. Im ersten Moment dachte ich, sie sei tot, aber dann erbrach sie sich, und ich rief Angélique um Hilfe, aber die war so verängstigt, daß sie wegrannte. Dafür kann sie nichts.«

Einige der Geschworenen nickten beifällig. Dann hat das kleine Mädchen also doch gelogen. Irgendwie verständlich, »Und dann?« sagte Maître Premonville. Die Zuschauer spitzten die Ohren und reckten die Hälse.

»Dann habe ich ihr das Gesicht abgewaschen und einen kalten Waschlappen auf die Stirn gelegt und ihr gesagt, daß es mir leid tut. Aber da ging sie schon wieder auf mich los. Ich dachte mir, demnach muß sie schon in Ordnung sein. Ich hatte eine Besprechung im *Vogue*-Studio in Paris. Ich stieg in meinen Wagen und fuhr los. Das war's. Das war alles.«

»Wie spät war es da?«

Marius zuckte die Schultern. Seine nikotingelben Finger zitterten. Er brauchte dringend eine Zigarette. »Zehn, vielleicht

fünfzehn Minuten nach sieben. Ich war nur ganz kurz im Haus.«

Der Richter beugte sich vor. »Um wieviel Uhr waren Sie in Paris verabredet?«

»Um halb zehn, Monsieur.«

»Wir haben die eidesstattlichen Aussagen von den für diesen Auftrag engagierten Models, vom Chef-Designer des Modejournals und dem Maskenbildner. Sie alle bestätigten übereinstimmend, daß Sie erst gegen Viertel vor zehn im Studio eintrafen.«

»Ich bin nicht direkt nach Paris gefahren. Ich habe unterwegs angehalten, ich mußte nachdenken. Ich war sehr verärgert nach dem Zusammenstoß mit Simone.«

»Sie haben vor dem Untersuchungsrichter ausgesagt, daß Sie durch einen Verkehrsstau aufgehalten wurden.«

Marius zuckte die Achseln und starrte auf seine Hände. »Ich glaube nicht, daß irgend jemand den wahren Grund verstehen würde.«

»Ihre Tochter sagt, daß Sie das Bauernhaus erst um acht Uhr verlassen haben, kurz bevor sie die Polizei anrief.«

Marius schüttelte den Kopf. »Sie ist doch nur ein Kind, *Monsieur le Président.* Nur ein Kind.«

»Sie ist dreizehn Jahre alt«, warf Maître Lindon von seinem Platz aus ein, »und sie ist alt genug, um zu wissen, was sie in einem Gerichtssaal besser vergessen sollte.«

Lindon nahm diese Bemerkung augenblicklich zurück, ehe Premonville noch Einspruch dagegen erheben konnte. Aber das machte nichts. Er wußte, daß er gewonnen hatte.

Aber er hatte nicht gewonnen.

Die Geschworenen akzeptierten Maître Lindons Antrag, daß es sich in diesem Fall um einen vorsätzlich geplanten Mord handelte, nicht. Nach fast 24stündiger Beratung befanden sie den Angeklagten des Totschlags für schuldig: nach ihrer Ansicht

handelte es sich um ein *crime passionnel,* ein Verbrechen aus Leidenschaft.

Marius Belmont wurde zu einer zehnjährigen Haftstrafe verurteilt, zu verbüßen im Gefängnis von Melun.

23

Paris, 1984

Innerhalb eines Jahres hatte sich Angéliques Leben völlig verändert.

Ihr Vater und ihre Mutter waren aus ihrem Leben verschwunden, und das Bauernhaus in Rambouillet war verkauft worden, um Maître Premonvilles Honorar zu bezahlen. Sie selbst wurde aus dem Eichen- und Buchenwald der Ile de France in die engen Straßen der Rive Gauche verpflanzt, des linken Seine-Ufers, wo die Bäume aus dem Asphalt der Gehsteige und Hinterhöfe wuchsen, und die einzigen Tiere der Hund von Madame David und die streunenden Katzen waren, die auf den grauen Schieferdächern von Paris herumschlichen.

Paul und Noëlle waren sehr nett zu ihr und verwöhnten sie. Paul war genauso oft unterwegs wie ihr Vater, in Nizza, Mailand, Hamburg; unterschrieb Verträge und traf sich mit Bankern. Und jedesmal brachte er ihr Geschenke mit, genau wie es Marius getan hatte, aber keinen Schmuck, sondern Tshirts mit dem Autogramm von Catherine Deneuve oder Marcello Mastroianni, lsabel Adjani oder Yves Montand. Er behandelte sie wie eine Frau, nicht wie ein Kind und interessierte sich für ihre Meinung über bestimmte Filme oder Bücher. Sie beschloß, daß sie sich glücklich schätzen konnte, daß Paul dazu bestimmt worden war, sich um sie zu kümmern, und nicht Onkel Bernard.

Doch eigentlich war es Noëlle, die Angéliques Seele nach dem Tod ihrer Mutter rettete. Sie beging nicht den Fehler zu

versuchen, Simone zu ersetzen; statt dessen wurde sie ihre Freundin, half ihr bei den Hausaufgaben, ging mit ihr Kleider kaufen und ins Kino. Der Altersunterschied zwischen ihnen betrug nur zehn Jahre; Noëlle war wie die ältere Schwester, die sie nie hatte, und wurde ihre beste Freundin und Vertraute.

Es war auch Noëlle, die Angélique in das Leben der Rive Gauche einführte. In den Straßen von Saint-Germain-des-Près gab es unzählige kleine Antiquitätengeschäfte, Buchhandlungen mit alten Drucken in den Schaufenstern, winzige Kunstgalerien, Wohnhäuser mit großen Eingangsportalen, deren Rundbögen aus Stein gehauene Fratzengesichter aus dem 18. Jahrhundert zierten, und Straßen, die von Buchen, den Sperrholzfassaden englischer Pubs und Kellerdiscos gesäumt waren. Es war die Gegend, in der die Reichen Bohemiens spielten.

»Eugene Delacroix hat hier gelebt«, sagte Noëlle eines Tages zu ihr, als sie an einem Museum an der malerischen Rue Jacob vorbeischlenderten.

»Wer war das?«

»Sag bloß, du hast noch nie etwas von Delacroix gehört?

Was bringen die euch denn in der Schule bei? Er war einer unserer bekanntesten Maler.« Sie bogen in die Rue de Fürstenberg ein, wo Noëlle auf das Haus Nummer 20 deutete. »Hemingway und Joyce waren hier Stammgäste. Das Haus gehörte einer reichen Dame, die sie regelmäßig einlud und darauf achtete, daß der Tisch stets reichlich gedeckt war. Sie hat eine ganze Generation von Literaten durchgefüttert. Natürlich war sie eine exzentrische Lesbe.«

»Was ist eine Lesbe?«

Noëlle schüttelte scheinbar empört den Kopf. »Du weißt nicht, wer Delacroix war, und hast noch nie etwas von Lesben gehört! Also wirklich, das ist eine Bildungslücke, gegen die wir schleunigst etwas unternehmen müssen.« Sie gingen in Richtung Place de Fürstenberg, mit ihren üppigen Paulownia-Bäumen und

den weißen, kugelförmigen Straßenlaternen. »Einer der schönsten Plätze von Paris, wenn nicht der Welt«, schwärmte Noëlle. »Anatole France wurde hier geboren. Oscar Wilde starb hier. Selbst Wagner lebte hier eine Weile, der Nazi-Bastard, gleich über die Straße im Haus Nummer 14. All die großen Schriftsteller und Künstler wohnten früher in diesem Quartier.« Sie grinste Angélique an. »Nun, die Künstler und Schriftsteller machten den Platz populär, aber dadurch wurde das Wohnen hier so teuer, daß sie sich die Gegend nicht mehr leisten konnten. Heute wohnen sie alle im Hallenviertel und in der Porte d'Orleans.«

»Warum wohnt dann Onkel Paul nicht dort?«

»Weil Schriftsteller und Künstler die langweiligsten Menschen auf Gottes Erde sind! Hast du jemals einen Bühnenautor zum Abendessen eingeladen?« Sie schüttelte den Kopf. »Worum es Paul geht, ist gesellschaftliches Ansehen, *le standing*. Wenn du im Filmgeschäft Erfolg haben willst, ist es wichtig, in der richtigen Gegend zu wohnen.«

Eines Nachmittags, als Angélique keine Schule hatte, nahm Noëlle sie mit in ein kleines Café in der Nähe der Place Saint-Germaindes-Prés. Sie bestellte einen Mokka für Angélique und für sich einen Ricard. Angélique beobachtete fasziniert, wie die gelbe Flüssigkeit milchig wurde, als Noëlle Wasser dazu goß. Die Gespräche an den Nachbartischen drehten sich um Ex-Ehemänner und Wochenendhäuser, um Geschäfte mit Kunst, Büchern und Filmen. Für Angélique war das eine völlig neue Welt.

Der neue Zahnarzt hatte ihr inzwischen die Zahnspange abgenommen, doch wenn Angélique in den Spiegel schaute, sah sie immer noch ein unbeholfenes, dummes kleines Mädchen. Sie gestand sich jedoch ein, daß sie nicht mehr so dürr war wie früher; ihr Körper hatte begonnen, sich zu verändern und wurde für sie zu einer Quelle ständiger Verwunderung und Besorgnis. Vor einigen Monaten hatten ihre Regelblutungen eingesetzt,

begleitet von heftigsten Krämpfen. Der Arzt, zu dem sie daraufhin ging, diagnostizierte Regelschmerzen.

Es war Noëlle gewesen, die sie in die Geheimnisse des Frauseins einweihte. Wenn Paul nicht da war, durfte Angélique ihr im Schlafzimmer dabei zusehen, wie sie sich schminkte oder nach dem Duschen anzog. Angélique war fasziniert. Selbst wenn Noëlle sich für ein Meeting mit einem Banker oder Finanzier ankleidete, zog sie unter ihrem biederen Wollkostüm ein seidenes Mieder und Strapse an. »Hast du einen anderen Liebhaber?« fragte Angélique sie.

»Was sind wir doch für ein weltkluges Fräulein geworden!« grinste Noëlle sie an. »Wo hast du denn das aufgeschnappt?«

»Hast du?« ließ Angélique nicht locker.

»Natürlich nicht. Warum?«

»Weshalb trägst du dann so was?« Angélique zupfte neidvoll an den Spitzenbordüren des burgunderfarbenen Seidenmieders herum. »Hast du vor, dich vor den Bankfritzen auszuziehen, falls sie dir das Geld nicht geben?«

»Das trage ich doch nicht für die; ich trage es für mich. Schöne Unterwäsche formt nicht nur meinen Körper, sondern gibt mir auch ein gutes Gefühl. Sie macht mich feminin, auch wenn ich mich in einer Männerwelt befinde.« Sie grinste spitzbübisch. »Außerdem, ein bißchen Spitze am Dekollete hat noch nie geschadet.« Noëlle musterte Angélique mit einem kritischen Blick. »Sieh dich an, kleines Fräulein, du wirst erwachsen. Ich glaube, es wird Zeit, daß ich dir einige Dinge beibringe.«

Am nächsten Tag nahm Noëlle sie in ein teures Wäschegeschäft mit, *Les Nuits D'Elodie,* und kaufte ihr ihren ersten Spitzen-BH. Angélique probierte ihn an und betrachtete sich in dem großen Spiegel im Umkleideraum. Noëlle stand neben ihr und lächelte anerkennend.

»Na, was meinst du?«

Angélique schüttelte den Kopf. Sie war noch immer ein unbeholfenes kleines Mädchen. Aber die Sache schien nicht mehr ganz so aussichtslos.

Bald wurde ihr klar, daß nicht nur Noëlle die Veränderungen bemerkt hatte, die mit ihrem Körper vor sich gingen. Offensichtlich waren sie auch Paul nicht entgangen. Er kam jetzt häufig ins Badezimmer, wenn sie in der Wanne lag. Stets hatte er einen Vorwand parat, sagte, er brauche sein Rasierwasser oder etwas in der Art, aber sie ertappte ihn oft dabei, wie er sie im Badezimmerspiegel anstarrte, und nach einer Weile schloß sie beim Baden die Tür ab.

Einmal lag sie auf dem Teppich im Wohnzimmer, im Schlafanzug, und las ein Buch. Sie sah hoch, als sie seinen Blick auf sich ruhen spürte und merkte, daß ihr Oberteil offenstand. Sie wurde feuerrot und rannte in ihr Zimmer.

Noëlle erzählte sie nie etwas von diesen Vorfällen. Sie wollte Paul nicht in Schwierigkeiten bringen und vor allem die Freundschaft mit ihrer Tante nicht aufs Spiel setzen. Sie war sich nicht sicher, wem Noëlle die Schuld dafür geben würde.

Sie vermißte Pepe immer noch schrecklich. Eines Tages fand sie ein neues Haustier, eine Taube mit einem gebrochenen Flügel, die morgens auf ihrem Fensterbrett saß. Sie legte sie in eine Pappschachtel, versorgte den gebrochenen Flügel und fütterte sie mit in Milch eingeweichten Brotstückchen. Als es dem Tier besser ging, überredete Noëlle sie, es wieder fliegen zu lassen. Doch ab da kam die Taube jeden Tag zum Füttern auf ihr Fensterbrett. Sie nannte sie Pepe die Zweite. Als sie eines Nachmittags nicht kam, vermutete sie, daß Pepe einer der streunenden Katzen, die die Dächer der Rive Gauche beherrschten, zum Opfer gefallen war. Etliche Tage war sie untröstlich.

Sie kehrte nicht mehr in das Gymnasium in Chartres zurück, das sie so gehaßt hatte, doch die neue Schule am Montparnasse

war ihrer Meinung nach auch nicht besser. Ihre Lehrer versuchten zwar, freundlich zu ihr zu sein, doch die neuen Klassenkameraden wußten natürlich von dem Prozeß und tuschelten hinter ihrem Rücken.

Das einzige Gebiet, auf dem sie sich auszeichnete, war Theaterspielen, und als ihre Klasse das Schauspiel »Romeo und Julia« für die Abschlußfeier vorbereitete, wurde sie für die Rolle der Julia ausgesucht. Ihr schauspielerisches Talent beeindruckte sogar ihre erbittertsten Gegner in der Klasse.

Die Schlaflosigkeit hielt an. Sie fürchtete sich vor den Nächten, in denen sie sich auf den verschwitzten Laken wälzte, keinen Schlaf fand und von bösen Alpträumen heimgesucht wurde. Die Visionen von ächzenden Seilen und Schaukeln und dem grauenvoll aufgequollenen Gesicht ihrer Mutter verfolgten sie jede Nacht. Am besten schlief sie nach vier Uhr morgens, wenn die Dämmerung in graugelben Schleiern über den Dächern von Paris heraufzog. Ihre Tage waren eine mühsame und anstrengende Prüfung, die Nächte qualvoll und endlos.

Sie glaubte, es könne gar nicht schlimmer werden. Doch dann nahm Paul sie mit an die Côte d'Azur.

24

Paul hatte in der Nähe vom Cap des Sardinaux, zwischen Saint Tropez und Cannes eine Villa gekauft. Das war sehr praktisch, wenn er die jährlichen Filmfestspiele in Cannes besuchte, und wenn es um einen wichtigen Vertrag ging, überließ er das Haus den jeweiligen Regisseuren oder Drehbuchautoren für das Wochenende.

Sie nahmen den Porsche, Angélique saß zusammengekrümmt auf dem Rücksitz. Sie fuhren durch St. Tropez, Brigitte Bardots berühmtem Schlupfwinkel, der inzwischen zu einer

übervölkerten, barbusigen Parodie seiner selbst verkommen war, ein Paradies für selbstverliebte Beachballspieler und Supergirls mit Cartier-Armbändern. »Halb Benetton, halb Kokosöl«, spöttelte Noëlle.

Sie verließen die N98 zwischen St. Maxime und Les Issambres. Die Villa lag abseits der Straße, versteckt zwischen Palmen und Zitronenbäumen. Der maisgelbe Putz war teilweise abgebröckelt und verlieh dem Haus eine Atmosphäre romantischen Verfalls. Schmetterlinge in allen Farben flatterten um die Weinstöcke, die sich an der Vorderseite des Hauses emporrankten.

»Es ist wunderschön«, hauchte Angélique fasziniert.

Paul drehte sich um und grinste: »Und ich sitze hier mit zwei wunderschönen Frauen fest! Was für ein Leben!«

Sie verbrachten den Nachmittag auf der Veranda, machten es sich in den Korbsesseln bequem, lasen Bücher und blätterten in Zeitschriften. Am Abend streckte Angélique sich vor dem Fernseher aus und aß Popcorn, den Kopf auf Noëlles Schoß, die Beine auf Pauls Knien.

Die Vormittage verbrachten sie am Strand. Noëlle konnte nicht schwimmen, daher vertiefte sie sich in ihre Drehbücher, während Paul und Angélique ins Wasser gingen. Sie tobten in den Wellen, probierten aus, wer am längsten unter Wasser die Luft anhalten konnte oder schwammen um die Wette zu dem Floß, das in der Bucht ankerte. Es kam ihr vor, als hätten sie die ganze Zeit über nur gelacht.

Ihr Körper veränderte sich immer noch. Eines Tages kam sie vom Strand zurück und sah sich zufällig im Badezimmerspiegel. Ihr Badeanzug war noch naß, und sie bemerkte, daß sich ihre Brustwarzen unter dem dünnen Material abzeichneten und sie bereits einen kleinen Busen hatte. Das beschämte und erfreute sie gleichermaßen.

Es geschah an ihrem letzten Ferientag in der Villa.

Noëlle wollte ihr Buch zu Ende lesen und beschloß deshalb, auf der Veranda zu bleiben. Paul und Angélique gingen allein an den Strand. Das Meer lag etwa 500 Meter weit weg, hinter den Dünen, man konnte es von der Villa aus nicht sehen. Es war früh am Morgen, und noch kein Mensch am Strand.

Paul zog sein T-Shirt und die Jeans aus, hielt einen grünen Tennisball hoch und warf ihn ins Wasser. »Wer ihn zuerst erwischt!« rief er und rannte über den gelben Sand.

Angélique rannte hinter ihm drein.

Die Sonne stand flach über dem Meer, und das glitzernde Wasser blendete sie. Angélique stürzte sich in die Fluten. Der Schock des kalten Wassers auf ihrer erhitzten Haut raubte ihr kurzzeitig den Atem. Sie tauchte unter der ersten Welle hindurch und kraulte so schnell sie konnte auf den Ball zu, der auf den Wellen auf und nieder hüpfte. Sie wußte, daß er sie gewinnen lassen würde. Er ließ sie immer gewinnen.

Sie erreichte den Ball mit einem Triumphschrei und hielt ihn mit der rechten Hand hoch. Paul packte sie von hinten und versuchte lachend, ihr den Ball wegzunehmen. Als sie versuchte, sich ihm zu entwinden, drückte er sie noch fester an sich.

Und dann hörte er auf zu lachen.

Er berührte sie anders als sonst. Sie wußte sofort, was er tat, und das brachte sie völlig aus der Fassung. Sie konnte nicht glauben, was ihr da geschah, und sie war nicht in der Lage, ihm Einhalt zu gebieten. Er war ihr Onkel, kein dummer Junge. Wie konnte er nur?

Er hatte seinen rechten Arm um ihre Brust geschlungen, hielt mit der Hand ihren linken Arm fest und zog ihr mit der anderen die Bikinihose herunter. Sie spürte seinen harten Penis zwischen ihren Hinterbacken und hörte ihn leise stöhnen und ihren Namen murmeln.

Sie spähte zum Strand hinüber. Da war niemand, der hätte

sehen können was da passierte, und ihr hätte helfen können. Noëlle war noch im Haus.

Laß es nur schnell vorübergehen, dachte sie. Sie versuchte noch einmal, sich von ihm zu befreien, aber er hielt sie zu fest umklammert, während er sich im Wasser an ihr rieb. Plötzlich erschauderte er, und sein Arm preßte sich so fest um ihre Brust, daß sie glaubte, ohnmächtig zu werden. Dann ließ er ein kurzes, bellendes Lachen hören und gab sie frei. Einfach so.

Er rief etwas wie: »Wer als erster am Strand ist!« und dann war er auch schon weg. Angélique blieb im Wasser stehen, verwirrt und entsetzt. Sie sah ihn den Strand hinaufrennen, sich ein Handtuch schnappen und sich, mit dem Rücken zu ihr, abtrocknen.

Nach einer Weile zog sie ihre Bikinihose hoch und schwamm langsam zum Strand zurück, angeekelt von ihm, angeekelt vom Leben.

25

Angélique überlegte lange, ob sie Noëlle davon erzählen sollte, ließ es dann aber bleiben. Was genau hatte Paul eigentlich getan? fragte sie sich. Körperlich verletzt hatte er sie jedenfalls nicht. Was sollte sie sagen? Welche Beweise hatte sie? Natürlich würde er alles abstreiten, und wenn sie einen solchen Vorwurf erst einmal vorgebracht hatte, würde sich alles ändern. Es konnte passieren, daß sie dadurch Noëlle verlor, anstatt ihren Onkel Paul. Sie hatte weder Vater noch Mutter, und abgesehen von dem, was an jenem Morgen passierte, war diese Woche in der Villa die glücklichste Zeit gewesen, an die sie sich erinnern konnte. Sie hatte sogar nachts gut geschlafen. Sollte sie das alles aufs Spiel setzen? Wofür?

Er hatte sich im Wasser an ihr gerieben, das war alles. Also

sagte sie nichts. Als sie nach dem Schwimmen zurück ins Haus kam, benahm Paul sich so, als ob nichts vorgefallen wäre. Er war vor ihr da und stand mit Noëlle in der Küche. Er lachte und machte Scherze, umarmte Noëlle von hinten, wie er sie umarmt hatte. Vielleicht war das nur seine Art, Zuneigung zu zeigen, dachte sie. Vielleicht hatte er nur die Kontrolle verloren.

Am besten vergaß sie das alles.

Ein anderes schlechtes Bild, wie mein Vater sagen würde. Ich werde es einfach zerreißen.

An diesem Nachmittag fuhren sie nach Paris zurück. Noëlle saß vorne neben Paul, der leichtsinnig wie immer über die Landstraßen raste; die Nadel des Drehzahlmessers sank kaum unter 6000 Umdrehungen. Sie saß schräg auf dem Beifahrersitz, hatte einen Arm um seine Schulter gelegt, lachte und genoß offenbar die rasante Fahrt. Als sie an einer Tankstelle anhielten, um zu tanken und eine Cola zu trinken, hockten Paul und Noëlle nebeneinander auf der Motorhaube und kicherten wie Teenager. Sie liebt ihn wirklich, dachte Angélique. Ich kann ihr nicht weh tun. Ich sollte vergessen, was vorgefallen ist, dann braucht sich niemand zu grämen. Einfach alles vergessen, das wäre das Beste.

Doch Paul ließ es sie nicht vergessen.

Am Tag nach ihrer Rückkehr von der Côte d'Azur flog er nach Thailand, um dort *La Gloire,* das ehrgeizigste Projekt seiner Karriere, zu drehen. Der Film handelte von Dien Bien Phu, und er nannte ihn »Frankreichs *Apocalypse Now«.* Als er nach Abschluß der Dreharbeiten nach Paris zurückkehrte, verbrachte er täglich viele Stunden in den Billancourt Studios, wo der Film geschnitten wurde. Meistens war er schon weg, wenn Angélique morgens aufwachte, und kam erst nach Hause, wenn sie schon lange im Bett lag.

Doch eines Abends kam er ein bißchen früher heim. Sie saß in ihrem Zimmer und machte Hausaufgaben. Seit sie sich an der

neuen Schule wohler fühlte, zeigte sie auch mehr Interesse für den Unterricht. Der Prozeß ihres Vaters war inzwischen in Vergessenheit geraten, und das Geflüster und das Fingerzeigen auf sie hatten aufgehört. Zum ersten Mal seit dem Tod ihrer Mutter fühlte sie sich nicht mehr als Außenseiterin.

Im Wohnzimmer lief der Fernseher; Noëlle schaute sich einen alten Belmondo-Film an. Angélique hörte Schritte im Flur, und dann ging die Tür auf. Es war Paul. »Ich wollte dich nicht stören«, sagte er. »Ist schon in Ordnung«, erwiderte Angélique. »Ich dachte, ich komme kurz rein und sage dir guten Tag. Wir haben uns in letzter Zeit ja kaum gesehen.«

Angélique lächelte zwar, doch innerlich war sie auf der Hut. »Was macht der Film?«

Er zuckte die Achseln. »Ich bin anderer Meinung als der Regisseur, der ist anderer Meinung als der Drehbuchautor, und der streitet sich mit mir. Das Übliche. Und wie geht's in der Schule?«

»Ganz gut.«

»Was machst du denn? Vielleicht kann ich dir helfen.«

»Algebra-Hausaufgaben«, sagte Angélique. Er stellte sich hinter sie und legte seine Hand auf ihre Schulter. Angélique wurde plötzlich unsicher und spürte, daß sie ein Gefühl der Angst beschlich. Sie hatte nur ein T-Shirt an. Seit dem Vorfall mit dem Schlafanzug trug sie jetzt immer T-Shirts zum Schlafen. »Und, was ist das Problem?«

»Das Problem ist, daß ich überhaupt nichts kapiere.«

»Also, wenn ich das richtig kapiere, hast du es da mit einer X-Gleichung zu tun.«

»Vielleicht sollte ich mich mit meinem Problem an einen Doktor wenden.«

Er lächelte und fing an, mit ihren Haaren zu spielen. »Du bist viel zu witzig und viel zu hübsch, um deine Zeit mit Algebra zu

vergeuden. Das wirst du nie wieder brauchen.«

»Mein Lehrer sagt da aber etwas ganz anderes.«

»Weißt du, ich habe nachgedacht. Vielleicht sollte ich mich um deine Zukunft kümmern.« Seine Hand glitt um ihre Hüfte und umfaßte ihre kleinen Brüste. Seine Lippen knabberten an ihrem Nacken und küßten sie.

Das Zimmer schien sich plötzlich um sie zu drehen. Sie spürte eine heiße Welle durch ihren ganzen Körper fluten und konnte nicht mehr atmen. Sie versuchte, ihn zu ignorieren, sich auf ihr Algebrabuch zu konzentrieren, doch die Zahlen und Buchstaben verschwammen vor ihren Augen.

Paul zog ihr das T-Shirt hoch und liebkoste ihre Brustwarzen. »Du wirst einmal ein wunderschönes Mädchen werden«, wisperte er. »Ich werde mich um dich kümmern. Du mußt mir vertrauen. Alles wird gut werden.«

»Laß mich«, sagte sie. Sie starrte stur auf ihr Algebrabuch. Wenn ich ihn ignoriere, wird er damit aufhören, redete sie sich ein.

»Wir werden ganz besondere Freunde werden, du und ich. Ganz besondere. Wir haben ein Geheimnis miteinander, das sonst niemand kennt.« Jetzt lagen seine beiden Hände auf ihr. »Und du darfst nie jemandem davon erzählen, denn das würde alles kaputt machen. Dann würdest du von hier weggehen müssen. Und du willst doch nicht von uns weg, nicht wahr, kleiner Engel?« Er benutzte denselben Kosenamen wie ihr Vater.

Sie schüttelte den Kopf.

»Außerdem würde dir niemand glauben. Du würdest nur alles verderben. Ich werde dein bester Freund sein, dein allerbester Freund. Ich werde dir mehr helfen, als dein Vater es je gekonnt hätte. Du wirst schon sehen.«

Er nahm seine Hände von ihr und küßte sie kurz auf die

Wange. Dann verließ er das Zimmer.

Jetzt erst merkte sie, daß sie die ganze Zeit über den Atem angehalten hatte. Sie holte keuchend Luft, und ihr ganzer Körper begann zu zittern. Noch ein schlechtes Bild, hörte sie ihren Vater sagen. Zerreiß es! Zerreiß es! Sie versuchte, ihre Hausaufgaben fertigzumachen, konnte sich aber nicht konzentrieren. In dieser Nacht schlief sie nicht eine Minute - und sie bestand nie wieder eine Algebra-Prüfung.

26

Eine Woche danach mußte Noëlle für zwei Tage nach London fliegen, wo sie ein Treffen mit zwei Investoren arrangiert hatte, die sich an *La Gloire* beteiligen wollten. Paul mußte in Paris bleiben, um die Nachproduktion des Films abzuwickeln. Paul und Noëlle hatten eine Haushälterin, Madame Dumont, die stundenweise kam, um die Wohnung zu putzen und das Abendessen zu kochen.

Nachdem Madame Dumont gegangen war, blieben Paul und Angélique allein in der Wohnung zurück. Das war der Augenblick, vor dem sie sich fürchtete, seit Noëlle ihr von ihrer Fahrt nach London erzählt hatte.

Paul blieb an der Tür stehen und drückte auf den automatischen Lichtschalter, damit das Licht nicht ausging, ehe Madame Dumont unten den Ausgang erreichte. Als er zurück ins Wohnzimmer kam, erklärte Angélique, daß sie Kopfschmerzen habe und schlafen gehe.

Sie lag im Dunkeln in ihrem Bett, wartete auf das Geräusch seiner Schritte vor ihrer Tür. Statt dessen hörte sie ihn eine Kassette in die Stereoanlage schieben. Debussy. Nach einer Weile schlief sie ein.

Sie träumte gerade von ihrer Mutter, als irgendein anderer

Laut sie weckte. Instinktiv wußte sie, daß sie nicht allein im Zimmer war. Als nächstes merkte sie, wie Paul die Bettdecke anhob und neben sie ins Bett schlüpfte. Er war nackt.

»Engelchen«, flüsterte er. »Bist du wach?« Sie lag da, steif wie ein Brett, weigerte sich zu antworten oder auch nur zu atmen. Wenn sie das, was da auf sie zukam ignorierte, würde es nicht passieren.

Sie spürte seine Hand unter ihrem T-Shirt und erschauderte. O Gott, bitte! Nicht noch einmal! Was ist mit Noëlle? Wenn Noëlle das herausfindet? Was wird sie sagen? Was wird sie dabei empfinden?

Eine Erinnerung stieg in ihr auf; ein blutendes, gebrochenes Herz.

»So ein hübsches kleines Ding«, murmelte er. »Du mußt ja furchtbar einsam sein. Ich werde dir nicht weh tun, das verspreche ich dir. Ich werde dein bester Freund werden, dein ganz besonderer Freund.«

Er führte ihre Hand, damit sie ihn streichelte, und nach einer Weile spürte sie, wie er zitterte und sie ganz fest an sich preßte. Dann küßte er sie, schlüpfte aus dem Bett und ging zurück in sein eigenes Schlafzimmer.

Angélique blieb lange Zeit unbeweglich liegen und starrte blind in die Dunkelheit. Ihr T-Shirt war naß, und auch auf dem Bettlaken war ein feuchter Fleck. Sie zerrte sich das T-Shirt vom Leib, ging in die Küche und warf es in den Mülleimer. Im Badezimmer wusch sie sich gründlich die Hände, roch daran, wusch sie noch einmal und meinte danach immer noch, seinen Geruch an ihren Fingern riechen zu können.

Anschließend zog sie das Bett komplett ab, kroch nackt zwischen die rauhen Decken und versuchte, hinter dem Ganzen einen Sinn zu entdecken, versuchte, das Ganze in ihrem Kopf zusammenzusetzen, ein Muster zu finden, das ihr half, das alles zu begreifen.

Sie wußte, was Frauen und Männer zusammen taten. Sie hatte es in Büchern und Filmen gesehen, und zwar lange bevor sie ihren Vater und ihre eigene Cousine dabei überrascht hatte. Und jetzt hatte Paul es mit ihr gemacht. Er war im Grunde nicht schlimmer als ihr Vater, überlegte sie. Er führte nur die Familientradition fort: Nichten, Cousinen, was machte das für einen Unterschied?

Was sollte sie tun? Konnte sie riskieren, sich Noëlle anzuvertrauen? Aber was würde dann mit ihr passieren? Gut möglich, daß man sie zu ihrem gräßlichen Onkel Bernard nach Lyon schickte, und zu Monique und der unerträglichen Tante Marie. Was hatte Paul schließlich schon getan? Er hatte sie nicht vergewaltigt, und sie würde nicht schwanger werden.

Sie mußte versuchen, damit aufzuhören, andere zu verletzen.

Sie mußte es versuchen.

Sie mußte.

Einmal pro Woche fuhr Noëlle mit ihr ins Gefängnis nach Melun, damit sie ihren Vater besuchte. Er war nicht mehr der Mann, den sie in Erinnerung hatte, der charmante, schelmische Bonvivant ihrer Kindheit. Er war in sich zusammengesunken, verbittert und schwächlich; er wirkte wie ein Gespenst in der viel zu weiten Gefangenenkleidung. Die übertriebene Dankbarkeit, die er bei jedem ihrer Besuche zeigte, kam ihr beinahe erbärmlich vor.

Sie überlegte sich, ob sie Marius das mit Paul erzählen sollte, kam dann aber zu dem Schluß, daß das nichts anderes wäre, als mit dem Teufel über die Sünde zu reden. Wahrscheinlich würde er seinen Bruder dafür umbringen wollen und dadurch seine Ehre wiederherstellen, aber er würde ihren Schmerz nicht verstehen, würde nicht verstehen, daß sie sich nur eines wünschte, nämlich wieder zu einer richtigen Familie zu gehören. Wie könnte er auch?

Außerdem wollte sie seine Hilfe nicht, nicht mehr. Sie hatte

die Pflicht, ihn zu lieben, weil er ihr Vater war. Aber was er getan hatte, würde sie ihm niemals verzeihen. Niemals.

Sie hatte schlicht und einfach niemand anderen, mit dem sie darüber reden konnte. Sie hatte keine richtig gute Freundin in der Schule, keine, der sie vertrauen konnte. Ansonsten war da nur Noëlle. Und es war Noëlle, die betrogen worden war, Noëlle, die leiden würde, wenn sie je herausfände, was Paul und sie getan hatten...

Noëlle saß im Schneidersitz auf der Bettkante, die hübsche Nase oben an der Wurzel in krause Falten gezogen. »Du mußt mir sagen, was mit dir los ist, kleiner Engel. Bist du krank?«

Angélique schüttelte den Kopf.

»Du bist nicht mehr du selbst. Du sprichst kaum mehr ein Wort mit uns und lachst nicht mehr. Hast du vielleicht irgendwelche Probleme in der Schule?«

»Nein.«

Noëlle seufzte. »Der Direktor der Schule hat mich heute angerufen. Er möchte sich mit Paul und mir unterhalten. Er sagt, daß sich deine Noten in diesem Semester erheblich verschlechtert hätten.«

»Ich tue mein Bestes. Ich kann nichts dafür, wenn ich zu dumm fürs Gymnasium bin.«

»Unsinn! Er sagt, du bist eine der intelligentesten Schülerinnen der Klasse. Das ist ebenfalls nicht das Problem!« Noëlle nahm Angéliques Gesicht in beide Hände. »Liebling, was ist los mit dir? Was bedrückt dich denn?«

Angélique spürte, wie ihr die Tränen in die Augen schössen. Wenn ich es ihr doch nur erzählen könnte...

»Paul kennt da jemanden«, fuhr Noëlle fort. »Er hilft den Leuten, mit ihren Problemen fertigzuwerden. Vielleicht kann er dir auch helfen. Möglicherweise reagierst du erst jetzt so richtig auf das, was mit deiner *maman* passiert ist...«

»Einen Psychiater, meinst du wohl. Glaubt Paul denn, daß ich verrückt bin?«

»Bitte. Wir wollen dir doch nur helfen.« Angélique zupfte einen Fussel von ihrer Jeans. »Ist es wegen der Jungs? Weißt du, ich erinnere mich noch genau, wie es war, als ich in deinem Alter war. Dein Körper verändert sich, die Jungs sehen dich plötzlich mit anderen Augen an. Es ist eine schwierige Zeit. Und es ist ganz in Ordnung, darüber zu reden.«

»Ja, so was in der Art muß es sein, glaube ich.«

»Handelt es sich um einen bestimmten Jungen?«

Verdammter Mist, dachte Angélique. Ich sage irgend etwas, um das Thema zu beenden, und jetzt bin ich erst recht in eine Unterhaltung mit ihr verwickelt. Wenn ich jetzt zu reden anfange, wird alles nur so heraussprudeln. Und sie darf nichts davon erfahren. »Laß mich einfach in Ruhe«, sagte Angélique. Sie schaute dabei nicht hoch, wollte nicht die Enttäuschung auf Noëlles Gesicht sehen.

»In Ordnung«, meinte diese.

Sie verließ das Zimmer und machte leise die Tür hinter sich zu.

27

Mit fünfzehn hatte Angélique Belmont gelernt, ihr hübsches Gesicht und ihre gute Figur zu verachten. Vorbei waren die Zeiten, als sie mit Noëlle ins Kaufhaus *Le Printemps* oder in Pret-à-porter-Boutiquen an der Rive Gauche zum Einkaufen ging. Sie warf den Spitzen-BH in den Müll, den sie mit Noëlle im *Les Nuits D'Elodie* gekauft hatte und lief jetzt nur noch in weiten schwarzen Pullovern und formlosen schwarzen Schlapperhosen herum, die sie in den Secondhand-Läden in der Nähe der Sorbonne erstand. Die Haare hatte sie sich tiefschwarz

gefärbt und sie trug eine Frisur, die man landläufig als Topfschnitt bezeichnete. Sie wollte, daß Paul sie in Ruhe ließ, damit Noëlle sie nicht verließ, wie ihre Mutter es getan hatte.

Sie lernte zu fluchen wie ein Gassenjunge und schleppte als Symbol ihrer Revolte ständig Heavy-Metal-Platten mit sich herum. Sie rauchte selbstgedrehte Zigaretten, benutzte keinerlei Kosmetika und schnitt sich die Fingernägel ganz kurz. Kurzum, sie tat alles, was in ihrer Macht stand, um ihre beginnende Schönheit zu verbergen.

Doch trotz aller Anstrengungen mußte sie feststellen, daß die Jungen ihr immer noch hinterhergafften. Eines Tages, im Schulflur, hörte sie zwei ältere Schüler über sie reden.

»Wetten, die fickt wie 'ne Wilde«, sagte einer der beiden laut genug, daß sie es verstehen konnte.

Angélique blieb stehen, drehte sich um und lächelte den Burschen an. Der wurde rot und grinste etwas schief zurück.

»Stimmt«, sagte sie und winkte ihn zu sich heran.

Der Junge warf seinem Freund einen Blick zu und kam dann langsam auf sie zugeschlendert.

»Na, was ist, willst 'ne Nummer mit mir schieben?« sagte sie.

Er vergrub die Hände in den Hosentaschen und zuckte verlegen mit den Achseln. Ganz wohl war ihm offensichtlich nicht in seiner Haut. »Klar.«

Angélique nahm den Kaugummi aus dem Mund und klebte ihn an ihren Spind. »Gib mir meinen Kaugummi.«

Der Knabe popelte ihn vom Spind ab und hielt ihn ihr hin.

»Kau ihn zuerst.«

Jetzt bekam er es wirklich mit der Angst zu tun. Verrücktes Huhn, dachte er. Doch inzwischen hatten sich einige seiner Klassenkameraden auf der anderen Seite des Korridors eingefunden, die die Szene tuschelnd und kichernd verfolgten.

Er stopfte den Kaugummi in den Mund und kaute.

»Jetzt gib ihn mir«, befahl sie. »Aber mit der Zunge.«

Zögernd beugte er sich zu ihr hin. Kaum hatten sich ihre Lippen berührt, da rammte Angélique ihm das Knie so zwischen die Beine, daß er stöhnend zu Boden ging.

»Ist das wild genug?« zischte sie.

Von dem Tag an tuschelten die Jungen nie mehr hinter ihrem Rücken.

Mit ihren Noten ging es weiter bergab. Wann immer Noëlle geschäftlich verreisen mußte, lag Angélique stundenlang wach in ihrem Bett und wartete ängstlich auf das unausbleibliche Knarren ihrer Türklinke. Anschließend suchten sie schreckliche Alpträume heim, und in der Schule schlief sie manchmal an ihrem Tisch ein. Ihr Klassenlehrer gab mehr als einmal seiner Befürchtung Ausdruck, daß sie das Abitur nicht schaffen würde.

Paul genügte es nicht mehr, sie nur anzufassen. Über dieses Stadium waren sie schon lange und weit hinaus. Sie realisierte jetzt, wie dumm und naiv sie gewesen war zu glauben, daß es beim Begrapschen allein bleiben würde. In der Zwischenzeit hatte er sie mit allen erdenklichen Varianten seiner sexuellen Phantasie vertraut gemacht.

Und zwangsläufig hatte er sie inzwischen entjungfert. Ihr ganz besonderer Freund.

Ihre Alpträume nahmen immer schrecklichere Formen an. Jetzt träumte sie von roten, fleischigen Teufeln mit riesigen Genitalien und ausladenden Flügeln, die mit Gewalt in ihren Körper einzudringen versuchten. Manchmal hatten die Teufel auch Gesichter; manchmal das von Paul, manchmal das ihres Vaters. Wenn diese Horrorwesen in sie eingedrungen waren, zwangen sie sie dazu, abscheuliche Dinge zu tun, mörderische Dinge, gewalttätige Dinge. Wenn sie dann aufwachte, waren ihre Laken schweißnaß, und das Herz schlug ihr bis zum Hals.

Sich mit Gleichaltrigen anzufreunden, war ihr absolut unmöglich. Ihr wurde schon allein bei dem Gedanken, mit ihnen

Händchen halten und sie auf den Mund küssen zu müssen, hundeübel.

Mit Noëlle und Paul sprach sie nur noch das Nötigste. Sie entfremdete sich völlig von den beiden; es gab nur noch laute Musik, die aus ihrem Zimmer dröhnte, leere Milchflaschen im Kühlschrank, ein genuscheltes Hallo.

Ein ganz normaler Teenager eben, wie Paul Noëlle zu beruhigen versuchte.

Eines morgens stand Angélique, nachdem sie wieder eine schlaflose Nacht verbracht hatte, sehr zeitig auf und ging in die Küche, um sich eine Tasse Milchkaffee zu machen. Sie hatte bereits geduscht und sich nur ein langes schwarzes T-Shirt übergeworfen. Sie hatte den emaillierten Kaffeetopf auf den Herd gestellt und wartete darauf, daß das Wasser kochte, als sie ein Geräusch hinter sich hörte und sich umdrehte. Es war Paul.

Er hatte einen weißen, seidenen Morgenmantel an und betrachtete sie mit diesem seltsam verschwommenen Blick, den sie an ihm so gut kannte, und sofort spürte sie, wie das vertraute Gefühl der Angst sich in ihrem Magen breitmachte.

Solange Noëlle in der Wohnung war, würde er sie bestimmt nicht anfassen. »Morgen, Onkel Paul.«

»Du bist ja schon früh auf den Beinen, kleiner Engel. Es ist doch Sonntag. Du hast heute keine Schule.«

»Ich konnte nicht mehr schlafen.« Die roten Teufel hatten sie kurz vor Anbrach der Dämmerung geweckt. Seither war sie wach.

»Ich gehe mich anziehen«, sagte sie und versuchte sich an ihm vorbeizuschieben, doch er versperrte ihr den Weg. »Ich weiß, was du vorhast.«

»Was meinst du?«

»Das Theater mit deinen Haaren, deinen Klamotten. Aber das nutzt nichts.«

»Laß mich in Ruhe!« zischte sie ihn an. »Noëlle kann dich hören!«

»Keine Sorge. Sie hat gestern abend in dem Bistro zuviel Rotwein getrunken. Sie schnarcht wie ein *clochard.«*

»Bitte...«

Paul packte sie an den Handgelenken, drückte diese seitlich an ihren Körper und preßte sich an sie. »Du weichst mir aus.«

Das war eine so ungeheuerliche Unverschämtheit, daß sie ihm am liebsten ins Gesicht gelacht hätte. Doch es war nicht lustig. »Laß mich...«

»Liebst du mich denn nicht mehr?«

»Das ist Noëlles Sache, Onkel Paul. Wir haben alle unser Bündel zu tragen.«

»Du hast ein boshaftes kleines Mundwerk, Engel. Was ist denn los? Bin ich denn nicht gut zu dir? Habe ich mich nicht genug um dich gekümmert?«

Sie versuchte, ihn abzuschütteln, aber er hatte sie gegen die marmorne Tischplatte gedrängt. Der Stein an ihren nackten Oberschenkeln fühlte sich kalt an. Scheißkerl! Noëlle schlief in ihrem Zimmer am anderen Ende des Flurs. War er denn verrückt geworden? Wenn Noëlle jetzt in die Küche käme, wäre alles vorbei. Sie müßte wieder ein Zuhause verlassen...

Seine Hände waren überall, zogen ihr das T-Shirt über die Hüfte hoch. Sein Morgenmantel klaffte auf, und sein harter Penis preßte sich an ihren Bauch.

Und plötzlich siegte ihre Wut über ihre Angst. »Hör auf damit!« fauchte sie.

Er kümmerte sich nicht darum. Er nahm sie unter den. Achsern und hob sie auf den Küchentisch. Der Kaffeetopf kochte über, Noëlle schlief nur wenige Meter weiter, und er versuchte, in sie einzudringen. Gütiger Himmel, das war der reine Irrsinn! Sie wand und drehte sich, um von ihm

wegzukommen.

»Du machst mich wahnsinnig, Angel...« Wenn sie zu viel Lärm machten, würde Noëlle aufwachen. Sie entschied sich deshalb, ihn machen zu lassen, was er wollte. Laß es über dich ergehen, und dann verkriechst du dich in die Sicherheit deines Zimmers.

Sie spürte, wie er sich in sie hineinbohrte, und unterdrückte einen Schmerzensschrei. Seine starken Finger hielten ihre Handgelenke so fest, daß ihre Hände ganz taub wurden. Sie verbarg ihr Gesicht an seinen Schultern und betete, daß er bald fertig sei.

Und dann stand Noëlle in der Küche.

Paul spürte ihre Anwesenheit als erster. Er schaute sich um und stöhnte. Im gleichen Augenblick ließ er Angéliques Handgelenke los und zog sich aus ihr zurück. Sie sprang vom Tisch und floh aus der Küche; im Laufen zerrte sie ihr T-Shirt herunter. Sie rannte in ihr Zimmer, knallte die Tür hinter sich zu und warf sich aufs Bett.

Endlich ist es vorbei, dachte sie. Jetzt waren sie schließlich doch ertappt worden. Man würde sie wegschicken, und ihn bestrafen. Die Erleichterung darüber war größer als ihre Scham.

Sie blieb den ganzen Vormittag in ihrem Zimmer. Irgendwann zog sie sich dann doch an - einen ausgeleierten schwarzen Trainingsanzug - und kam heraus. Paul war weg. Noëlle saß auf einem der Wiener Stühle, immer noch in dem baumwollenen Unterhemd, in dem sie geschlafen hatte. Angélique dachte zunächst, sie tränke Wasser, doch als sie die Eiswürfel im Glas sah, vermutete sie, daß es Wodka war.

Noëlle war betrunken.

Angélique suchte nach einem Hinweis darauf, was sie fühlte. Am liebsten hätte sie ihren Kopf an Noëlles Schulter gebettet und geweint, doch statt dessen blieb sie mitten in der Küche stehen und wartete.

»Paul hat mir alles erzählt«, sagte Noëlle.

Angélique setzte sich an die andere Seite des Tischs und zeichnete mit dem Finger imaginäre Muster auf die Marmorplatte.

»Ich wollte es dir schon früher erzählen. Ich wollte es.«

»Hast du aber nicht getan.« Ihre Stimme hatte einen kalten, bitteren Unterton. Angélique war verwirrt, wußte nicht, was sie sagen sollte. »Er hat gesagt, daß das alles allein seine Schuld war«, fuhr Noëlle fort. »Er macht dir keine Vorwürfe.«

Macht mir keine Vorwürfe! dachte Angélique. Weshalb auch?

»Was passiert jetzt?« fragte Angélique.

»Es tut ihm aufrichtig leid, Engel. Er schämt sich sehr. Er hat sich bereit erklärt, diesen Psychiater, den er kennt, aufzusuchen. Er weiß, daß er irgendwie verdreht ist, aber er bittet um eine Chance, das aufarbeiten zu können.«

Das hatte Angélique nicht erwartet. Sie hatte damit gerechnet, weggeschickt zu werden, hatte mit der entfernten Möglichkeit gespielt, daß man ihr allein die Schuld dafür geben würde. Aber das hier war noch viel, viel schlimmer. Sie wußte, was jetzt kam. Sie würden sie bitten, so zu tun, als sei das alles nie passiert.

»Und was heißt das?« fragte sie Noëlle.

»Du darfst niemandem davon erzählen«, sagte Noëlle. »Du bist erst fünfzehn Jahre alt. Paul könnte dafür ins Gefängnis kommen.«

»Aber all diese Dinge, die er mit mir...«

Noëlles Stimme wurde eine Spur schärfer. »Angélique, bitte! Ich will ihn nicht verlieren. Ich liebe ihn immer noch. Er weiß, daß das, was er getan hat, falsch war. Er möchte noch eine Chance. Und die will ich ihm geben.«

»... und was ist mit mir?«

»Ich kann für dich einen Termin bei einem Therapeuten

vereinbaren. Wir können damit fertigwerden.«

Angélique hätte sie am liebsten umgebracht. Noëlle war dabei, sie zu verraten. Wegen eines Mannes, der kleine Mädchen vergewaltigte.

»Wenn noch einmal irgend etwas in der Richtung vorkommt, mußt du es mir sofort sagen. Dann gehen wir zusammen zur Polizei. Aber... einstweilen, bitte... laß uns ihm noch eine letzte Chance geben.«

Angélique ließ den Kopf hängen. Die Welt ist doch ein beschissener Ort, dachte sie. Und auf dieser ganzen beschissenen Welt gibt es niemanden mehr, dem ich vertrauen kann. »Also gut«, hörte sie sich sagen.

28

Am nächsten Morgen fuhr Paul sie zur Schule. Er wirkt ganz kleinlaut, dachte Angélique. Vielleicht schämte er sich ja sogar. Ungewöhnlich langsam fuhr er über den Boulevard Saint Michel und sprach kaum ein Wort.

»Bist du okay?« erkundigte er sich schließlich.

»In welcher Hinsicht, Onkel Paul? Sprichst du die Vergewaltigung an oder die Erniedrigung?«

Er angelte nach den Gauloises. Seine Hände zitterten. »Hör zu, es tut mir leid, in Ordnung?« Er inhalierte den Rauch bis in die Lungenspitzen, während die Finger seiner linken Hand nervös auf das Lenkrad trommelten. »Noëlle hat dir erzählt, daß ich einen Arzt aufsuchen werde. Ich möchte nicht, daß die Sache bekannt wird, Engel. Man könnte mich dafür ins Gefängnis stecken.«

Angélique schloß die Augen. Unglaublich! Er dachte ausschließlich an sich.

»Ich war doch gut zu dir, oder nicht? Ich habe mich um dich

gekümmert, dir Kleider gekauft und dafür gesorgt, daß du eine gute Schule besuchen kannst. Es ist doch nicht so, daß ich dich ständig verprügelt habe.«

Schon begann er sich zu rechtfertigen, ging es ihr durch den Kopf. Erwachsene können nur für kurze Zeit demütig sein. »Ich bin deine Nichte, nicht deine Hure.«

Der ängstliche Ausdruck, der jetzt auf seinem Gesicht erschien, verschaffte Angélique eine gewisse Befriedigung.

»Hör zu, ich erklär' dir jetzt genau, was Sache ist, okay? Überleg mal. Wo würdest du hingehen, wenn du uns verlassen müßtest? Zu Bernard? Er will dich nicht, das hat er mir auf der Beerdigung vor allen Leuten erklärt. Zu deinen Großeltern nach Straßburg? Dort würdest du dich zu Tode langweilen.«

»Nun, langweilig ist das Leben hier mit Sicherheit nicht. Man weiß nur nie, wann man vergewaltigt wird.«

Paul stieß einen leisen Fluch aus. »Ich dachte, es hätte dir auch Spaß gemacht.«

Seine Unverfrorenheit raubte ihr schier den Atem. Was für eine Art von Mann war er nur? Oder dachten etwa alle Männer so? »Spaß gemacht?«

Er zuckte die Achseln. »Du hast dich jedenfalls nie beschwert!«

»Ich hatte Angst! Ich hatte Angst, daß Noëlle mir die Schuld dafür geben würde! Ich hatte Angst, man würde mich wegschicken...«

Mit einer genervten Handbewegung schnippte Paul seine Zigarette aus dem Fenster. »Nun, meine Schuld allein war es nicht.«

»Glaubst du etwa, ich habe das gewollt?«

»... warum nicht?«

»Richtig. Ein fünfzehnjähriges Schulmädchen wünscht sich nichts sehnlicher, als ständig die Finger seines Onkels zwischen

den Beinen zu haben...« Sie wollte weinen, auf ihn eindreschen, schreien. Was hatte ihr Vater immer gesagt, nachdem er verhaftet worden war? »Wenn ein Verbrechen geschieht, ist keiner der Beteiligten daran ganz unschuldig.« Sie saß in der Falle, und zwar auf Grund der Tatsache, daß sie sein Opfer war. »Wie kannst du behaupten... wie kannst du nur glauben... daß ich das gewollt habe?«

»Nun, du hast nie versucht, mich davon abzuhalten...«

»Natürlich habe ich das versucht! Mein Gott, was hätte ich denn deiner Meinung nach tun sollen?«

»Nun, was geschehen ist, ist geschehen«, sagte er abschließend. »Wenn du zu *den flics* gehst, was glaubst du, wird dann passieren? Sie werden dich zu Bernard schicken oder zu meinen Eltern nach Straßburg. Und die Polizei wird Beweise haben wollen. Glaubst du, Noëlle wird denen irgend etwas erzählen? Sie liebt mich, Engel - du bist nur irgendein Kind, das sie mag, aber mich liebt sie. Siehst du? Du hast von nichts eine Ahnung. Also, denk mal darüber nach.«

»Rühr mich bloß nie wieder an«, wisperte sie.

Sein Ton wurde freundlicher. »Du denkst, ich mag dich nicht, stimmt's? Du glaubst mir nicht, daß ich dich liebe? Ich werde es dir zeigen.«

»Mir zeigen? Wovon redest du denn jetzt wieder?«

»Ich kann das alles wieder gutmachen.«

Seine Art zu Denken verblüffte sie immer wieder aufs neue. Jetzt wollte er seine Schuld bei ihr tilgen. »Du meinst, nachdem ich es zugelassen habe, daß du mich über ein Jahr lang terrorisierst, willst du dich jetzt mit einem Gefallen loskaufen?«

Er grinste. »Ich habe dich nicht ›terrorisiert‹.«

»Woher willst du das wissen?«

»Ich glaube immer noch, daß es dir doch ein bißchen Spaß gemacht hat«, sagte er. »Okay, es war nicht recht. Das gebe ich

zu. Aber vielleicht kann ich etwas tun, das dir wirklich Spaß macht.«

»Dich umbringen?«

Er quittierte ihren zynischen Vorschlag mit einem kurzen Lachen und meinte dann: »Würde es dir Spaß machen, in einem Film mitzuspielen, kleiner Engel?«

Diese Frage überrumpelte sie total. »In einem Film?« stammelte sie.

»Ja, in einem Film«, äffte er sie nach. »Hast du dir noch nicht überlegt, was du tun wirst, wenn du die Schule verlassen mußt? Deine Noten sind nicht gerade berauschend, und wie es aussieht, schaffst du das Abitur ohnehin nicht. Alles, was du hast, ist dein Gesicht und dein Körper. Dein Vater hat immer gesagt, er kann dir einen Job als Fotomodell besorgen, doch vom Gefängnis aus wird er dir nicht viel helfen können. Ich hingegen kann dir helfen. Letztes Jahr habe ich dich in eurer Theateraufführung gesehen. Vielleicht wärst du als Schauspielerin ganz gut. Wir werden sehen.«

»Ich habe keine Ahnung vom Theaterspielen.«

»Nächsten Monat wirst du sechzehn, und da habe ich ein ganz besonderes Geburtstagsgeschenk für dich: Ich werde dich an einer Schauspielschule anmelden. Ich kenne da jemanden am Montparnasse, Guy Roland, der stand dreißig Jahre auf der Bühne. Wir sind gute Freunde. Jetzt leitet er eine Schauspielschule und hat sich bereiterklärt, dir ›Spezialunterricht‹ zu erteilen. Freut dich das?«

»Und wie sieht dieser ›Spezialunterricht‹ aus? Willst du mich zur Pornodarstellerin ausbilden lassen?«

»Natürlich nicht! Traust du mir so etwas zu?«

»Ja, Onkel Paul, genau so etwas traue ich dir zu.«

Vor der Schule parkte Paul den Porsche in zweiter Reihe, worauf die anderen Autos hinter ihm empört aufblinkten und

hupten. Paul drückte auf den automatischen Fensterheber und zeigte ihnen den bekannten Mittelfinger, ohne sich dabei umzudrehen. »Du siehst gut aus, hast Persönlichkeit und vielleicht sogar ein bißchen Talent. Was willst du sonst mit deinem Leben anfangen?«

Ihr Herz raste im Galopp, aber sie versuchte, sich die Aufregung nicht anmerken zu lassen. An dem Tag, als sie ihre Mutter verlor, hatte sie sich geschworen, nicht denselben Fehler zu begehen wie Simone und im Schatten eines Mannes zu leben. Im stillen Kämmerlein hatte sie davon geträumt, einmal reich, unabhängig und berühmt zu werden. Und mächtig.

Jetzt hatte Paul ihr die Erfüllung ihres Traums wie einen Fehdehandschuh vor die Füße geworfen. Sie hatte ihn im Lauf der Zeit zu hassen begonnen, doch jetzt brauchte sie dieses Geschenk, das der Teufel in seine Hände gelegt hatte. »Glaubst du, daß das möglich ist?« fragte sie zögernd. »Das Schwierigste ist, einen Vorsprechtermin zu bekommen«, erklärte er ihr. »Aber du hast einen Onkel, der dich bewundert und zudem Filmproduzent ist. Selbstverständlich ist das möglich!«

Im stillen fragte sie sich, ob das nicht vielleicht nur ein Ablenkungsmanöver von ihm war, damit sie ihm keine Schwierigkeiten machte. Nun, immerhin hatte es seine Wirkung nicht verfehlt. Sie wollte um alles in der Welt Schauspielerin werden.

Sie hörte sich selbst die Worte sagen, von denen sie geglaubt hatte, daß sie ihr nie wieder über die Lippen kämen: »Danke, Onkel Paul.«

29

Sie besuchte bereits seit vier Monaten die Schauspielschule, als Paul eines Tages verkündete, daß er sie mit einem

befreundeten Regisseur bekanntmachen wolle.

Jean-Louis Gondet war fünfzig, gab sich aber wie ein Zwanzigjähriger. Er trug sein Haar lang, trotz der grauen Strähnen, und bevorzugte Jeans und T-Shirts, ungeachtet der Tatsache, daß durch seinen dicken Bauch nicht die gewünschte Wirkung erzielt wurde. Er trug eine violett getönte Brille mit Metallgestell und rauchte starke, russische Zigaretten, eine nach der anderen. In seinem stets sonnengebräunten Gesicht hatte die Zeit tiefe Spuren gegraben.

Er bewohnte ein Appartement im 6. Arrondissement mit Blick über den Jardin du Luxembourg. Arabische Keramiken, türkische und persische Teppiche und diverse andere Kunstgegenstände verliehen seiner Wohnung ein orientalisches Ambiente.

Paul begrüßte ihn überschwenglich, ehe er ihm Angélique vorstellte. »Jean-Lu, das ist meine Nichte Angélique. Engel, ich möchte dich mit Frankreichs bedeutendstem lebenden Regisseur bekanntmachen.«

Angélique bemerkte, daß Jean-Louis dieses Kompliment recht gelassen hinnahm. »Er unterschätzt mich«, war alles, was er dazu sagte, und lächelte dabei nicht. Sie schüttelten sich die Hände.

Er führte sie ins Wohnzimmer und ließ sich auf ein Korbsofa fallen. Paul setzte sich neben ihn, Angélique nahm ihnen gegenüber Platz. Die beiden Männer sahen sie an.

Merde, so ein Mist, dachte Angélique. Worauf habe ich mich da nur eingelassen?

Gondet hatte bereits für sich entschieden, daß er auf lange Einleitungen verzichten würde. Er hatte sich in seinem Leben schon zu oft von Filmleuten verarschen lassen.

Er haßte es, wenn Produzenten ihm ihre Sprößlinge unterjubeln wollten. Dann mußte er grauenvolle Vorsprechübungen über sich ergehen lassen und war

anschließend gezwungen, seine eigene, schon so oft geprobte Vorstellung zu wiederholen, die gewöhnlich mit der Textstelle endete: »Das war wirklich sehr gut, aber ich fürchte, sie ist für diese spezielle Rolle nicht geeignet.« Üblicherweise führte das zum zweiten Teil seiner Ansprache, die lautete: »Sehen Sie, sie ist eine blutige Anfängerin, und wenn Sie mir nicht ein professionelles Talent bringen, steige ich aus dem Film aus.«

Wie oft hatte er in seiner Anfangszeit ein gutes Projekt hingeschmissen, weil der Produzent darauf bestand, gewisse Rollen mit irgendwelchen Schönheiten zu besetzen manchmal eine Frau, manchmal der aktuelle Liebhaber mit denen er gerade das Bett teilte.

In diesem speziellen Fall hatten sie keine Zeit zu vergeuden. Paul hatte mit der Columbia einen Vertrag über ein Remake der alten Bardot-Komödie, *La Lumiere d'en Face,* Gier nach Liebe, abgeschlossen, die Geschichte eines sexbesessenen Mädchens mit einem impotenten Ehemann. Paul hatte das Drehbuch neu bearbeitet, und die Columbia hatte die Mittel für dieses Projekt unter der Bedingung bereitgestellt, daß sie Marcello Mastroianni für die männliche Hauptrolle engagierten, die gar nicht so sehr seinem Typ entsprach. Die talentierte junge Natalie Rimini hatte den Vertrag für die weibliche Hauptrolle unterschrieben und im letzten Moment absagen müssen, weil sie sich beim Skifahren in Neuseeland ein Bein gebrochen hatte. Die Vorbereitungen waren bereits so gut wie abgeschlossen, der Drehbeginn war für Ende Juli angesetzt, und sie suchten dringend einen Ersatz für die Rimini. Zu Gondets Entsetzen hatte Belmont ihm seine Nichte vorgeschlagen.

»Hat Paul Ihnen erklärt, worum es geht?« fragte er Angélique und fuhr, ohne ihre Antwort abzuwarten, fort: »Lesen Sie einfach vor, was im Drehbuch steht. Entspannen Sie sich. Lassen Sie sich Zeit.« Er zündete sich eine neue Zigarette an, schlug die Beine übereinander und lehnte sich zurück, bereit, ihrem Vortrag zu lauschen.

Das »Rohmaterial« war nicht sehr vielversprechend. Ein schwarzer Pullover, schwarze, schlechtsitzende Jeans und schwarz gefärbte, unmöglich geschnittene Haare mit blondem Ansatz. Nicht im Entferntesten die Leinwand-Sirene, die diese Rolle verlangte.

Angélique nahm das Drehbuch zur Hand und begann, ihre Rolle vorzutragen; anfangs noch reichlich nervös. Doch nach zwei Minuten verschwand die sechzehnjährige Chaotin in dem schwarzen Pullover. Diese unwillkürliche Ausstrahlung, die großen Schauspielern von der Natur mitgegeben worden ist, schien ihre Stimme, ihr Gesicht, ihren ganzen Körper zu verwandeln. Freilich war das nur eine Illusion, wie Gondet wußte, eine Art von Zauberei.

Deren Zeuge er jetzt wurde, hier in seinem Wohnzimmer. Er spürte, wie sich ihm die Nackenhaare aufstellten. Er wußte, daß er gerade das unbegreifbarste aller Wesen, die geborene Schauspielerin, erlebte. Dieses Mädchen war mit einer ganz besonderen Gabe gesegnet und wußte es wahrscheinlich noch nicht einmal.

Dennoch enthüllte sich ihre Unerfahrenheit in vielen ihrer Bewegungen, in der Modulation ihrer Stimme und kleinen Sprechfehlern. Aber das waren nur technische Feinheiten, die sich leicht korrigieren ließen. Seele, Inspiration, die Fähigkeit, ein Publikum zu fesseln, mögen es nun zwei oder zweitausend Zuschauer sein, das hingegen waren Talente, die man in keiner Schauspielschule lernen konnte.

Unglaublich. Sie war die Nichte des Produzenten - und sie war perfekt. Ihr äußere Erscheinung stellte freilich noch ein kleines Problem dar; sie mußten ihr ein paar ordentliche Klamotten besorgen, sie zum Friseur schicken und abwarten, ob das Ergebnis zufriedenstellend ausfiel. Doch ihm wurde plötzlich klar, daß sich ihm hier die Möglichkeit bot, mehr als nur einen guten Film zu machen; er sah die Chance, ein überragendes junges Talent zu fördern.

Und die Lorbeeren für ihren Erfolg würde selbstverständlich er einheimsen.

Als Angélique ihren Text vorgetragen hatte, folgte ein langes Schweigen. Selbst Paul schien verblüfft zu sein.

»War das in Ordnung?« erkundigte sich Angélique. Sie verschränkte die Arme und balancierte auf einem Bein.

Mon Dieu, sie ist phantastisch! dachte Gondet. Er räusperte sich. »Würden Sie bitte einen Augenblick draußen warten, Mademoiselle?«

Paul stand auf und führte Angélique in die Küche. Er sagte ihr, sie solle sich inzwischen eine Kaffee machen, dann ging er zurück ins Wohnzimmer und schloß die Tür hinter sich.

»Nun?« meinte er zu Gondet.

»Sie wird einen hervorragenden Regisseur brauchen.«

»Den haben wir bereits.« Wie lange muß ich dir denn noch den Bauch pinseln? fragte sich Paul im stillen. Warum muß ich mein halbes Arbeitsleben damit vergeuden, die Egos anderer Leute zu streicheln?

»Können wir sie billig kriegen?«

Paul lächelte. »Ich werde ein Wort mit ihrem Vater reden.«

Später an diesem Nachmittag setzte Paul Angélique vor der Haustür ab und fuhr ins *Crillon* zu einer Besprechung. Noëlle war gerade aus den USA zurückgekehrt, wo sie versucht hatte, mit New Yorker Verleihfirmen einen Vertrag für *La Gloire* zum Abschluß zu bringen.

Als Angélique ins Wohnzimmer kam, saß Noëlle in einem der Ledersessel und hatte die Beine auf dem polierten Mahagoni-Couchtisch ausgestreckt. Koffer, Handtasche, Mantel und ihren Seidenschal hatte sie mitten im Zimmer fallenlassen. Die Handtasche war aufgegangen, ihr Reisepaß, das Flugticket und ein Bündel Papiere lagen auf dem Teppich verstreut.

Sie hatte die Augen geschlossen und hielt ein Whiskeyglas in

der Hand. Die Eiswürfel klingelten, als sie sich umdrehte, nachdem sie die Tür hatte aufgehen hören. »Hallo, Engel. Wo ist Paul?«

»Er hat im *Crillon* eine Besprechung mit Mastroianni.«

»Ah, Eindruckschinden mit prominenten Namen. Das hast du also schon gelernt.« Sie musterte sie unter halb gesenkten Lidern hervor. Sie hatte einen zwölfstündigen Flug hinter sich und konnte in Flugzeugen nie schlafen. »Und, wie ist es gelaufen?«

»Ganz gut, glaube ich«, sagte Angélique. Paul hatte sich mit Kommentaren sehr bedeckt gehalten und nur gemeint, sie könnten »unter Umständen irgendwie zusammenkommen«.

Angélique musterte sie mit einem langen Blick. Vier Monate waren vergangen, seit Noëlle sie mit Paul in der Küche überrascht hatte, und seit jenem Morgen hatte sie diesen Vorfall mit keinem Wort mehr erwähnt. Angélique litt sehr unter der Entfremdung von Noëlle.

»Noëlle... wegen dem, was zwischen Paul und mir...« Noëlle erhob sich schwankend aus dem Ledersessel und ging zur Tür. »Ich will darüber nicht sprechen.«

»Ich möchte nur, daß du mir eine Frage beantwortest!«

Die Eindringlichkeit von Angéliques Stimme ließ sie an der Tür innehalten.

»Ich möchte nur wissen... wenn ich es dir erzählt hätte... wenn ich gesagt hätte, ich möchte zur Polizei gehen... was hättest du dann gemacht?«

»Nun, inzwischen bist du ja sechzehn. Damit hat sich die Frage wohl erledigt, nicht wahr?«

»Was hättest du gemacht?«

Noëlle leerte ihr Glas mit einem Zug, kam zurück und stellte es auf den Couchtisch. Angélique wußte die Antwort ohnehin. Sie war bereit, jeden zu verraten, sogar sich selbst, um Paul zu

halten. Und das tat Angélique am allermeisten weh.

30

Mein Bruder, dachte Paul. Mein Gott, was hatte das Gefängnis aus ihm gemacht! Er sah aus wie ein kleiner Buchhalter, den man dabei erwischt hatte, wie er durch Veruntreuungen ihm anvertrauter Gelder seine Spielschulden zu decken versuchte, und nicht wie ein verurteilter Mörder. Er kam wie ein alter Tattergreis in den Besucherraum geschlurft. War das Gefängnisleben dafür verantwortlich? fragte sich Paul. Oder seine Schuldgefühle?

Marius begrüßte ihn mit einem müden Lächeln. »Hallo, Paul. Wie geht es meinem kleinen Engel?« Das war stets seine erste Frage. »Wie geht es meinem kleinen Engel?«

»Sie wird von Tag zu Tag hübscher.«

»Ich sehe sie ja leider nicht mehr sehr oft.«

Paul vermied es, ihm in die Augen zu schauen. Er wußte nicht, was er darauf antworten sollte. Es war ihm bekannt, daß Angélique ihn immer seltener besuchte, daß manchmal Monate vergingen, bis sie wieder einmal nach Melun fuhr. Vielleicht wollte sie ihn damit bestrafen, dachte Paul. Aber wofür? Dafür, daß er Simone in den Selbstmord getrieben hatte? Oder steckte da mehr dahinter? »Wie behandeln sie dich?«

Marius zuckte die Achseln. »Ganz gut.«

»... hör zu, ich komme mit einer tollen Neuigkeit. Es geht um Angélique. Kürzlich war ich mit ihr bei Jean-Louis Gondet zu einem Vorsprechen. Er war beeindruckt, wirklich sehr beeindruckt. Er glaubt, daß sie über großes schauspielerisches Talent verfügt, und dieser Meinung schließe ich mich an. Ich möchte sie für meinen nächsten Film engagieren.«

Marius sagte eine ganze Weile kein Wort. Schließlich meinte

er: »Das ist doch kein Scherz, oder?«

»Oh, nein, das ist mein voller Ernst.«

»Als mein kleiner Engel das letzte Mal hier war, sah sie aus wie eine Putzfrau. Diese Frisur und die gefärbten Haare...«

»Das war nur eine vorübergehende Phase. Du solltest sie jetzt sehen.«

Marius' braune Augen nahmen einen sanften Ausdruck an. »Das würde ich gerne, sehr gerne.«

»Was sagst du dazu?«

»... hm, ich bin mir nicht sicher, ob das eine so gute Idee ist.«

»Marius! Was soll das Mädchen mit ihrem Leben anfangen? Auf die Universität schafft sie es nie! Was die Schule anbelangt, ist sie eine komplette Niete...«

»... vielleicht willst du nur, daß sie sich auszieht?«

»Nein! Verdammt nochmal, Marius, sie hat wirklich Talent! Sie kann spielen! Es ist ein sexy Film, zugegeben, aber ich verspreche dir, es wird keine Nacktszenen geben, nichts in der Art...«

»Mein kleiner Engel wird sich für dich nicht ausziehen, Paul. Du wirst sie nicht zu einem Flittchen oder was weiß ich noch machen.«

»Marius, ich bitte dich. Vertrau mir.«

Marius dachte nach. »Weißt du, Paul, hier, im Tiefsten unseres Herzens, sind wir beide uns so ähnlich.«

Paul entspannte sich. »Ja. Ja, ich glaube, da hast du recht.«

»Deshalb fällt es mir auch so schwer, dir zu vertrauen.«

»Wenn ich dir die Verträge gebe, wirst du für sie unterschreiben?«

Marius lehnte sich mit verschränkten Armen zurück. »Ah, jetzt verstehe ich. Jetzt weiß ich, was du willst. Wie nennt man das? Familienrabatt?«

»Nun, soviel wie Mastroianni können wir ihr natürlich nicht zahlen, wenn du das meinst.«

Marius hob eine Braue. »Mastroianni?«

»Wir sprechen hier von der ersten Garde, Marius. Das ist die größte Chance, die sie je bekommen wird.«

Marius dachte darüber nach. »Und was hält mein kleines Mädchen von dieser großen Chance?«

»Sie will sie wahrnehmen.«

»Mein kleiner Engel... sie wächst vorn Kind zur Frau heran, und ich darf nicht dabeisein. Ich starre Tag für Tag diese Mauern an und verrotte.« Plötzlich flammte in seinen Augen unverhohlenes Mißtrauen auf. »Laß dir nur eines gesagt sein, mein lieber Bruder. Wenn du meinem kleinen Engel irgendein Leid zufügst, dann schlage ich dir, sobald ich hier rauskomme, die Eier zu Brei!«

Paul war schockiert. Sein großer Bruder wurde richtig gefährlich. »Soviel zum Thema Bruderliebe!« murmelte er.

»Ich mach dir einen Vorschlag«, fuhr Marius fort. »Du sagst ihr, daß sie ihren Papa besuchen kommen soll. Dann unterzeichne ich möglicherweise.«

Paul grinste. Das war alles, was er hatte hören wollen. Er stand auf. »Sie wartet draußen«, sagte er.

Marius schnürte es jedesmal die Kehle zu, wenn er seine Tochter jetzt sah - ein erstickender Schmerz, der ihn kaum atmen ließ. Nie spürte er das Eingeschlossensein so stark wie an den Besuchstagen, wenn er mitansehen mußte, wie die Augen der Mitgefangenen an seiner Tochter klebten, wenn er das nackte Begehren auf ihren hageren, hinterhältigen Gesichtern beobachtete. Er wollte sie vor dieser gierigen Welt schützen, doch er war hilflos.

Ihr Haar war immer noch kurz, doch sie trug jetzt eine Pagenfrisur, und es war wieder blond. Erleichtert und besorgt

zugleich stellte er fest, daß sie sich auch wieder schminkte. Der gekonnte Gebrauch von Lidschatten und Kajal betonte die dichten, langen Wimpern und das faszinierende Violett ihrer Augen äußerst vorteilhaft. Sie funkelten wie Saphire in ihrem Gesicht. Anstatt der unvermeidlichen schwarzen Jeans, des schwarzen, ausgeleierten Pullovers und der Tennisschuhe trug sie heute eine weiße Seidenbluse, ein dezentes Baumwollkostüm und dazu blaue Leinen-espadrilles. Sie hatte goldene Ohrringe angesteckt und duftete nach einem teuren Parfüm.

Er starrte sie fassungslos an, während sie sich hinsetzte.

Sie grinste zurück. »Und?«

Noch nie hatte er sie so strahlend und glücklich gesehen. »Du siehst... unglaublich aus«, flüsterte er.

»Hat Paul es dir erzählt?«

»Ist das der Grund für deine... Verwandlung?«

Sie nickte. »Paul sagt, ich sei wirklich talentiert.«

Du hättest mir besser die Wahrheit gesagt, kleiner Bruder! ging es Marius durch den Kopf. Wenn du sie nur als Verzierung für irgendeinen schwachen Film benutzen willst, dann wirst du dafür büßen, das schwöre ich dir! Sie sah so wunderschön aus, so verletzlich. Stolz und Schmerz bohrten sich wie Messer in seine Eingeweide. »Dein Haar...« sagte er.

Angélique strich es mit einer selbstbewußten Geste zurück. »Es ist gefärbt. Die Spitzen waren immer noch schwarz. Sie wollten eine natürliche Farbe.«

»Paul ist für... das alles verantwortlich, habe ich recht?«

»Die Klamotten, meinst du? Nun, er hat mir erklärt, daß ich, wenn ich eine Schauspielerin sein möchte, auch wie eine solche aussehen muß. Er hat darauf bestanden, daß ich mir eine neue Garderobe zulege. Das Geld würde er von meiner ersten Gage abziehen, hat er gemeint.«

»Du willst wirklich Schauspielerin werden?« sagte er, und

seine Stimme klang plötzlich rauh.

»Ja, Papa. Mehr als alles andere auf der Welt.« Was konnte er schon tun? Er hatte seine Chance, sie zu beschützen, mit der Einweisung nach Melun vertan.

»Also gut«, sagte er schließlich. *»Bonne chance,* mein kleiner Engel, viel Glück...«

31

In einem Film mitzuspielen, war nicht annähernd so aufregend, wie Angélique sich das vorgestellt hatte. Ihre Hauptbeschäftigung bestand eigentlich überwiegend darin, zu warten, während Gondet, das Scriptgirl und der Kameramann die Köpfe zusammensteckten, um über Einstellungen und Licht- und Tonprobleme zu diskutieren. Dann wartete sie erneut, bis der Kameramann diese Informationen an seine Crew weitergegeben, die Kamerawagen herumgeschoben und mit seinem Belichtungsmesser alle Positionen nachgecheckt und sich anschließend wieder mit Gondet abgesprochen hatte.

Mastroianni und James Dillon, ein amerikanischer Schauspieler, den Paul gebucht hatte, um den Film für den US Markt interessant zu machen, hatten ihre eigenen Wohnwagen. Sie warteten mit allem Komfort, gingen ihre Texte durch, schliefen und lösten Kreuzworträtsel, während Angélique den ganzen Tag in einem unbequemen Regiestuhl verbringen und ihren Kaffee aus Styroporbechern trinken mußte.

Mastroianni und Dillon hatten auch Doubles, die ihnen in Aussehen und Größe in etwa glichen, um an ihrer Stelle am Set zu stehen, während der Kameramann das Licht prüfte und Kamerapositionen ausprobierte, doch Angélique mußte diese endlosen Prozeduren selbst durchstehen. Wenn schließlich der Kameramann, das Tonteam und die Ausstatter alles zur

Zufriedenheit des Regisseurs plaziert hatten, drehten sie dieselbe Szene wieder und immer wieder.

Angélique hatte sich auf nächtliche Parties und Glamour gefreut, doch alles, was sie am Ende eines anstrengenden Drehtages noch wollte, war schlafen.

Der Film wurde vollständig vor Ort in Paris und in einem Haus in Beauvais gedreht. Paul hatte den Tag mit dem Drehbuchautor in den Billancourt-Studios zugebracht, weshalb Gondet ihr anbot, sie in seinem alten Jaguar nach Hause zu fahren. Zu Anfang hatte Angélique großen Respekt vor ihm gehabt, aber inzwischen empfand sie seine Art nur noch als irritierend. Sie hatte herausgefunden, daß er seine Arroganz als Teil seines sorgfältig geprobten Images kultivierte.

Während der sechswöchigen Dreharbeiten hatte sie ihn niemals ein aufmunterndes Wort an irgend jemanden richten hören. Wenn sie sich bei ihrem Text verhaspelte, schnauzte er sie an wie ein ungezogenes Kind; jede Szene ließ er solange wiederholen, bis die Schauspieler vor Erschöpfung völlig fertig waren. Nach der letzten Aufnahme äußerte er keinerlei Anzeichen von Zufriedenheit, sondern zuckte nur die Achseln und stolzierte vom Set. Einmal warf einer der Techniker aus Versehen einen Scheinwerfer um, und Angélique hatte den Eindruck, daß Gondet nahe daran war, ihm eigenhändig den Kragen umzudrehen.

Auf der Fahrt zurück nach Paris gab er sich schweigsam, und sie nahm an, daß er im stillen bereits an den Details für den nächsten Drehtag arbeitete. Doch das abendliche Verkehrschaos auf dem Boul' Mich' schien ihn schließlich aus seinen Gedanken zu reißen. »Und, wie gefällt Ihnen das Filmemachen?« fragte er sie ganz unvermittelt.

»Ich weiß nicht recht. Es ist anstrengend. Die meiste Zeit über stehe ich herum und langweile mich, dann drehe ich eine Szene und habe das Gefühl, das Team macht sich über mich lustig.«

»Die machen sich nicht über Sie lustig.«

»Sie tuscheln hinter meinem Rücken.«

»Die tuscheln hinter jedermanns Rücken. Denen ist auch langweilig. Sobald eine Szene steht, haben sie nichts anderes zu tun, als über ihre Kollegen herzuziehen.« Er sah sie an. »Erzählen Sie mir bloß nicht, daß Sie sie nicht auch über mich haben lästern hören.«

»Möglich.« Sie grinste. »Wissen Sie, wie sie Sie nennen?«

»Verraten Sie es mir.«

»Gott. Wenn Sie ans Set kommen, flüstern sie: ›Schaut her, da kommt Gott.‹ «

»Ich glaube, die unterschätzen meine Talente.«

»Ich glaube, die hassen Sie.«

Er zuckte unbeeindruckt die Schultern.

Angélique holte tief Luft. »Und, mache ich meine Sache gut?«

Er zuckte wieder die Schultern und verzog das Gesicht. Das war in der Tat ein hohes Lob. »So gut? Alle Achtung!«

»Sie sind nicht das Problem. Es ist dieser Amerikaner, der eigentlich Ihr Liebhaber sein sollte, Dillon. Paul bezahlt ihm ein kleines Vermögen, aber eigentlich gehört dieser Mensch geteert und gefedert für seine Darbietungen. Sie sind in Ordnung. Sie sehen sehr gut aus und Sie besitzen eine gewisse Frische, einen gewissen Charme. Der Kameramann liebt Sie. Aber wer weiß schon, was die Kritiker sagen werden?«

»Sie sagten, ich hätte Talent.«

Darauf erwiderte er nichts, sondern versank wieder in eine seiner Schweigephasen. Es war in der Rue Jacob, als er sich unvermittelt zu ihr umdrehte und sie zum erstenmal, seit sie Beauvais verlassen hatten, ansah. »Ich glaube, Sie besitzen ein beachtliches Talent, und Sie sind sehr schön. Zwei gefährliche Gaben, Angélique. Ein großes Glück zum einen, aber auch ein

Fluch. Sie werden jemanden mit Erfahrung brauchen, der sich um Ihre Interessen kümmert.«

Er hielt den Wagen an, beugte sich zu ihr und legte ihr seine Hand aufs Knie. Sie war schockiert; nicht über die selbstverständliche Art dieser Geste, sondern darüber, daß sie überhaupt nicht überrascht war. »Sie könnten mein Großvater sein.«

Er ignorierte ihre Bemerkung und machte keine Anstalten, seine Hand wegzunehmen. »Ihr Onkel Paul ist ein guter Freund von mir und zuweilen auch mein Geschäftspartner. Aber dennoch, Angélique, möchte ich Ihnen raten, sich vor ihm in acht zu nehmen.«

Nun, das ist nichts Neues, dachte Angélique bei sich. »Was schlagen Sie mir vor?«

»Ich könnte Ihnen helfen. Er hat sie nämlich mit dem Vertrag für diesen Film übers Ohr gehauen. Wußten Sie das? Vielleicht kann ich Ihnen zukünftig bei diesen Dingen behilflich sein.«

Sie nahm seine Hand und legte sie zurück aufs Lenkrad. »Jeder möchte mir helfen, Jean-Lu. Das ist mein größtes Problem.«

Er lachte, als hätte sie einen gelungenen Scherz zum Besten gegeben. »Denken Sie darüber nach. Wir sehen uns morgen früh. Punkt sechs. Kommen Sie nicht zu spät und vergessen Sie Ihren Text nicht.«

Damit fuhr er davon.

Vor dem Haus herrschte ein mittleres Chaos. Madame David hatte zwei Hunde auf den Bürgersteig gescheucht. Eine große schwarze Promenadenmischung bestieg gerade einen kleinen Pudel, der hysterisch kläffte und winselte. Es war Madame Davids geliebte Brigitte.

Und da stürmte Madame David auch schon mit einem Eimer Wasser bewaffnet aus der Tür. Den kippte sie über dem

schwarzen Hund aus und versetzte ihm noch einen kräftigen Tritt, nachdem dieser sich laut aufjaulend von Brigitte gelöst hatte.

Angélique grinste und ging ins Haus.

In der Wohnung fand sie eine Fährte von Kleidungsstücken auf dem Boden vor, die vom Wohnzimmer in die Diele führte.

Aber Noëlle war in London.

Angélique folgte der Kleiderspur; eine Armani-Bluse, ein schwarzer Rock, ein Hermes-Gürtel - nichts davon gehörte Noëlle.

Pauls Jeans. Ein Leinenhemd.

Vor der Schlafzimmertür endete die Spur mit einem schwarzen Spitzen-BH. Angélique hielt inne und lauschte den unmißverständlichen Geräuschen ausgelassener Sexspiele.

Dieser Schweinehund!

Ach, Noëlle, warum bleibst du bei ihm? Warum ist Simone bei Marius geblieben? Warum laßt ihr Frauen euch so etwas von euren Männern gefallen, die euch doch eigentlich lieben sollten? Sie sind wie Hunde, schnüffeln herum wo sie gehen und stehen, immer geil und zum Bumsen bereit.

Sie dachte an den Straßenköter draußen vorm Haus, und plötzlich kam ihr eine Idee.

Sie ging in die Küche und kramte in dem Schrank unter der Spüle den größten Kochtopf hervor, den sie finden konnte. Den füllte sie bis zum Rand mit kaltem Wasser und schleppte ihn zum Schlafzimmer.

Drinnen hörte sie eine heisere weibliche Stimme Pauls Namen keuchen.

Sie riß die Tür auf.

Eine Blondine. Sie saß rittlings auf ihm, und ihre schweren Brüste schwangen im Rhythmus ihrer sich an ihm reibenden Hüften. Die Finger hatte sie im Haarpelz auf Pauls Brust

vergraben. Der hatte die Hände hinter dem Kopf verschränkt, so als ob er gnädig zuließ, daß sie sich an ihm labte.

Die beiden fuhren herum und starrten sie schockiert an.

Angélique kippte den Inhalt des Kochtopfs aufs Bet »Achtung, jetzt wird's naß!« rief sie und knallte die Tür hinter sich zu, ehe noch einer der beiden reagieren konnte.

32

Angélique wurde jäh aus dem Schlaf gerissen. Das Licht in ihrem Zimmer war an, und jemand schrie auf sie ein und schüttelte sie an den Schultern. Noëlle! Sie muß gerade aus London zurückgekommen sein, durchfuhr es sie.

»Noëlle? Was ist denn los?«

Der Schlag brannte auf ihrer Wange. »Du miese kleine Hure!«

»Was?«

Noëlle gab ihr noch eine Ohrfeige. Angélique riß die Hände hoch, um sie abzuwehren. »Hör auf! Was ist denn in dich gefahren?«

»Wolltest du es mir diesmal auch erzählen?«

Angélique war noch ganz benommen vom Schlaf. Sie rollte sich unter den Schlägen weg, taumelte aus dem Bett und schnappte sich ihre Armbanduhr vom Nachttisch. Ein Uhr morgens. »Was ist denn passiert? Was habe ich denn verbrochen?«

»Er hat die Bettlaken gewechselt! Die wäscht er sonst nie! Was war es denn, was ich nicht finden sollte?«

»Sie waren naß«, erklärte sie.

»Du kleine Schlampe!« Noëlle kam auf die andere Seite des Bettes und setzte zu einer weiteren Ohrfeige an, die Angélique

jedoch abwehren konnte.

Da sah sie Paul in der Tür stehen, nackt. Er zuckte die Achseln und grinste, spielte den ungezogenen kleinen Jungen. »Das war nicht ich!« schrie Angélique Noëlle an. »Ich habe ihn mit irgendeiner Frau im Bett überrascht! Los, erzähl's ihr, Paul!«

»Tut mir leid, Noëlle«, sagte Paul, »das stimmt.« Damit ging er hinaus.

Am nächsten Morgen waren sämtliche Kleider von Noëlle aus ihrem Schrank verschwunden. Auch Noëlle war fort.

»Sieht so aus, als seien wir beide jetzt allein«, sagte Paul.

»Warum hast du das getan?«

Er zuckte die Achseln, als wollte er sagen: Ich konnte mich nicht beherrschen.

»Sie hat dich wirklich geliebt.«

»Sie hätte nicht gehen müssen«, sagte Paul. »Wenn du nicht diese blöde Idee mit dem Wasser gehabt hättest, hätte sie nichts davon erfahren, und das alles wäre nicht passiert.«

Er warf einen Blick auf die Uhr. »Du beeilst dich besser und ziehst dich an. Wir müssen in einer Stunde in Beauvais sein.«

33

Der Vorführraum war groß genug, daß hundert Leute darin Platz fanden, doch heute waren nur zwei Sessel besetzt. Auf dem einen saß Paul Belmont. Neben ihm der Mann, der Pauls unmittelbare Zukunft in Händen hielt.

Sein Name war Noah Kalinsky und er war der Boß eines der größten Filmstudios und Filmverleihs in Amerika, der Cole Cohen American, CCA. Sowohl sein Ruf als auch seine Erscheinung waren beeindruckend. Seine markanten Gesichtszüge, die römische Nase, die Wangen und die hohe

Stirn wirkten, als seien sie aus Stein gemeißelt. Er sah aus, bewegte und benahm sich wie ein General im Zweiten Weltkrieg.

Der Rauch des dünnen Stumpens, den er elegant zwischen den Fingern seiner linken Hand hielt, zog schwadenförmig durch den blauen Lichtkegel des Filmprojektors.

Paul hatte alle Mühe, stillzusitzen. Er hoffte, daß die CCA *La Lumière d'en Face* - den er für den englischsprechenden Markt in *Wives and Lovers* umbenannt hatte, in großer Kopienzahl in den USA in die Kinos brachte. Seine Produktionsfirma war ziemlich verschuldet, nachdem *La Gloire* bei den französischen Kritikern durchgefallen war; New Yorker Films, die ausländische Filme in den Staaten vermarkteten, hatten kaum die Unkosten gedeckt. Noëlle verlangte eine völlig übertriebene Abfindung von ihm und verklagte ihn wegen Vertragsbruchs bezüglich *La Gloire.* Ein dicker Vertragsabschluß mit CCA würde alle seine Probleme auf einen Schlag lösen.

Er beobachtete Kalinsky aus den Augenwinkeln, doch der Gesichtsausdruck des großen Mannes ließ keine Rückschlüsse zu, was er über den Film dachte.

Kalinsky war ohne große Erwartungen nach Paris gekommen. Er hatte einen von Pauls früheren Filmen in geringer Kopienzahl an der Ostküste vermarktet. Dieser hatte als Kultfilm einen gewissen Erfolg gehabt und einen netten Profit eingespielt. Doch *La Gloire,* den er als unzusammenhängende, chaotische Hetze gegen die Schrecken des Krieges betrachtete, hatte er als finanziell uninteressant abgelehnt. Belmont hatte offenbar den gleichen Fehler wie viele andere kommerziell erfolgreiche Produzenten begangen: Nachdem er die Anerkennung des Publikums gewonnen hatte, eiferte er jetzt dem Lob der Kritiker hinterher. Nun, er würde seine Lektion lernen. Wenn er nicht vorher schon pleite ging.

Doch trotz aller Vorbehalte war Kalinsky von *Wives and*

Lovers begeistert. Jimmy Dillons schauspielerische Leistung wies leicht schizophrene Züge auf, möglicherweise bedingt durch den vierwöchigen Aufenthalt in der Betty Ford Klinik vor Beginn der Dreharbeiten. Doch Dillon war ein Name, der dem amerikanischen Publikum geläufig war, und Mastroianni spielte tadellos. Zudem wurde der Film in Englisch gedreht, was, abgesehen von einigen recht bizarren Aussprachevarianten durch die gallischen Mitglieder der Besetzung, definitiv als Plus zu werten war.

Doch in erster Linie war es das Mädchen, das seine Handflächen feucht werden ließ.

Freilich, in jedem Film gab es hübsche Mädchen. Doch dieses hier war außergewöhnlich. Der Regisseur hatte nur äußerst scheu von ihrer Sexualität Gebrauch gemacht, um das Drehbuch filmisch umzusetzen - ein angeschnittener Schuß auf ihren unbekleideten Rücken, als sie auf der Bettkante saß, war die einzige Nacktszene des gesamten Films. Und diese Zurückhaltung machte ihren verführerischen Reiz nur noch offensichtlicher.

Auch der Umstand, daß das Englisch des Mädchens nicht fehlerfrei war, verstärkte die Unwiderstehlichkeit ihrer Darstellung. Ihr französischer Akzent würde mühelos die Kinos füllen.

Doch was dieses junge Talent wirklich so aufregend machte, war die Tatsache, daß sie nicht nur eine schöne Schaufensterpuppe war. Sie besaß die ganz seltene Fähigkeit, ihre Persönlichkeit auf das Publikum zu übertragen, eine erstklassige Mischung aus Verwundbarkeit, eiskaltem Witz und übersprudelnder Lebensfreude. Ihr Gesichtsausdruck konnte in kürzester Zeit von kätzchenhaft zu grausam wechseln; was sie mit der jungen Bardot oder Monroe vergleichbar machte.

Mit der richtigen Publicity könnte sich dieser Film einer breiten und ertragreichen Vermarktung erfreuen; er würde in gut

500 Kinos im ganzen Land laufen.

Am Ende des Films - was für ein trauriges Ende, dachte Kalinsky, wo jeder einsam zurückbleibt und betrübt seinen Pastis schlürft; die Franzosen sind so verdammt kopflastig nahm er einen tiefen Zug von seinem Stumpen und stellte rasch einige Kalkulationen an.

Paul wartete, bis der Vorführer das Licht angeschaltet hatte, ehe er Kalinsky ansprach. »Und, was hältst du davon?«

Kalinsky wußte genau, was er davon hielt, kannte aber auch Belmonts heikle finanzielle Lage. Laß den *motherfucker* mal eine Zeitlang zappeln. »Ich denke, ich möchte deinen neuen Star gerne persönlich kennenlernen«, war seine Antwort.

Paul begleitete Angélique zum Einkaufen in den Faubourg-Saint-Honore, damit sie für das Rendezvous angemessen gekleidet war. Bei Azzedine Alaia kaufte er ihr für 8000 Francs ein enganliegendes schwarzes Cocktailkleid, dazu schwarze hochhackige Pumps von Stephane Kelian und bei Charles Jourdan ein Paar goldene Ohrringe und ein goldenes Fußkettchen. Das Resultat verschlug ihm schier den Atem. Er konnte mit sich zufrieden sein.

Das Café La Coupole am Boulevard du Montparnasse ist eine Pariser Institution. An seinen Tischen haben einige der berühmtesten Vertreter der zeitgenössischen Literaturgeschichte gespeist, unter ihnen James Joyce, Simone de Beauvoir, Jean Paul Sartre, Lawrence Durrell und Ernest Hemingway. Über viele Jahre hinweg unterstützte dieses Lokal die Trinkgewohnheiten etlicher Künstler, die sich hier am Montparnasse niedergelassen hatten. Salvatore Dali hatte einst einem Oberkellner zwei Leinwände überlassen, weil er seine Rechnung nicht begleichen konnte.

Der Tradition folgend wurden im La Coupole die Intellektuellen und Künstler in der linken Hälfte des Lokals plaziert, die Bourgeoisie bat man auf die rechte Seite. Der

Gründer, Rene Laffont, hatte außerdem die Tische und Bänke so anordnen lassen, daß jeder Neuankömmling zwangsläufig durch das ganze Lokal promenieren mußte, ehe er an seinen Platz gelangte. Da aber, wie allgemein bekannt, der Sinn, in einem schicken und exklusiven Restaurant zu speisen, darin liegt, dabei gesehen zu werden, drängte sich diese Idee geradezu auf.

Das verschaffte auch Josephine Baker einst die Gelegenheit zu einem großen Auftritt, als sie eines Abends halb nackt und mit einem Ozelot an der Leine zu ihrem Tisch stolzierte.

Dieses Lokal bot das perfekte Ambiente, um jemanden wie Angélique Belmont kennenzulernen, dachte Kalinsky.

Als sie sich ihren Weg zum reservierten Tisch bahnten, bemerkte er, daß jeder Mann im Raum sie anstarrte.

Schauspielerinnen waren nur allzu oft eine herbe Enttäuschung. Auf der Leinwand sahen sie hinreißend aus, doch wenn sie einem dann als Mensch aus Fleisch und Blut gegenüberstanden, dann war eben häufig... zu viel Fleisch dran; oder sie hatten fettige Haare oder ein Doppelkinn. Kalinsky war zu der Ansicht gelangt, daß ein guter Regisseur aus jedem weiblichen Wesen eine Sexbombe machen kann, wenn nur das Licht und die Kamerawinkel stimmen. Aber das hier war pure, ungeschminkte Wirklichkeit. Seit den Dreharbeiten war Angéliques Haar zu einer glänzenden, platinblonden Mähne auf Schulterlänge gewachsen. Sie trug ein knallenges schwarzes Cocktailkleid, das honigbraune Schultern sehen ließ. Ihre violetten Augen waren aus der Nähe betrachtet noch viel faszinierender als auf der Leinwand.

Heiliger Bimbam! durchfuhr es Kalinsky. Die ist ja umwerfend!

Paul, der sie an den Tisch führte, schien das mit einem so unverhohlenen Besitzerstolz zu tun, als habe er dieses Geschöpf eigenhändig erschaffen. »Noah, darf ich dir Angélique Belmont vorstellen? Engel, das ist Noah Kalinsky.«

»Ich freue mich, Sie kennenzulernen, Monsieur«, sagte sie artig.

»Die Freude ist ganz meinerseits«, entgegnete Kalinsky in französisch und küßte ihr etwas ungeschickt die Hand. »Sie sind in Wirklichkeit noch viel hübscher als im Film, falls das überhaupt möglich ist.«

Angélique akzeptierte das Kompliment mit einem huldvollen Lächeln. Der Ober kam an den Tisch, und sie bestellten die Getränke. Kalinsky warf einen genauen Blick auf Angéliques Haaransatz. Eine echte Blondine. Er war beeindruckt. Natürlich gab es dafür noch einen anderen, sehr viel zuverlässigeren Test...

»Ich habe mir heute nachmittag *Wives and Lovers* angesehen«, sagte er.

»Und, hat Ihnen der Film gefallen?«

»Er birgt Möglichkeiten«, erwiderte er vorsichtig. »Ich glaube, Ihnen steht eine große Zukunft bevor, Miß Belmont. Wie alt sind Sie, wenn ich fragen darf?«

»Sechzehn, Monsieur.«

»Sechzehn.« Er schüttelte den Kopf und grinste.

»Monsieur Kalinsky ist der Ansicht, daß es für diesen Film einen Markt in den Staaten geben könnte«, sagte Paul.

»Nun, ich denke darüber nach. Bis jetzt ist noch nichts unterschrieben.« Kalinsky hatte seine Entscheidung, den Film zu vermarkten, bereits getroffen, aber da dabei gewisse Gewinnanteile abfallen mochten, war es sicher kein Fehler, Paul noch eine Weile im eigenen Saft schmoren zu lassen.

Während des gesamten Abendessens wandte er seinen Blick nicht einen Moment von Angélique ab. Er rühmte sich gerne als *connaisseur* von guter Küche und Frauen. Und heute abend hatte er vor, beide diese Vorlieben zu befriedigen. Alles in allem war Belmont nur ein unbedeutender Produzent, der eine

Lowbudget-Komödie gedreht hatte. Wenn er Hilfe von Noah Kalinsky erwarten wollte, mußte er sich schon etwas entgegenkommend zeigen.

Während des Essens sprach Kalinsky über *Wives and Lovers* und die Möglichkeiten - und Schwierigkeiten -, die mit einer großangelegten Vermarktung in den Vereinigten Staaten einhergingen. Sein Akzent war abscheulich, fand Angélique, doch seine Beherrschung der Grammatik und sein recht umfangreicher Wortschatz reichten aus, um sich verständlich zu machen. Sie trug wenig zu der Konversation bei; Paul hatte ihr gesagt, ihm das Verhandeln zu überlassen.

Nach den Aperitifs bestellte Paul eine Flasche Chardonnay zu den Vorspeisen, und zum Hauptgang leerten sie zwei Flaschen Burgunder. Angéliques Glas wurde niemals leer. Soviel Wein hatte sie vorher noch nie getrunken.

Nach einer Weile wich ihre anfängliche Unsicherheit. »Der Ausgang des heutigen Abends ist für die Zukunft absolut maßgebend«, hatte Paul ihr erklärt. »Für meine - und für deine.« Sie blickte sich um, fasziniert von dem Lokal und dessen Gästen. An der Artdeco-Bar ganz in ihrer Nähe saß Alain Delon, in ein Gespräch vertieft mit jemandem, den eine rote Säule verbarg. Im Restaurant selbst zwängten sich Ober, beladen mit riesigen Tabletts mit *cassoulet, choucroute garnie* und *fruits de mer,* zwischen den Tischen hindurch. Ein anderer bereitete *crêpes* zu und entfachte beim Flambieren jedesmal ein kurzes, blaues Feuerwerk.

Das war die Welt, in der sie leben wollte, entschied Angélique für sich.

Nach dem Essen bestellte Paul drei Calvados. Kalinsky wandte sich zu ihr um und musterte sie mit einem langen, anerkennenden Blick, dem Angélique ohne mit der Wimper zu zucken standhielt. »Sie sind sehr jung für eine Schauspielerin«, sagte er.

»Das war Shirley Temple auch.«

»Und sehen Sie sich an, was aus ihr geworden ist.«

»Nun, sie wurde US-Botschafterin in Ghana und als erste Frau Protokollchefin einer Washingtoner Regierung.«

Paul lachte. »Der Punkt geht fraglos an Angélique.«

Kalinsky nippte an seinem Calvados. »Paul hat mir erzählt, daß Sie vor diesem Film noch keine Schauspielerfahrung hatten.«

»Ich habe etwas Shakespeare gespielt.«

»Ach, und wo?«

»In der Schule.«

Er lächelte milde. »Und das war's?«

»Was ist so schwer daran? Man muß nicht mehr tun, als dem Regisseur seinen Text auf dreißig verschiedene Arten vorzubeten, der einen mit Sicherheit immer anbrüllt, ganz gleich, was man tut. Dann setzt man sich hin, läßt sich von jemandem das Makeup auffrischen und wartet wieder. In der Schulaufführung die Julia zu spielen war anstrengender als dieser Film. In *Wives and Lovers* mußte ich mir nie mehr als fünf Sätze gleichzeitig merken.«

Jeder begabte Schauspieler, den ich bisher kennengelernt habe, sagt, daß es einfach war, dachte Kalinsky. Entweder lügen sie alle, um ihr Geheimnis zu wahren, oder sie spielen einfach, ohne sich dessen bewußt zu sein. »Aber Sie haben den ganzen Film in englischer Sprache gedreht.«

»Auf polnisch wäre es freilich schwieriger gewesen.«

»Wo haben Sie denn so gut Englisch gelernt?«

»Dort, wo Sie, nehme ich an, Französisch gelernt haben«, antwortete sie. »Auf dem Gymnasium. Nur war ich wahrscheinlich ein bißchen strebsamer als Sie.«

»Ich mag Sie«, sagte Kalinsky und lachte.

»Ich mag Sie auch«, entgegnete sie, »vorausgesetzt, Sie machen Paul ein gutes Angebot für die Vermarktung des Films in Amerika.«

Kalinskys Gesichtsausdruck wurde plötzlich wieder hart. »Nun, darüber müssen wir uns noch unterhalten.«

Angélique sah Paul an. Er schwitzte. »Ich gehe und bezahle die Rechnung«, sagte er.

Der Ober hätte die Rechnung gewiß an den Tisch gebracht, dachte Angélique, doch sie vermutete, daß Paul sie ein paar Minuten mit Kalinsky allein lassen wollte. Der Grund dafür war nicht allzu schwer zu erraten.

Kalinsky beugte sich über den Tisch. »Hat Paul Ihnen erklärt, was mein Job ist?«

»Demnach, wie er Sie mir auf den Weg hierher beschrieben hat, sind Sie so etwas wie ein Gott, haben aber wahrscheinlich mehr Einfluß.«

Er zeigte ein Lächeln. »Nun, ich glaube, das kommt hin. In Los Angeles auf jeden Fall.« Sie spürte seine Hand auf ihrem Knie. »Hören Sie, ich könnte einer aufstrebenden jungen Schauspielerin sehr hilfreich sein.«

»Ein Oscar auch«, gab sie zurück. »Aber ins Bett würde ich mit ihm nicht gehen.«

Sie schob seine Hand von ihrem Knie, und Kalinskys Lächeln erstarb. »Möglich, daß Sie einen großen Fehler machen.«

»Ich bin erst sechzehn. Ich habe genug Zeit, um ihn später noch auszubügeln.«

Als Paul zu ihnen zurückkehrte, erhob sie sich hastig. Sie spürte, daß sie dringend zur Toilette mußte. »Ich muß mal«, sagte sie. Der Raum um sie herum schwankte bedrohlich. Die alkoholischen Getränke hatten ihr mehr zugesetzt, als sie gedacht hatte. Etwas wackelig auf den Beinen machte sie sich auf den Weg durch das Lokal, wissend, daß einige der Gäste ihr

mit einem ungenierten Grinsen hinterherstarrten.

In der Damentoilette spritzte sie sich kaltes Wasser ins Gesicht und fühlte sich ein bißchen besser. Sie war weder überrascht noch verunsichert von Kalinskys plumpem Annäherungsversuch. Nur etwas mehr Finesse hatte sie von ihm erwartet.

Zukünftig, beschloß sie, würde sie sexuelle Gefälligkeiten nur nach eigenem Gutdünken gewähren.

Als sie an den Tisch zurückkehrte, fand sie Kalinsky und Paul in eine geflüsterte Unterhaltung vertieft. Es war offensichtlich, daß sie über sie gesprochen hatten, und ihre Mienen waren unfreundlich, um nicht zu sagen, verärgert. Wahrscheinlich hatte Paul sie heute abend als eine Art Anzahlung für Kalinskys Entgegenkommen in dieses Lokal geschleppt, ging es ihr durch den Kopf. Glaubte er wirklich, sie würde sich so gefügig zeigen? Das erklärte auch, warum er so versessen darauf gewesen war, sein Geld in eine *haute* coiture-Abendrobe zu investieren.

Vor dem Lokal wartete ein Taxi. Paul schob sie auf den Rücksitz und setzte sich neben sie. Kalinsky stieg vorne ein.

»Noah kommt noch mit zu uns«, erklärte ihr Paul. »Da sind noch einige Dinge, über die wir uns in Ruhe unterhalten müssen.«

Er wird wahrscheinlich noch einen Versuch starten, dachte sie. Nun, dann muß er sich etwas anderes einfallen lassen. Ich gehe jedenfalls ins Bett.

34

Als das Taxi vor ihrem Haus anhielt, hatte sich bei Angélique die Wirkung des Alkohols bereits voll entfaltet; ihr war übel und schwindlig. Paul half ihr aus dem Taxi - sie erinnerte sich

verschwommen an Madame Davids finstere und geringschätzige Miene - und stützte sie auf dem Weg hinauf in die Wohnung. Sie mußte unaufhörlich kichern. Beim Anblick von Madame David war ihr wieder die Geschichte mit Brigitte und dem schwarzen Straßenköter eingefallen, und sie begann, Paul die Szene zu schildern. Doch als sie merkte, daß sie nur noch lallte, gab sie es auf.

Er führte sie in ihr Zimmer, wo sie sich augenblicklich aufs Bett fallen ließ. »Viel'n Dank, Paul«, nuschelte sie, ehe sie sich stöhnend auf den Rücken rollte. Die Zimmerdecke drehte sich wie ein Karussell. Sie machte die Augen zu. So also fühlt es sich an, wenn man betrunken ist, dachte sie und verstand überhaupt nicht, warum das den Leuten so viel Spaß machte.

Sie merkte, daß Paul sie auf die Seite drehte, sich an ihrem Reißverschluß zu schaffen machte und ihr das Kleid ausziehen wollte.

»Was machst du da?« Sie versuchte, ihn wegzuschieben. »Das ist ein Achttausend-Francs-Kleid. In dem kannst du doch nicht schlafen.«

»Laß mich in Ruhe!«

»Ist schon gut, Engel. Du bist betrunken. Ich bringe dich nur ins Bett.«

»Ich will aber nich'... daß du mich...«

»Ist schon gut...«

Plötzlich fiel ihr ein, daß sie keinen BH anhatte. Sie wollte ihn abwehren, doch es fiel ihr schwer, ihre Bewegungen richtig zu koordinieren. Er hatte ihr das Kleid bereits bis zur Taille heruntergezogen. Jetzt war ihr nicht mehr nach Kichern zumute. Statt dessen kehrte die Erinnerung an all die vielen Abende zurück, als er sich in ihr Schlafzimmer geschlichen hatte. Er hatte versprochen, daß er das nie wieder tun würde... »Nein!«

Sie blinzelte heftig gegen den Schleier vor ihren Augen an,

und als sie Kalinsky im Türrahmen stehen sah, der sie beobachtete, spürte sie den eiskalten Biß der Angst. »Was machst du denn?«

»Komm schon, Engelchen«, sagte Paul. »Du kannst doch nicht angezogen ins Bett gehen.«

Verzweifelt versuchte sie, ihn zu kratzen, und da schlug er zu. Der Schock ließ sie beinahe das Bewußtsein verlieren. Er hatte ihr inzwischen das Kleid ausgezogen und zerrte jetzt an ihren Strumpfhosen und dem Slip. Sie trat nach ihm, versuchte, sich aus dem Bett zu rollen, doch da hielt sie schon jemand an den Handgelenken fest.

Kalinsky.

Ihr Slip zerriß mit einem hörbaren Ratsch. Sie schrie und bekam noch eine Ohrfeige. Vielleicht von Paul, vielleicht von Kalinsky - das spielte jetzt auch keine Rolle mehr.

Pauls Gesicht schwebte in ihr Blickfeld und verschwand wieder. »Möchtest du berühmt werden, Engel? Reich und berühmt?« hörte sie ihn sagen. »Dann mußt du dich aber auch ein bißchen entgegenkommend und dankbar zeigen. Du nimmst, willst aber nichts dafür geben. Hast du denn immer noch nicht begriffen?«

»Sie ist wohl eine kleine Kratzbürste, wie?« sagte Kalinsky.

Paul hielt ihr die Hände über dem Kopf fest. Kalinsky kletterte aufs Bett und zwang ihre Beine auseinander. »Keine Angst«, flüsterte Kalinsky. »Ich werde dir nicht weh tun. Ich werde ganz nett sein. Du mußt nur auch ein bißchen nett zu mir sein, okay? Na, was meinst du?«

In Angéliques Kopf drehte sich alles. Doch ein Teil ihres Verstandes wurde auf einmal wieder völlig nüchtern, kapselte sich von dem ab, was gerade geschah, und redete während dieses schrecklichen Alptraums beruhigend auf sie ein...

Jetzt begreifst du, wie das alles funktioniert, sagte die

Stimme. *Du besitzt etwas, das sie haben wollen. Und wenn du es ihnen gibst, werden sie sich solange um dich bemühen, bis du nichts mehr zu geben hast. Wie deine Mutter. Das ist es, woran Simone zerbrochen ist...*

Sie spürte Hände an der Innenseite ihrer Schenkel. »Ist sie noch Jungfrau?« hörte sie Kalinsky fragen.

»Ja«, log Paul.

»Sie ist ein ganz besonderes Schätzchen, nicht wahr, Paul?« Die Hände waren jetzt überall auf ihrem Körper. Sie versuchte, sich klein zu machen. Die reden über mich, als ob ich ein Gegenstand sei. Keine Frau. Kein menschliches Wesen. Nur ein Objekt.

Ein Objekt der Begierde.

Kalinsky hantierte fluchend am Gürtel seiner Hose. Er zitterte. Paul hielt noch immer ihre Hände fest, lag aber inzwischen neben ihr, küßte sie, redete ihr beruhigend zu, streichelte sie wie ein wildes Tier, das man zähmen mußte.

Er ist nur ein kleiner Junge, der sein Lieblingsspielzeug mit seinen Freunden teilt. Oder in diesem Fall tauscht, dachte sie.

Da sie sich nicht noch einmal schlagen lassen wollte, blieb ihr wohl nichts anderes übrig, als sie tun zu lassen, was sie wollten. Sie würde dabei die Augen schließen und versuchen, so zu tun, als sei sie ganz woanders.

Kalinsky lag jetzt auf ihr. Sein Körper war schwer; die Haut, die unter seinem graubraunen Haarpelz hindurchschimmerte, blaß. Er hielt Wort und versuchte, ihr nicht weh zu tun, zwängte sich nicht gewaltsam in sie hinein. Er wartete eine Weile, ehe er in sie eindrang, aber es tat doch weh, und sie schrie vor Schmerz auf. Es dauerte eine Ewigkeit; Kalinsky stöhnte und flüsterte dabei amerikanische Ausdrücke, die sie nicht verstand. Paul tat ihr ebenfalls weh, seine Finger um ihre Handgelenke waren wie Schraubstöcke, drückten immer fester zu, je erregter er wurde. Dann erschauderte Kalinsky, stieß ein tiefes Stöhnen aus und

sackte über ihr zusammen. Er war so schwer, daß sie glaubte, unter seinem Gewicht zu ersticken.

Gott sei Dank, es war vorbei.

Als Kalinsky von ihr herunterkletterte, glaubte sie, sie würden sie jetzt in Ruhe lassen. Statt dessen tauschten sie nur die Plätze.

Paul drang sofort in sie ein, und Kalinsky küßte ihr dabei das Gesicht. Sie waren ekelhaft, alle beide, doch zumindest ging es bei Paul schneller...

Sie rollte sich auf die Seite, die Knie bis an die Brust hochgezogen, zutiefst beschämt.

Sie hörte, wie sie sich anzogen und dabei leise miteinander sprachen, konnte jedoch nicht verstehen, was sie sagten. Paul deckte sie zu und gab ihr einen Kuß auf die Wange, wie es ihr Vater immer getan hatte, als sie noch ein Kind war. »Bist ein braves Mädchen gewesen«, flüsterte er. »Ich bin stolz auf dich. Wir werden ein großartiges Team werden.«

Dann knipste er das Licht aus und ging hinaus.

35

Angélique quälte sich mühsam aus dem Bett. Es war bereits hell, und sie hörte Paul in der Küche hantieren. Kaum hatte sie sich aufgesetzt, spürte sie, wie ein öliger Schweiß sich auf ihrer Haut ausbreitete. Sie fühlte sich erschlagen, verletzt und besiegt. Sie ging ins Badezimmer und übergab sich.

Ihr Kopf dröhnte. Sie musterte sich im Spiegel über dem Waschbecken.

»Spieglein, Spieglein...«, krächzte sie. Das Mädchen, das ihr entgegenblickte, war nicht die Schönheit, nach der sich gestern die Leute im La Coupole die Hälse verrenkt hatten. Unter ihren Augen lagen dunkelviolette Schatten, und auf ihrer Wange prangte ein blauer Fleck. Sie wünschte, sie wäre tot.

Sie verbrachte eine Ewigkeit unter der Dusche. Vielleicht geht es mir besser, wenn ich den Geruch dieser Männer von meinem Körper abgewaschen habe, überlegte sie. Aber sie wußte, daß es ihr nie wieder besser gehen würde. Die letzten Monate hatte sie in einer hübschen, unwirklichen Seifenblase gelebt, und jetzt war diese geplatzt.

Sie wickelte sich in einen bodenlangen Morgenmantel und ging in die Küche. Paul saß am Tisch, in Jeans und offenem Hemd, einen Milchkaffee vor sich, und las *Le Monde.* Er konnte ihr nicht in die Augen sehen. »Schau mich nicht so an«, sagte er. »Ich werde zur Polizei gehen, Paul.«

»Und was willst du denen erzählen? Welches Verbrechen willst du anzeigen?«

»Ihr habt mich vergewaltigt. Alle beide...«

»Und wer wird dir das glauben? Jeder im La Coupole hat gesehen, wie du dort mit uns gegessen hast. Und später sah Madame David dich kichernd die Treppe hochwanken. Wie willst du beweisen, daß Kalinsky dich vergewaltigt hat? Ich für meinen Teil werde alles abstreiten. Du machst dich nur lächerlich, und Noah nimmt seine Zusage, den Film zu unterstützen, zurück.«

Sie starrte ihn an - er hatte recht.

»Warum machst du so ein schmerzverzerrtes Gesicht? Kalinsky hat uns so gut wie versprochen, den Film in Amerika groß herauszubringen. Du bist sechzehn Jahre alt und bereits ein Filmstar.«

Angélique ließ sich auf den nächstbesten Stuhl fallen. Sie hatte Schmerzen beim Gehen. Begriffen Männer denn nicht, was sie einem antun, wenn sie so in einen hineinstoßen?

Paul trank seinen Kaffee aus und musterte sie kritisch. Dann nahm er ihr Kinn und drehte es ins Licht. Auf ihrer rechten Wange hatte sie eine dicke Beule. Er runzelte die Stirn. »Tut mir leid, daß ich dir weh getan habe. Ich war ein bißchen betrunken

und habe die Kontrolle über mich verloren.«

»Du hast es genossen, mich zu erniedrigen, nicht wahr?«

»Schau, ich hab dir doch ausführlich erklärt, wie wichtig dieser Mann für unsere Zukunft ist. Hätte ich es dir noch extra buchstabieren sollen?«

»Weißt du, Paul, ich war im Lernen noch nie die Schnellste.«

Er wandte sich wieder seiner Zeitung zu. »Zieh dich an, wir müssen ins Studio, um einige Szenen nachzusynchronisieren.«

»Du hast dein Versprechen gebrochen, Paul.«

»Welches Versprechen?«

»Du hast gesagt, daß du so was nie wieder tun wirst.«

Er starrte angestrengt in die Zeitung, doch auf seinem Gesicht machte sich eine schuldbewußte Röte breit. »Werd' langsam erwachsen. Du bist sechzehn.«

»Erst? Ich komme mir viel älter vor.«

»Übrigens, Kalinsky kommt um vier Uhr mit der Verträgen vorbei. Er sagte, er würde dich gern noch einmal sehen, bevor er nach Los Angeles zurückfliegt. Vielleicht überlegst du dir, diesmal ein bißchen netter zu ihm zu sein. Okay?«

Morgens um diese Uhrzeit war auf dem *Boul' Mich'* die Hölle los. Paul fuhr viel zu schnell, wechselte pausenlos die Spur und beschleunigte trotz der vereisten Straßen zwischen den einzelnen Ampeln wie ein Verrückter. Sogar für seine Verhältnisse fuhr er außergewöhnlich riskant und rücksichtslos.

»Weshalb stierst du so vor dich hin?« fragte er. »Was wäre, wenn ich meinem Vater erzähle, was du getan hast?«

»Nun, der wird mit Sicherheit überschnappen und mich umbringen wollen. Aber er hat ja noch acht Jahre Melun vor sich. Er wird durchdrehen. Willst du den armen Marius um den Verstand bringen, kleiner Engel? Dann nur zu, erzähl ihm alles! Mir macht das nichts aus.«

»Er ist dein eigener Bruder. Bedeutet dir das denn gar nichts? Hast du denn überhaupt kein Gewissen?«

»He, Angel, du mußt noch eine Menge lernen. Das Leben ist hart. Man muß seine Vorteile nutzen, wenn man die Nase vorn haben will.«

»Ich bin nicht dein persönlicher Besitz, den du zum Tausch anbieten kannst, wann immer dir danach ist.«

»Es geht hier nicht nur um mich. Du wirst mit diesem Film eine Menge Geld verdienen, zusätzlich zu deiner Gage. Und du wirst berühmt werden. Mit diesem Kalinsky-Vertrag in der Tasche wird jede Talk-Show, jede Illustrierte und Tageszeitung über uns berichten. Das ist dein erster Film, aber mit dem schaffst du einen Durchbruch, von dem die meisten Schauspieler nur träumen können.«

»Ja, ich habe ein Mordsglück. Nicht jedes Mädchen bekommt die Gelegenheit, im La Cupole zu dinieren, bevor es von zwei Männern hintereinander vergewaltigt wird.«

»Du bist so dumm«, fluchte Paul.

»Dumm?«

»Du weißt dein Glück nicht zu schätzen. Du glaubst, du kannst einfach nur nehmen und immer wieder nehmen.«

Vielleicht ist es wirklich so, dachte sie. Vielleicht hat er recht, und ich unrecht. Ich erwarte zu viel. Ich habe das Spiel bislang noch nicht durchschaut, das ist alles. Wie Simone. Wir haben einfach nie verstanden, worum es geht.

Paul nahm eine Hand vom Lenkrad, um auf der Konsole nach seinen Gauloises und dem Feuerzeug zu angeln. Für einen kurzen Moment wandte er den Blick von der Straße ab.

Der Lastwagen, der soeben auf die rechte Fahrspur einbog, hatte Vorfahrt. Seitlich auf dem Anhänger prangte ein großes Logo, *LA VACHE QUIRIT* und das Bild einer lachenden Kuh. Er hatte gerade eine Ladung Käse in einen Supermarkt in Saint-

Germain-des-Pres geliefert.

»Paß auf!« rief Angelique.

Das Ganze dauerte keine Sekunde.

Paul griff zu spät nach dem Lenkrad. Der Porsche geriet auf der eisigen Fahrbahn ins Schleudern, und Paul stieß einen Schrei aus, als er den Anhänger des Lastwagens auf sich zurasen sah. Dann das berstende Geräusch von Metall und Glas - an mehr konnte Angelique sich nicht erinnern.

TEIL II

1

Salamanca, Spanien, 1970

Er wurde als Sohn eines Engels geboren.

Sein Vater war Santiago Rivera, *El Angel de los Toros,* der Engel der Stiere, benannt nach seinem Erfolg in der Stierkampfarena und dem sauberen, schnellen Todesstoß, der zu seinem Markenzeichen geworden war. Seine Geschichte in der Arena hatte den Namen, der ihm gegeben wurde, bekräftigt: Dreimal hatte er eine lebensgefährliche *cornada* auf den Hörnern eines Stiers erlebt, dreimal hatte er im Krankenhaus gelegen, wo ihm der Priester die Absolution erteilt und er anschließend die letzte Ölung empfangen hatte.

Dreimal hatte der Engel der Stiere überlebt, um weiterzukämpfen.

Sein Publikum verehrte ihn wegen seiner Kunstfertigkeit, seiner effektvollen Darbietungen und seines grenzenlosen Mutes; die Frauen lagen ihm wegen seines dunklen diabolischen Aussehens zu Füßen. Und auch die Presse feierte ihn; Zeitschriften und Tageszeitungen brachten regelmäßig atemberaubende Artikel, die dazu beitrugen, seinen Ruf in gottähnliche Dimensionen zu erheben.

Seine Frau war eine ehemalige Fernsehschauspielerin und Schönheitskönigin; seine *hacienda* westlich von Salamanca ähnelte einem maurischen Schloß.

Er trug ausschließlich Designer-Anzüge und maßgefertigte Schuhe, dicke Goldketten um den Hals und an den Handgelenken. An den Fiesta-Tagen fuhr er in einem silbergrauen Citroen vor seinem Hotel vor, begleitet von seinem

Manager und einem kleinen Gefolge Angestellter.

Die ganze Nation war hypnotisiert von ihm, der alle Ideale des Latino-Temperaments in sich vereinigte: *machismo,* Mut, Unfehlbarkeit. Im Castilianischen gibt es ein Wort: *casticismo.* Der Ausdruck, der sich nur schwer übersetzen läßt, steht grob gesagt für die Seele Spaniens. Und genau sie verkörperte der Engel der Stiere, dafür liebten ihn die *afitionados,* seine Verehrer.

Doch sie verehrten in ihm eine Illusion. Der Engel der Stiere war in Wirklichkeit ein kleinbürgerlicher Tyrann, der seiner Frau regelmäßig das Herz brach, aber nicht wegen einer anderen Frau. In der narzißtischen Welt des Stierkampfs hatte dieser Engel gelernt, andere Männer zu lieben.

Der Stierkampf hatte Santiago Rivera zu einem reichen Mann gemacht. Mit den Gewinnen einer einzigen hektischen Saison, in der er zwei Monate lang täglich gegen zwei Stiere antrat, hatte er westlich von Salamanca eine *hacienda* gekauft und war ein *ganadero* geworden, der seine eigenen Kampfstiere züchtete. Die maurische Villa war eine Welt üppig wuchernder Bougainvilleas, kühler, marmorgefliester Innenhöfe, plätschernder Springbrunnen und emsiger Dienerschaft. Doch der Hausherr selbst hielt sich nur selten in seinem Palast auf; die meiste Zeit des Jahres war er damit beschäftigt, Stiere zu züchten und gegen sie zu kämpfen.

Als Francisco das Licht der Welt erblickte, feierte *El Angel de los Toros* in der Maestranza in Sevilla gerade einen seiner größten Triumphe. Beinahe in demselben Augenblick, als der Engel das Ohr eines besiegten Bullen in Siegerpose hochhielt, hielt der Doktor seiner Frau das kleine Wesen hoch, das sie in ihrem Leib genährt hatte.

Die Hebamme hielt die Luft an und bekreuzigte sich. Während der Engel gegen seinen zweiten Stier antrat, schleppte sich seine Frau Consuela, noch erschöpft von den Strapazen der

Geburt und einer harmlosen Blutung, in die Kapelle, um für ihren neugeborenen Sohn zu beten und ein Lebenslicht für ihn anzuzünden.

Als Santiago an diesem Abend in einem privat gecharterten Helikopter aus Sevilla zurückkehrte, glaubte er zunächst, das Schweigen, das ihn in der Villa empfing, bedeute, daß sein Sohn tot zur Welt gekommen war. Er fing an zu laufen, seine eiligen Fußschritte hallten über die Marmortreppe hinauf zum Schlafzimmer.

Signora Rivera saß aufrecht im Bett und wartete auf ihn, das Babykörbchen neben sich. Er bemerkte sehr wohl ihren ernsten Blick, ihre wächserne Blässe. Doch nichts an ihrem Aussehen oder ihrem Verhalten bereitete ihn auf das Bild vor, das sich ihm in dem Körbchen bot.

Kaum hatte er einen Blick auf seinen neugeborenen Sohn geworfen, verzog sich sein Gesicht zu einer wütenden Fratze. »Du Mutter aller Huren!« keuchte er.

»Santiago...«

»Wessen Kind ist das?«

»Es ist deins. Ich schwöre es.«

»Mein Kind? Mein Kind! Wie kannst du behaupten, dieses häßliche kleine Scheusal sei der Sohn des Engels der Stiere?«

»Bitte, Santiago...«

Er schlug sie mit dem Handrücken ins Gesicht. »Ich will nicht, daß mir diese Bestie noch jemals unter die Augen kommt«, fauchte er. Damit verließ er den Raum. Er verließ nicht nur das Schlafzimmer, sondern auch das Haus. Sie hörte seine Schritte die Marmortreppe hinabpoltern; dann das große Eichentor im Hof zu. Am selben Abend noch flog er zurück nach Sevilla, und am Nachmittag des nächsten Tages kämpfte er mit solch rücksichtslosem Wagemut, daß man ihm nicht nur die beiden Ohren des Stiers als Preis zuerkannte, sondern auch noch

den Schwanz.

Wochenlang kehrte er nicht nach Salamanca zurück, und in düsteren Bemerkungen gegenüber seiner Mutter und seinem Priester deutete er an, daß er sich am liebsten scheiden lassen würde. Doch er war Katholik, und ein solches Ansinnen in den Augen Gottes eine Sünde. Er und Consuela hatten bereits eine Tochter; wie hätte er da seine Ehe annullieren lassen können? Er hatte keine Wahl.

Aber von diesem Tag an rührte er seine Frau nie wieder an, außer, um sie zu schlagen; und er bestand darauf, daß sie es so einrichtete, daß *er* seinen Sohn nie wieder zu Gesicht bekam.

2

Salamanca: 1974 - 1985

Francisco war vier Jahre alt, als ihm bewußt wurde, daß er ein Monster war.

Streng behütet und abgeschirmt hinter den rosa Stuckmauern der Villa, blieb ihm der Spott der Kinder und die entsetzten, angewiderten Blicke der Erwachsenen erspart. Doch er sollte beides später noch zur Genüge kennenlernen. Seine Mutter und Manuela, seine ältere Schwester, verwöhnten und beschützten ihn; sie zeigten ihm, daß Freundlichkeit ein Wesenszug der Frauen war. Wenn sein Vater nach einer Stierkampfsaison nach Hause zurückkehrte, wurde Francisco in sein Zimmer verbannt wie ein Gefangener. Ihm wurde nur gestattet, im Hof zu spielen, wenn keine Gäste im Haus weilten und Santiago nicht da war.

Wenn es Winter wurde, neigte der Engel der Stiere zu Launen, die immer unberechenbarer, immer düsterer und gefährlicher wurden. Er verbrachte seine Tage damit, die *rancho* zu überwachen; mit den Jungstieren in der Trainingsarena Übungskämpfe zu veranstalten und seine Reflexe zu trainieren.

Zwischendurch fuhr er zu Besprechungen mit Buchhaltern oder Managern nach Madrid; oder zu einem seiner Mädchen.

Eines Nachmittags kehrte er früher als erwartet in die Villa zurück. Francisco, der alleine im Hof spielte, konnte an diesem Tag zum ersten Mal einen Blick auf seinen berühmten Vater werfen.

Er glaubte, in seinem ganzen Leben noch nie etwas so Schönes gesehen zu haben. Santiago hatte glänzendes, blauschwarzes, glatt aus der Stirn gekämmtes Haar und kaffeebraune Haut. Seine Augen waren von einem unglaublich tiefen Blau, mit langen schwarzen Wimpern und schweren Lidern. Im Knopfloch seines blütenweißen Leinenanzugs steckte eine blutrote Rose.

Der Ausdruck aristokratischer Erhabenheit auf seinem Gesicht jagte dem kleinen Jungen unwillkürlich Angst ein, imponierte ihm aber auch.

Santiago blieb mitten im Hof stehen und starrte ihn an.

Seine Lippen bebten vor Wut. Francisco hörte seine Schwester über die Terrasse rennen, um ihn wegzubringen, doch der Engel der Stiere gebot ihr mit einem zornentbrannten Blick Einhalt.

»Wer ist das?« wollte er von seiner Tochter wissen. Seine Stimme klang so leise wie die eines Mädchens und schrill.

Manuela schaute ängstlich zu ihm hoch. »Das ist Francisco, Papa.«

Francisco starrte den wunderschönen Fremden mit unverhohlener Neugier an und fragte sich im stillen, wer er wohl sei und warum er seine große Schwester derart einschüchtern konnte. Sein junger Verstand spielte mit der Möglichkeit, daß dies vielleicht der Gott war, zu dem zu beten seine Mutter ihn gelehrt hatte.

Doch während er ihn betrachtete, verzog sich das göttliche

Gesicht zu einer angewiderten Fratze. »Wer hat dieses widerwärtige Stück Mist herausgelassen? Wenn ihn jemand sieht! Schau ihn doch an! Der gehört in einen Zirkus.«

Francisco begriff die Bedeutung von Santiagos Worten nicht ganz, verstand aber sehr wohl den Tonfall seiner Stimme und konnte seinen Gesichtsausdruck lesen. Er fing an zu weinen.

Santiago packte Francisco am Ohr und zerrte ihn zum Springbrunnen. Der kleine Junge brüllte vor Angst und vor Schmerz. Santiago hob ihn am Kragen hoch und hielt ihn übers Wasser.

»Santiago!«

Francisco schaute hoch und sah seine Mutter auf dem Balkon stehen. Bitte, Mutter, dachte er bei sich. Komm und hilf mir! Wer ist dieser Fremde? Komm und rette mich!

»Schau dich an!« schrie Santiago ihn an. »Schau dir dein Spiegelbild an! Du bist nicht mein Sohn! Du bist ein Teufel! Warum tust du mir das an? Warum quälst du mich so?«

Für einen kurzen Augenblick sah Francisco die verschwommenen Umrisse von sich und seinem Vater im sprudelnden Wasser. Für diesen kurzen Augenblick wurde ihm die Gelegenheit eines Vergleichs gewährt, dann ließ ihn sein Vater los, und er fiel kopfüber in das kalte, seichte Wasser.

»Santiago!«

Francisco rappelte sich hoch und schrie seinen Schmerz und seine Verwirrung lauthals heraus. Er hatte sich am Wasser verschluckt, den Kopf auf dem marmornen Boden des Brunnens angeschlagen und war momentan wie erstarrt. Er hörte seine Mutter schreiend die Steinstufen herabrennen, die von ihrem Balkon in den Hof führten.

Durch seine heißen Tränen sah er, wie der Mann seine Mutter auf der Treppe niederschlug. Dann drehte Santiago sich um und stolzierte aus dem Hof. Das Zuschlagen des Eichentors klang

wie ein Pistolenschuß. Die Dienerschaft stand glotzend im Hof, seine Schwester hockte schluchzend und mit angezogenen Knien in einer schattigen Ecke.

Seine Mutter kam und hob ihn aus dem Brunnen, drückte seinen nassen, zitternden Körper an ihren warmen Busen. Sie streichelte ihn und flüsterte ihm dabei tröstende Worte ins Ohr. Er sah, daß sie Blut an den Zähnen hatte.

Plötzlich kam ihm, daß dieser Fremde sein Vater gewesen sein könnte, der Mann, über den er Manuela und seine Mutter schon öfter hatte tuscheln hören. In seinem ganzen jungen Leben hatte er noch nie etwas so Schönes und so Schreckliches gesehen. Und er sollte ihn auch zukünftig nie wieder sehen.

Im Alter von neun Jahren hatte Franciscos Leben klare Formen angenommen. Nur selten bewegte er sich außerhalb der rosa Mauern der Villa, und wenn, dann verborgen hinter den getönten Scheiben im Mercedes seines Vaters. Seine Welt beschränkte sich auf seine Mutter, seine Schwester und die Hausangestellten. Obwohl es nie ausgesprochen wurde, gewöhnte er sich an die Vorstellung, daß er anders war als die anderen Menschen, daß er irgendwie furchterregend und häßlich aussah. Er hüllte sich in diese kleine Welt innerhalb der Mauern ein wie in einen Mantel, um sich vor der Welt draußen zu schützen, die wenig Erbarmen mit ihm haben sollte.

Seine Mutter war eine Madonna, eine Frau von klassischer Schönheit, die das lange schwarze Haar in einem straffen Knoten zusammengefaßt trug, als wollte sie dadurch ihre aristokratischen Züge noch betonen. Sie war stets in Seide und Satin gekleidet, denn Santiago brachte ihr die elegantesten Pariser Modellkleider. Sie schien durch die gefliesten Korridore und Hallen zu schweben, ihren Fächer zwischen den Fingern, der flatterte wie ein schwarzer Schmetterling. Francisco betete sie an.

Seine Schwester Manuela, ein jugendliches, sinnliches Abbild

ihrer Mutter, stand ihr an Schönheit nicht nach. Das Haar fiel ihr in Kaskaden über die Schultern, und wenn sie lächelte, blitzten ihre Zähne wie schimmernde Perlen. Sie war achtzehn, als ihr Enrico Pasquales, der wohlhabende Sohn eines mit Santiago befreundeten *ganaderos,* den Hof machte.

Manchmal hockte Francisco auf dem Balkon, der auf den Hof hinausging, und beobachtete Manuela und ihren Verlobten. Oft saßen die beiden auf dem Rand des Brunnens und unterhielten sich flüsternd, während er mit ihren Haaren spielte und ihren nackten Arm streichelte. Das goldene Kreuz in ihrem Ausschnitt funkelte im Sonnenlicht.

Francisco glühte vor Eifersucht. Er wollte so gerne dieser junge Mann sein, lieber als alles andere auf der Welt. Er wollte eines Tages so schönen Frauen wie seiner Schwester den Hof machen. Er wollte gerne rote Sportwagen fahren wie dieser Enrico, und wünschte sich, daß die Mädchen ihm unter langen Wimpern schöne Augen machten. Doch er wußte, daß Schönheit ihm immer versagt bleiben würde.

Und er kochte vor Wut und Verzweiflung.

Die Villa diente als Zuflucht und als Kloster für jene, die zu schön oder zu häßlich waren, um ohne Begleitung auszugehen. Francisco war auf seine Weise glücklich dort, ein Kindermönch, der seine einsamen Freuden genoß. Doch im Sommer 1979 wurde der Engel der Stiere zum letzten Mal in der großen Arena von Madrid, dem Monumental, von einem Stier zerfleischt, und das Leben in der Villa wurde zur Hölle auf Erden.

Es war die pure Ironie des Schicksals; der Stier trug den Namen Diabolo und kam von Santiagos eigener Zuchtfarm in Salamanca. Er stürmte schnaubend in die Arena, und die Zuschauer hielten erschrocken die Luft an, als er versuchte, über die Barriere zu springen. Einer der *banderilleros* rutschte bei dem Versuch, zwei seiner Lanzen in den Nacken des Stiers zu plazieren, aus und blieb mit dem Gesicht nach unten mitten in

der Arena liegen. Diabolo bohrte seine Horner in dessen Rücken und schleuderte ihn wie einen Stoffetzen quer über die *plaza.*

Dieser Auftakt hätte einen anderen *matador* vielleicht entmutigt. Santiago hingegen gab eine furchtlose Vorstellung zum besten, vollführte sogar eine Reihe von Passagen auf den Knien. Die Tragödie nahm ihren Lauf, als der Engel der Stiere den Kampfabschnitt erreichte, für den er so berühmt geworden war. Mit erhobenem Degen stand Santiago direkt vor dem erschöpften und offenbar besiegten Diabolo und versetzte ihm die, wie es schien, exakt ausgeführte *estocada,* den tödlichen Degenstoß, zwischen die Schulterblätter. Doch anstatt tot zu Boden zu sinken, machte Diabolo völlig unerwartet einen Satz nach vorn und vollführte eine *cornada,* indem er den großen Matador mit seinem rechten Hörn aufspießte. Als er Santiago umgestoßen hatte, und dieser auf dem Boden lag, senkte er den Kopf und stieß noch einmal zu.

Die anderen *toreros* sprangen über die Barrieren, um Diabolo von Santiago abzulenken. Währenddessen wurde der Engel der Stiere blutüberströmt und vor Schmerz schreiend aus der Arena getragen.

Ein bereitstehender Ambulanzwagen raste mit ihm ins nächste Krankenhaus, wo er sofort operiert wurde. Wieder einmal wurde ein Priester gerufen, um ihm die Sterbesakramente zu spenden, und wieder einmal schien es, als ob das geweihte Öl seinen Geist zu neuem Leben erweckte. Drei Tage kämpfte er gegen den Tod, während die Ärzte kopfschüttelnd darauf warteten, daß er starb. Aber Santiago Rivera sollte nicht sterben.

Das Krankenhaus sollte er jedoch für die kommenden drei Monate nicht verlassen. Den Chirurgen gelang es, die zerfetzten Blutgefäße zu nähen, doch die Muskel- und Nervenverletzungen waren nicht zu beheben. Der Engel der Stiere würde von nun an hinken müssen. Schon bald berichtete die Presse, daß Spaniens berühmtester lebender Matador niemals wieder eine Arena betreten würde. Santiago Riveras Karriere war zu Ende. Als er

schließlich in seine Villa bei Salamanca zurückkehrte, machte er zum letzten Mal in *La Prensa* Schlagzeilen. Zu diesem Zeitpunkt waren die Nachrufe auf seine Karriere bereits geschrieben.

Santiago Rivera hatte mehr als einmal dem Tod ins Gesicht geblickt und ihn besiegt. Doch der Preis für diesen Sieg war ein Leben, das für ihn sinnlos geworden war.

Es gab keine Stiere mehr, gegen die er hätte kämpfen können, keine *aficionados,* die ihm lautstark Bewunderung zollten, keine geheimen Verabredungen mehr in Madrid. Er mußte sich wieder unter die gewöhnlichen Sterblichen einreihen. Oft litt er an starken Schmerzen, besonders in den nassen, kalten Wintermonaten. Sein Leben drehte sich nun hauptsächlich um die Verwaltung seines Vermögens und das Züchten von Stieren, gegen die andere Matadore antreten würden.

Wie abzusehen gewesen war, ließ er seinen verletzten und gefährlichen Stolz an seiner Frau und dem Sohn aus, den er haßte.

Francisco brachte seither die meisten Tage in der Verbannung seines Zimmers zu. Nur morgens und nachmittags durfte er für einige Stunden in dem sonnendurchfluteten Innenhof spielen. Im Winter, wenn es kalt war und regnete, mußte er sich damit zufriedengeben, seine Bücher und Spielsachen mit ins Wohnzimmer zu nehmen und im Schneidersitz auf dem Stierfell vor dem prasselnden Kaminfeuer zu hocken, während seine Mutter am Fenster saß und in ihren Zeitschriften blätterte.

Jeden Tag fürchtete er sich vor dem Motorenlärm des Jeeps, der anzeigte, daß sein Vater von den Stierkoppeln zurückkehrte. Dann scheuchte seine Mutter ihn mit all seinen Sachen zurück in sein Zimmer.

Von diesem allzu gewohnten Gefängnis aus war er gezwungen, den dröhnenden Zornesausbrüchen seines Vaters und den verängstigten Schreien seiner Mutter zu lauschen. Nur

zu bald wurde ihm klar, daß die Seele eines Zuchtmeisters sich an den Schreien seiner leidenden Opfer labte, daß deren Proteste ihn für einen Augenblick die bohrenden Schmerzen seines eigenen Elends vergessen ließen. Santiago konnte sich nur mit Hilfe einer Krücke aus Elfenbein fortbewegen, die er auch dazu benutzte, seine Frau für die eingebildete Untreue zu bestrafen, die ihm einen mißgebildeten Sohn beschert hatte. Er gab ihr sogar die Schuld daran, daß Gott ihn in der Arena von Madrid im Stich gelassen hatte. Seiner Meinung nach war er dort für ihre Sünden bestraft worden.

Er war verrückt, stellte Francisco schließlich fest. Wunderschön, unvorstellbar mutig und wahnsinnig.

Die Qualen hinter den rosa Mauern von San Sebastian dauerten Jahre an. Und sie endeten ganz plötzlich, als Francisco fünfzehn war.

3

Salamanca: 1985

Im Alter von fünfzehn Jahren maß Francisco mit seinem dicken, plumpen Körper und den krummen Stummelbeinen gerade einmal einen Meter. Sein Gesicht sah, wie sein Vater einst vor versammeltem Haushalt erklärt hatte, aus, als sei es in eine Olivenpresse geraten. Eines der jungen Dienstmädchen bekreuzigte sich jedesmal, wenn sie ihm im Flur oder auf der Treppe begegnete. Er brauchte bloß die Menschen in seiner Umgebung zu betrachten und sie mit seinem eigenen Spiegelbild zu vergleichen, um zu begreifen, daß er häßlich und mißgestaltet war. Ein Streich der Natur. Doch dieser Streich war umso schwerer zu ertragen und seinem jungen Verstand umso unbegreiflicher, da er von soviel Schönheit umgeben war. Manuela hatte im Frühling Enrico geheiratet und war mit ihm auf die *rancho* seines Vaters, etwa zwanzig Kilometer entfernt,

gezogen. Ohne sie war die Villa ein noch einsamerer Ort für ihn geworden. Die Launen seines Vaters wurden von Jahr zu Jahr schrecklicher und grausamer. Die Angestellten gaben sich mürrisch und sprachen kaum ein Wort, wenn er im Haus war. Seine feindselige Anwesenheit ging auch an Consuela nicht spurlos vorüber. Das anstrengende Leben in ständiger Angst raubte ihr einen Teil ihrer Schönheit. Graue Strähnen durchzogen jetzt ihr Haar, und ihr Gesicht wurde hager.

Das Ende all ihrer Qualen kam plötzlich und unwiderruflich.

Die Kastilier beschreiben das Wetter im westlichen Teil der spanischen *meseta* folgendermaßen: neun Monate Winter, drei Monate Hölle. Es geschah eines Morgens Ende August, als die unerbittliche Sonne die Ebenen in eine staubige, braune Wüste verwandelt hatte und die Hitze zu einer gnadenlosen Qual geworden war. Das sengende Sonnenlicht hatte allem die Farbe geraubt.

Durch die heruntergelassenen Jalousien vor seinem Fenster sah Francisco seinen Vater von seinem morgendlichen Kontrollgang auf den Stierkoppeln zurückkommen, beobachtete mit Abscheu und Angst, wie er über den marmorgepflasterten Hof hinkte. Schon bald würden Santiagos gebrüllte Drohungen und Anschuldigungen gegen seine Frau diese friedliche Welt erschüttern. Die Stimmungen von Franciscos Vater wurden im Sommer stets noch düsterer. Es war nicht nur die Hitze, die seinen krankhaften Wahnsinn noch steigerte; es war das Wissen, daß um diese Zeit in Madrid und Sevilla, in Barcelona und Valencia, in Zaragoza und San Sebastian die Stierkämpfe stattfanden.

Francisco ließ sich aufs Bett fallen und nahm sein Buch zur Hand. In den Büchern hatte er seine Rettung gefunden. Er las alles, von Jack London bis Wilbur Smith, von James Conrad bis Harold Robbins. Gierig verschlang er die Zeilen jedes Buches, das ihm in die Hände fiel. Da sein Körper in Ketten lag, wurde sein Verstand zu seinem Fluchtweg. In seiner Phantasie konnte

er die Fesseln seines Körpers sprengen und sich in die heroischen Figuren der Geschichten verwandeln, die Liebe bezaubernder Frauen gewinnen und gegen die Ungerechtigkeiten und Widrigkeiten des Lebens kämpfen.

Sein Lieblingsbuch war ein Klassiker, eine ledergebundene Ausgabe von Victor Hugos »Der Glöckner von Notre Dame«, die ihm seine Mutter geschenkt hatte. Der Held dieses Romans war genauso verunstaltet und verwachsen wie er; in Quasimodo fand er zum erstenmal einen Seelengefährten in dieser Welt, die ihm bislang fremd erschienen war, fand die quälende Einsamkeit, die seiner eigenen so ähnlich war, und in Esmeralda das Versprechen, daß es so etwas wie Wiedergutmachung gab.

Wenn er sich intensiv genug auf die Buchstaben konzentrierte, konnte er sogar das Geräusch der Schläge ausblenden, die so oft aus dem Elternschlafzimmer drangen. Wie jetzt.

Heute war es schlimm, schlimmer als je zuvor. Seine Mutter schrie nicht nur vor Schmerzen, sondern vor Angst. Sie flehte Santiago an, doch aufzuhören. Auf Franciscos Stirn standen Schweißtropfen, und die Buchseiten zitterten zwischen seinen Fingern. Er balancierte das Buch auf den Knien und preßte die Hände auf die Ohren, damit er die gräßlichen Geräusche nicht mehr hören mußte.

»Bitte, Santiago, nein! Bitte! Hör auf!« Francisco sprang vom Bett und rannte zur Tür. Er zögerte, schlug die Handflächen gegen das solide, eichene Türblatt, während sein ganzer Körper vor Wut bebte. Jemand mußte dem Einhalt gebieten. »Nein, bitte... bitte!«

Seine Mutter schluchzte und heulte wie ein Kind. Dieser Mann war der leibhaftige Satan! Francisco rannte gegen die Tür, trat dagegen, dann wich er zurück. Seine Hände ballten sich zu Fäusten und der Schweiß tropfte ihm von der Stirn. Es ist nicht abgeschlossen, erinnerte er sich. Du mußt die Tür nur

aufmachen, dann kannst du ihn stoppen! »Nein!« kreischte Consuela wieder.

Francisco nahm nicht einmal wahr, wie er die Tür aufriß. Sie schien sich vor ihm in Luft aufgelöst zu haben. Plötzlich rannte er durch die Arkaden zum Schlafzimmer seiner Eltern. Das Ganze war irgendwie unwirklich. Nie zuvor hatte er gegen den Willen seines Vaters gehandelt, nie zuvor etwas getan, das man ihm verboten hatte. Sein Herz klopfte so heftig, daß ihm schwindlig wurde.

Die Schreie wurden lauter.

Das Schlafzimmer lag am Ende eines dunklen Korridors auf der anderen Seite des Hofes nach Süden zu. Es war niemand zu sehen. Die Hausangestellten hatten sich verkrochen.

Vor der schweren Eichentür blieb er keuchend stehen. Er mußte beide Hände benutzen, um den Türknopf zu drehen und die Türe aufzustoßen.

Santiago hielt den Stock über dem Kopf. Consuela lag auf dem Boden und versuchte, mit den Armen ihr Gesicht zu schützen. Ihr Kleid war zerrissen, und auf ihren Schultern leuchteten knallrote Striemen.

Santiago und Consuela schauten ihn erschrocken an, beide in ihrer Bewegung erstarrt. Die Szene wirkte wie das Fresko eines besessenen Malers aus dem Mittelalter.

»Aufhören!« schrie Francisco.

»Was hat der Krüppel hier zu suchen?« sagte Santiago. Seine Stimme klang eher erstaunt als wütend.

»Bitte, Francisco«, flehte ihn Consuela an, die jetzt mehr Angst um ihren Sohn hatte als um sich selbst. »Geh zurück in dein Zimmer.«

»Wenn du nicht sofort aufhörst, bringe ich dich um«, warnte Francisco seinen Vater.

Santiago machte zwei Schritte auf ihn zu und holte dabei mit

dem Stock aus. Der Schlag traf Francisco seitlich am Kopf und warf ihn auf den Marmorboden.

»Nein!« Consuela sprang auf und warf sich gegen ihren Mann. Der stöhnte vor Schmerz auf, als er mit der Hüfte, die Diabolos Hörner durchstoßen hatten, gegen die Wand prallte. Er bekam Consuelas Haarknoten zu fassen und schleuderte sie mit aller Kraft herum. Im Fallen schlug sie mit dem Kopf gegen die Kante einer schweren Eichentruhe und blieb auf dem Rücken liegen, das Gesicht unter ihrer aufgelösten Haarflut verborgen.

»Consuela?« Santiago kniete sich neben sie hin. »Consuela?« Er klang verärgert, wie ein Kind, das vor seinem zerbrochenen Spielzeug hockt.

Francisco rappelte sich taumelnd hoch. Er war überzeugt, daß seine Mutter tot war. Santiago hatte den Stock fallenlassen, den Francisco beherzt aufhob und in seiner Faust wog. Er fühlte sich sehr schwer an.

Er stand hinter seinem Vater und hob den Stock bis über den Kopf. Santiago sah den tödlichen Schlag nicht kommen.

Mit aller ihm zur Verfügung stehenden Kraft ließ Francisco den Stock auf seinen Schädel niedersausen. Das Geräusch ähnelte dem einer an die Wand geworfenen Orange. Santiago brach mit schlaff herabhängenden Armen über dem Körper seiner Frau zusammen und schlug mit dem Gesicht voraus auf den Marmorfliesen auf.

Der Engel der Stiere hatte letztlich seine Verabredung mit dem Tod doch noch eingehalten.

4

Consuela setzte sich auf und starrte entsetzt auf den Körper ihres Mannes, der noch immer quer über ihren Beinen lag. Aus einer Wunde am Haaransatz tropfte Blut auf ihre WangeDann

wanderte ihr Blick langsam zu Francisco hoch.

»Madre de Dios, was hast du getan?«

»Ist er tot?« fragte Francisco.

Aus Santiagos Schädeldecke sickerte Blut; er war mit der Nase und den Zähnen auf die Fliesen aufgeschlagen, daher hatte sich auch unter seinem Gesicht inzwischen Blut angesammelt.

Francisco wunderte sich, daß er bei diesem Anblick nicht das geringste Gefühl von Reue empfand. Sein einziger Gedanke war: Der Teufel ist tot.

Consuela rutschte unter dem bewegungslosen Körper hervor und versuchte zitternd auf die Beine zu kommen. Sie mußte sich an der Eichentruhe festhalten. »Heilige Maria Muttergottes!«

»Ist er tot?« wiederholte Francisco.

»Si, claro«, murmelte Consuela. »Ja, natürlich.« Sie standen beide, wie es Francisco schien, eine Ewigkeit da und starrten auf den Toten herab; keiner von beiden wußte, was jetzt zu tun war. An den Händen seiner Mutter klebte Blut. Sie wischte sie sich an ihrem Rock ab und schien zu einem Entschluß gekommen zu sein.

Sie packte Francisco am Arm, zerrte ihn zur Tür und schubste ihn aus dem Zimmer. »Geh!«

»Wird jetzt alles gut?« fragte er sie.

»Geh zurück in dein Zimmer!«

Er blieb stocksteif stehen.

Sie packte ihn und schob ihn den Korridor entlang, durch die Arkaden bis zu seiner Tür. Dann stieß sie ihn in sein Zimmer und riegelte die Tür von außen ab.

Francisco warf sich auf sein Bett und betete zu Gott, daß die Seele seines Vaters direkt zur Hölle fahren möge.

Er hörte draußen vor der Villa Autos ankommen und abfahren, hörte unten im Hof Männer umherlaufen und sich

gegenseitig Kommandos zubrüllen, erkannte die Stimme des Doktors. Neugierig spähte er durch die Fensterläden und sah die grünen Uniformen und die schwarzen Lederhelme der *guardia civil*.

Sein Atem raste.

Er wartete darauf, daß seine Tür aufgerissen wurde, daß sie kamen und ihn verhafteten. Er wollte hinausgehen und sich vor sie hinstellen, doch der Mut, den er vorhin noch besessen hatte, um seinem Vater gegenüberzutreten, hatte ihn inzwischen verlassen.

Er sah, wie der in ein weißes Leichentuch gehüllte Körper auf einer Bahre durch den Hof getragen wurde. Die Hausangestellten standen dicht zusammengedrängt und leise flüsternd beim Brunnen. Seine Mutter ging hinter der Bahre mit dem Toten durch das große Tor; eine schwarze Mantilla verbarg ihr Gesicht. Sie wurde von zwei *guardias* flankiert.

Und immer noch holte ihn niemand.

Er hörte die Autos wegfahren. Das Haus versank in tiefes Schweigen. Die Schatten im seinem Zimmer wurden länger, dann brach die Dämmerung herein.

Und niemand kam.

Es war am nächsten Morgen, als er schließlich hörte, wie sich ein Schlüssel im Schloß drehte. Die Tür wurde aufgestoßen; es war Manuela. Sie trug Trauerkleidung. Ihre Augen waren gerötet, ihr Gesicht kalkweiß. Enrico, ihr Gatte, stand mit ernster, ungeduldiger Miene hinter ihr.

»Mein kleiner Francisco«, murmelte Manuela und bückte sich, um ihn zu umarmen.

»Manuela!« Er klammerte sich an sie. Den ganzen Morgen über war es totenstill im Haus gewesen; die Angestellten waren fort.

»Bist du die ganze Zeit hier drin gewesen?«

Er starrte sie verdutzt an, dann Enrico. Wußten sie es denn nicht?

»Mutter sagte mir, daß du immer noch in deinem Zimmer bist. Armer kleiner Francisco. Du mußt ja solche Angst gehabt haben.«

Ich habe keine Angst gehabt! wollte er ihr entgegenbrüllen. Ich habe dem Teufel den Garaus gemacht!

»Weißt du, was passiert ist?«

Francisco wurde aus ihren Mienen nicht schlau, aber er wußte, daß hier etwas fürchterlich schief gelaufen war. »Wo ist Mutter?«

»Im Gefängnis«, antwortete Manuela. »Vater ist tot. Sie hat ihn umgebracht. Sie hat ihm mit seinem eigenen Stock den Schädel zertrümmert. Die Angestellten haben alles mitangehört. Sie...«

Francisco lauschte verwirrt, als Manuela wiederholte, was Consuela ihr erzählt hatte. Wie Santiago sie geschlagen hatte, wie sie ihm den Stock weggenommen und damit ausgeholt hatte, um sich zu verteidigen...

»Sie glauben, sie hat es getan?«

»Er war ein Ungeheuer. Wenn außer uns nur irgend jemand in Spanien wüßte, was sie all die Jahre hat erdulden -«

»Aber *ich* habe ihn doch umgebracht! Warum haben sie Mutter mitgenommen? *Ich* habe es getan!«

Manuela und Enrico wechselten erstaunte Blicke. »Du warst doch hier in deinem Zimmer eingesperrt«, sagte Manuela langsam und eindringlich, als spräche sie zu einem kleinen Kind.

»Ja, Mutter hat mich eingesperrt!«

»Du könntest doch niemandem ein Haar krümmen«, schnaubte Enrico verächtlich.

»Er kniete neben Mutter. Ich habe es getan!« Er sah in ihre

Gesichter und dabei wurde ihm bewußt, wie lächerlich seine Beteuerungen klingen mußten. Und auf einmal wurde ihm alles klar: Er hörte seine Mutter ein Geständnis ablegen, konnte förmlich die erleichterten Mienen der Polizisten vor sich sehen. Ein ganz eindeutiger Fall - eine Leiche und eine Mörderin, die das Verbrechen gesteht. Warum sich also die Mühe machen, noch weitere Erkundigungen einzuziehen?

Es war so einfach für sie gewesen, ihn zu schützen. Wer würde schon glauben, daß ein Krüppel wie er den Engel der Stiere getötet hatte? Eine schöne Frau hingegen...? Nun, das kam dem Verständnis der Spanier für ein Verbrechen aus Leidenschaft schon näher. Das deckte sich mit dem romantisch verzerrten Bild, das sie sich vom Leben des großen Santiago Rivera gemacht hatten.

»Ich habe ihn umgebracht! Mutter lügt doch nur, um mich zu schützen!«

Manuela sah zu ihrem Gatten hoch. Der zuckte die Achseln. Jedermann wußte, daß der Junge ein Idiot war.

»Du kannst ihr nicht helfen«, sagte Manuela freundlich. »Niemand kann ihr helfen. Sie hat der Polizei alles gestanden. Du kommst jetzt besser mit und bleibst ein paar Tage bei uns.«

»Aber ich habe ihn doch umgebracht!« sagte Francisco noch einmal leise. Doch plötzlich begriff er das ganze Ausmaß des Opfers, das seine Mutter gebracht hatte, und wußte, daß der Geist Santiago Riveras ihn für den Rest seines Lebens verfolgen würde.

5

In dem Raum roch es nach abgestandenem Zigarettenrauch, Büromaterial und alten Kleidern. Zwei Beamte spielten Schach, einige Kollegen sahen ihnen dabei zu. Ein einsamer Polizist saß

über eine alte Remington Schreibmaschine gebeugt und tippte einen Bericht. Der sich langsam drehende Deckenventilator bewegte nur mühsam die schwüle Luft, die so dick wie Sirup war.

Inspektor Raimundo Mendes saß in einer Ecke des schäbigen Dienstzimmers und beäugte die häßliche Kreatur, die vor seinem Schreibtisch auf einem Stuhl hockte. Die Beine des Jungen baumelten in der Luft; ein grotesker Anblick, wie die schlechte Parodie eines Kindes. Kaum zu glauben, daß der Junge schon fünfzehn Jahre alt war; aber die Vorstellung, daß er der Sohn des Engels der Stiere war, erschien ihm noch unbegreiflicher. Mendes hatte freilich vor Jahren entsprechende Gerüchte gehört, war aber der Meinung gewesen, sie seien maßlos übertrieben. Doch hier saß ihm nun der lebende Beweis gegenüber. Erstaunlich.

Der Fall hatte in *ABC, La Vanguardia Espanola* und *La Prensa* Schlagzeilen gemacht und auch die Aufmerksamkeit ausländischer Pressedienste auf sich gezogen. Doch jetzt, da der berühmte Matador tot war, hatten die Journalisten der Tageszeitungen und Illustrierten keine Hemmungen mehr, endlose Mutmaßungen über sein Privatleben anzustellen. Und die Sache wurde noch pikanter, da einige seiner ehemaligen Dienstboten sich entschlossen hatten, ihre persönlichen Erlebnisse im Hause Rivera zu Geld zu machen. Es wurde viel von Gewalttätigkeiten, Tyrannei und heimlichen homosexuellen Affären berichtet. Ein Skandal, wie man ihn seit Jahren nicht mehr erlebt hatte.

Und jetzt versucht dieser merkwürdige Junge, meinen Namen noch einmal auf die Titelseiten zu bringen, dachte Mendes. Er will meine abgeschlossene Untersuchung und die Kompetenz meiner Polizeikollegen in Frage stellen.

»Francisco, nicht wahr?« begann Mendes bewußt freundlich.

»Francisco Avilar Rivera. Ich bin der Sohn von Santiago

Rivera. Ich glaube, Sie halten fälschlicherweise meine Mutter für seine Mörderin.«

»Fälschlicherweise?« Mendes zündete sich eine dünne Zigarre an und klemmte sie zwischen seine verfärbten, unregelmäßigen Zähne. »Obgleich es mir leid tut, muß ich dir sagen, daß deine Mutter die Tat bereits gestanden hat. Du hast mein tiefes Mitgefühl, was die Tragödie betrifft, die über deine Familie hereingebrochen ist, doch von einem Fehler kann nicht die Rede sein.«

»Aber sie hat ihn nicht umgebracht!«

»Sie sagt, sie hat es getan.«

»Sie lügt, um mich zu schützen!«

Mendes gab sich große Mühe, die Beherrschung nicht zu verlieren. Er war nicht der Typ, der gerne im Licht der Öffentlichkeit stand. Er hatte seine Arbeit gewohnheitsmäßig mit der ihm eigenen Sorgfalt erledigt, doch der Mord an Spaniens größtem Stierkämpfer hatte die Stadt Salamanca in einen Medienzirkus verwandelt. Riveras Ehefrau hatte den Mord gestanden, und alles, was er jetzt noch wollte, war, die Akte schließen, damit er sich anderen dringenden, wenn auch nicht so publikumswirksamen Fällen widmen konnte.

Und nun versuchte dieser Zwerg, sich selbst ins Rampenlicht zu schieben, um vielleicht irgendwelche geheimen Bedürfnisse zu befriedigen. Zuerst hatte er diese aufsehenerregende Erklärung vor Fernseh- und Zeitungsreportern abgegeben, die die Stufen vor Salamancas Polizeipräsidium bevölkerten. Dies hatte ihm freilich keinerlei Sympathien seitens der darin beschäftigten Beamten eingebracht, und schon gar nicht die von Mendes.

»Ein Mord, zwei Geständnisse... soviel Glück ist einem Kriminalbeamten nur selten beschert.«

»Ich habe es getan!«

»Und was genau hast du getan? Ihn ins Knie gebissen vielleicht?« Der Beamte an der Schreibmaschine grinste.

»Ich habe ihn getötet! Er hatte sich über meine Mutter gebeugt, und da habe ich ihm mit dem Stock den Schädel zertrümmert!«

»*Si*, *claro«,* seufzte Mendes. Normalerweise hätte ihn die Vorstellung, daß der legendäre Santiago Rivera von einem Krüppel ins Jenseits befördert wurde, aufs Höchste erheitert, doch die ständige Gegenwart der Medien raubte ihm jeglichen Sinn für Humor. Er wollte den leidigen Fall schnellstens vom Schreibtisch haben.

»Du hast dich doch in einem abgesperrten Zimmer befunden«, warf er ein.

»Meine Mutter hat mich hinterher dort eingeschlossen.«

»Das behauptest du.« Er schüttelte den Kopf. »Die Dienstboten sagen, daß dein Zimmer immer abgeschlossen war, wenn dein Vater zu Hause war.«

»An jenem Nachmittag nicht. Meine Mutter muß es vergessen haben.«

»Und falls du den tödlichen Schlag abgegeben hast... und ich glaube nicht eine Sekunde daran, daß du dazu überhaupt fähig bist... wie kommt es dann, daß die Hausangestellten dich nicht über die Terrasse haben rennen sehen?«

»Das weiß ich nicht! Sie hatten sich versteckt, sie hatten alle Angst! Fragen Sie sie doch, wo sie gewesen sind!«

Mendes schüttelte wieder den Kopf und rieb sich die Stirn. »Wie alt bist du?«

»Fünfzehn.«

»Sehr schlau, sehr praktisch. Damit würden dir laut Gesetz härtere Strafmaßnahmen erspart bleiben. Deiner Mutter aber leider nicht.«

»Ich habe noch keine einzige Nacht außerhalb der Villa

verbracht. Ich glaube, meine Mutter befürchtet, daß ich den Aufenthalt in einer Anstalt nicht überleben würde.«

»Aha, anscheinend hat dir jemand die Sachlage ganz genau erklärt. Verstehe.«

»Ich schwöre, daß meine Mutter unschuldig ist.«

»Tut mir leid. Aber allein die Vorstellung, daß du für dieses Verbrechen verantwortlich wärest, ist schlichtweg absurd.«

Francisco hätte dem Polizeibeamten am liebsten sein überhebliches Grinsen aus dem Gesicht geschlagen. Er machte sich über ihn lustig. Wie sein Vater es getan hatte. Wie es alle taten.

»Für mich ist es offensichtlich, daß du lügst, um deine Mutter zu retten. Das ist sehr mutig von dir, junger Mann. Aber ich habe hier ein vollständiges und unterzeichnetes Geständnis vor mir liegen, das mit den bekannten Tatsachen übereinstimmt. Keiner der Hausangestellten sah dich das Schlafzimmer betreten oder verlassen, in dem dein Vater ermordet wurde. Deine Schwester und ihr Ehemann werden bezeugen, daß sie dich in einem anderen Zimmer angetroffen haben, das von außen verriegelt war. Nein. Es gibt keinen Anlaß, die Schuld deiner Mutter anzuzweifeln.« Seine Stimme wurde freundlicher. »Geh nach Hause, Junge, und bete für die Seele deines Vaters.«

»Lieber bete ich für die des Teufels.«

Etwas an der Art und Weise, wie er das sagte, jagte dem Inspektor einen eiskalten Schauer über den Rücken. »Dann bete für die Seele deiner Mutter. Und jetzt geh heim. Dein Vater ist tot. Deine Mutter hat ihn vor seinen Richter geschickt. Hier gibt es nichts mehr für dich zu tun.«

Mendes beobachtete, wie der merkwürdige Junge von seinem Stuhl kletterte. Der Ausdruck in seinem zerknautschten, bizarren Gesicht irritierte ihn. Möglicherweise war er doch zu solch einer Tat fähig, ging es Mendes durch den Kopf. Doch selbst wenn das, was er gesagt hatte, der Wahrheit entsprach - auch wenn das

kaum vorstellbar war -, wer würde so eine Geschichte glauben! Welch eine Ungeheuerlichkeit! Was für ein grausamer Scherz! Aber andererseits, war die Tatsache, daß dieser Francisco der Sohn von *El Angel de los Toros* war, nicht schon an sich ein grausamer Scherz?

Nein, beschloß er, das Andenken von Santiago Rivera hatte bereits genug gelitten. Es war an der Zeit, daß nach dieser letzten Episode endlich der Vorhang fiel. Wenn er weitere Ermittlungen in diesem Fall anordnete, würde er damit nur sein eigenes Urteil in Frage stellen und den Tageszeitungen von Madrid bis Barcelona zu Rekordauflagen verhelfen.

Consuela Rivera hatte den Mord gestanden. Damit war der Fall abgeschlossen.

6

Es war einen Monat nach Santiagos Tod. Enrico und Manuela saßen auf der Veranda der Rancho Pasquales beim Frühstück, Milchkaffee und *churros,* ein Gebäck. Die Sonne stand an einem mattblauen Himmel, und schon zu dieser frühen Morgenstunde brach sich das grelle Sonnenlicht an den weiß getünchten Gebäuden und blendete die Augen.

Als sich Francisco zu ihnen auf die Veranda gesellte, stand Enrico vom Tisch auf und entschuldigte sich. Er habe zu arbeiten, erklärte er.

»Er mag mich nicht«, sagte Francisco. Manuela konnte ihrem Bruder nicht in die Augen sehen. »Es war für uns alle eine schwierige Zeit. Hab ein wenig Geduld mit ihm.«

»Er will, daß ich von hier verschwinde.«

»Nein.«

»Doch, das will er.« Er betrachtete seine Schwester mit einem musternden Blick. Die vergangenen Wochen waren schwer für

sie gewesen. Sie war sehr blaß, und man sah, daß auf ihren Schultern zu viele Bürden lasteten. Sie hatte gerade ein Kind zur Welt gebracht, doch die pralle Rosigkeit der Schwangerschaft war schnell verschwunden, aufgezehrt von den Sorgen über die Haft ihrer Mutter und den Ansprüchen des Neugeborenen. Sie war nur noch ein Schatten ihrer selbst.

Manuela behandelte ihn so liebevoll, wie es Consuela getan hatte, aber Francisco wußte, daß er nicht länger auf der Rancho Pasquales bleiben konnte. Hier fand er nicht die Sicherheit, die die Villa ihm geboten hatte, auch ohne einen Santiago, der ihn dauernd quälte. Die Dienstboten tuschelten hinter seinem Rücken und starrten ihn pausenlos an. Sie wußten alle, wer er war, hatten in den Zeitungen von seinem Geständnis gelesen. Für sie war er so etwas wie eine groteske Berühmtheit. Santiagos Tod hatte ihn herabgewürdigt.

»Ich habe Mutter mein Wort gegeben, daß ich mich um dich kümmere«, sagte Manuela.

»Ja, du hast dein Wort gegeben. Er aber nicht.«

»Er ist mein Mann, kleiner Francisco. Bitte...«

»Hör auf, mich kleiner Francisco zu nennen. Ich bin bald ein Mann.«

Sie nahm einen Schluck von ihrem Kaffee. Aus dem Haus drang das Weinen des Babys. Sie stand auf, um nach ihm zu sehen. Als sie zurückkam, waren ihre Augen rot gerändert.

»Du hast geweint«, sagte er.

»Was erwartest du denn?«

»Ich habe dich gestern abend mit Enrico streiten hören. Es ging um mich, stimmt's?«

Manuela preßte die Hand auf den Mund, um das Schluchzen zurückzuhalten, das ihr in der Kehle brannte. Nach einer Weile sagte sie: »Ich werde dich nie im Stich lassen, Francisco. Selbst wenn ich ihn dafür aufgeben müßte, werde ich zu dir stehen.«

Er legte seine Hand auf die ihre. Sie hat wunderschöne Hände, dachte er. Lange, schmale Finger und rosige, ovale Nägel. Seine Finger waren verkümmerte Stummel. Das Leben haßte ihn. Würde er sich denn nie damit abfinden können?

»Ich liebe dich, Manuela«, wisperte er. Und weil ich dich liebe, dachte er, kann ich dich nicht länger mit meinen Problemen belasten.

Er war jetzt allein. Und das würde von nun an immer so sein. Consuela hatte ihn fünfzehn Jahre vor der Welt beschützt, aber jetzt mußte er hinausgehen und sich dem Leben stellen.

Im Inneren des Gefängnisses führte ein steinernes Tor in einen kleinen, dunklen Innenhof. Den betrat Francisco in Begleitung eines Beamten der *policia armada,* über dessen Schulter eine Maschinenpistole hing. Das schien ihm zunächst eine übertriebene und unnötige Vorsichtsmaßnahme zu sein, wenn er an den Sanftmut seiner Mutter dachte, doch dann fiel ihm ein, daß die anderen Insassen dieses Gefängnisses vermutlich Vorstrafenregister besaßen, die nicht so makellos wie das von Consuela waren.

Am Ende des Korridors schleuste ihn ein anderer Beamter durch das Sicherheitstor und nahm anschließend eine oberflächliche Durchsuchung an ihm vor, wobei einer seiner Kollegen scherzte, daß da eh nicht viel Platz sei, um etwas zu verstecken.

Francisco ignorierte ihn. Der Kerkergeruch stach ihm unangenehm in die Nase, eine Mischung aus altem Schweiß, abgestandener Luft und Urin. Der zweite Wachhabende führte ihn einen schmalen Korridor mit Steinmauern entlang, von dem im Abstand von 5 Metern zu beiden Seiten eiserne Gittertüren abgingen. Das war der Frauentrakt; die meisten der Insassinnen sahen aus wie Zigeunerinnen. Der Beamte blieb stehen und sperrte eine der Türen auf. Francisco betrat die Zelle. Der Beamte blieb draußen im Gang stehen und beobachtete ihn mit

gleichgültiger Miene. Consuela sah alt aus. Ihr Haar hatte seinen Glanz verloren, und ihre Haut war fahl und rissig wie alter Mauerputz. Um die Augen und den Mund hatten sich tiefe Falten eingegraben, die er zuvor noch nie bemerkt hatte. »Mein Junge«, flüsterte sie.

Francisco war den Tränen nahe. Das alles war so ungerecht. Sie hatte nichts getan, womit sie das verdient hätte. Und selbst wenn sie es gewesen wäre, die seinen Vater umgebracht hatte, so verdiente sie es immer noch nicht, in so einem Kerker zu sitzen. Er warf sich in ihre Arme. »Ist schon gut, kleiner Francisco. Nicht weinen.«

»Aber du hast es nicht getan! Sag ihnen, daß du ihn nicht umgebracht hast!«

»Das spielt jetzt keine Rolle mehr.«

»Manuela sagt, daß sie dich laut Gesetz hängen können! Sag ihnen, daß du unschuldig bist. Du bist zu schön, um zu sterben! Sag ihnen die Wahrheit! Sag ihnen, daß ich es war!«

»Niemand ist zu schön für den Tod. Sieh dir Santiago an. Am Ende hat selbst ihn der Tod ereilt. Der Tod läßt sich von Schönheit nicht beeindrucken.«

»Ich begreife das nicht! Warum tust du das? Warum?« Sie wiegte ihn in den Armen wie ein kleines Kind. Er haßte sich dafür, daß er das zuließ. Er hatte das Verbrechen eines Mannes begangen. Er sollte sich benehmen wie ein Mann. Der verächtliche Blick des Wachbeamten brannte auf seinem Rücken.

»Ich habe ihn getötet«, wisperte er. »Ich kann nicht zulassen, daß du die Schuld für mich trägst.«

»Versuch' mich zu verstehen, Francisco. Ich habe ihn geliebt. Er war der wunderbarste Mann, dem ich je begegnet bin. Nach deiner Geburt wurde er zum Teufel, und ich habe aufgehört, ihn zu lieben. Danach habe ich nur noch für dich gelebt. Wenn ich dich jetzt auch noch verliere, bleibt mir nichts mehr, wofür es

sich lohnt, zu leben.«

»Aber du hast es nicht getan!«

»Das ist unwichtig. Finde dich einfach damit ab, mein geliebter Francisco. Die Welt schuldet dir sehr viel, sehr viel mehr als das. Diese Chance steht dir zu. Wenn sie dich fortbrächten und irgendwo einsperrten, wie lange würdest du das überleben? So hast du zumindest noch Manuela.«

O Gott, welch Ironie, dachte er.

Manuela!

Der andere Wachhabende gesellte sich zu seinem Kollegen vor der eisernen Gittertür. Der Junge sah aus wie ein Kind, wie er sich da auf der Pritsche an seine Mutter kuschelte, dachte er.

»Wie alt ist er?« flüsterte er.

»Fünfzehn.«

»Fünfzehn! *Madre de Dios!* Wie ich höre, wird man sie nächste Woche hängen! Welche Hoffnung bleibt diesem kleinen Krüppel da noch im Leben?«

7

Pyrenäen: 1989

Jaca war eine von nur drei großen Städten in den Pyrenäen. Ein langweiliger Ferienort, den jemand einst das Cheltenham der Pyrenäenausläufer genannt hatte. Während des Sommers bevölkerten amerikanische und englische Witwen mit blaugetönten Haaren die Terrasse des Hotel Mur, tranken Milchkaffee und bewunderten die Aussicht auf die Sierra de la Pena. Abends trafen sich die Schwedinnen, die in Jaca eine Sprachenschule besuchten, in den wenigen tristen Discotheken, wo sich auch die jungen Machos der Stadt einfanden.

Auf einem Fußballfeld außerhalb der Stadt am Rio Aragon hatte der *Circo Ruiz* sein Lager aufgeschlagen, ein riesiges, von zwei hohen Masten getragenes Zelt, um das sich die Wohnwagen der Zirkustruppe scharten. Wenn die Sonne hinter den Bergen verschwand, pilgerten die Stadtbewohner scharenweise auf den Festplatz: junge Familien mit ihren Sprößlingen, teils noch im Kinderwagen; lachende, schwarzhaarige Burschen; Gruppen junger Mädchen, die Arm in Arm nebeneinander hergingen. Sie schlenderten um das Zelt herum, bestaunten die Tiere und vergnügten sich für ein paar Peseten an den Schießbuden. Wenn es dann ganz dunkel war, drängten sie ins Zelt.

Der kühle Abendwind trug die Lachsalven des Publikums in die stille Stadt, während im Zirkuszelt ein pinkfarbener Volkswagen mit quäkender Hupe in die Manege raste. Als er auf der anderen Seite ankam, fiel die Tür heraus, und der Motor explodierte knallend in einer mächtigen Rauchwolke.

Die Menge tobte.

Es gab drei Clowns. Der eine, groß mit orangeroter Perücke, trug einen weiten giftgrünen Satinanzug mit großen rosa Punkten. Der zweite, der dumme August, erschien mit Zylinder auf der maisgelben Wuschelperücke und einem Frack, der ihm drei Nummern zu eng war.

Der dritte Clown war ein Zwerg. Er trug zu seinem blauen Anzug eine rote Baskenmütze, wie ein baskischer Polizist, und hatte dazu ein rotes Halstuch umgebunden. Allein die Respektlosigkeit seines Aufzugs löste lautes Gelächter beim Publikum aus. Seine Gesichtszüge waren unter der dicken weißen Schminke und der knallroten Pappnase nicht zu erkennen.

Der Zwerg versetzte dem dummen August einen kräftigen Tritt in den Hintern und wetzte anschließend durch die Manege. Die Kinder johlten vor Vergnügen. Weiter ging es mit

spritzenden Wasserschläuchen und Schlägereien mit langen Holzlatten. Irgendwann rannte der Zwerg mit einem Eimer auf das Publikum zu und schüttete ihn in die erste Zuschauerreihe. Die Leute wichen schreiend zurück, ehe sich ein Konfetti-Regen über sie ergoß.

Danach packte er einen zweiten Eimer und zielte auf den dummen August, der lässig stehenblieb. In Erwartung einer Ladung Konfetti, bedeutete er dem Zwerg, den Eimer ruhig über ihm auszuleeren. Was dieser auch prompt tat.

Der Eimer war randvoll mit Wasser.

Die Kinder tobten vor Vergnügen.

Die Clowns hüpften wieder in den klapprigen Volkswagen und brausten unter begeistertem Applaus und Gejohle der Kinder aus der Manege.

Als Francisco am Manegenausgang aus dem Wagen sprang, war das Grinsen unter seiner Schminke echt. Er hatte gelernt, die Kinder zu lieben - und den Applaus. Da draußen in der Manege konnte er das sein, was von ihm erwartet wurde - eine Witzfigur - und mußte es nicht länger verbergen. Die Leute klatschten begeistert und überschütteten ihn mit Bravorufen. Seit er Salamanca verlassen hatte - vor mehr als vier Jahren -, war der *Circo Ruiz* sein Zuhause. Hier wurde er akzeptiert. Hier war er der Held der Kinder, und nicht das Ziel ihres Spotts.

Die *dueña,* die Direktorin Ruiz, sagte die nächste Attraktion an, die Fliegenden Figaros, die Trapezkünstler. Marquichita und Camino kamen mit federnden Schritten an ihm vorbei in die Manege gelaufen und blieben in der Mitte stehen, um den Applaus der Menge entgegenzunehmen. Francisco stand neben dem Vorhang und hielt die Luft an.

Marquichita...

Sie war ein Traum, die schönste Frau, der er je begegnet war, mit dem Gesicht eines Engels. Als er sie zum ersten Mal gesehen hatte, in ihrem scharlachroten Kostüm, glaubte er, die

Esmeralda des Glöckners von Notre Dame vor sich zu haben. Sie hatte lange, schlanke Beine, ein Kindergesicht - und die Augen einer Sirene.

Ihre Augen! Ihre Augen quälten ihn. Es waren die Augen des Teufels.

An diesem Abend trug sie ein silbernes Trikot und hauchdünne Strumpfhosen mit glitzernden Pailletten. Sie hüpfte mit der geschmeidigen Eleganz einer Katze auf die Strickleiter zu. Als sie zur Plattform emporkletterte, hielt Francisco wie gebannt den Atem an. Diese Frau, das wußte er, würde er nie besitzen können. Seine Liebe war aussichtslos.

Camino sah, daß er sie beobachtete, und lächelte. Camino war genau die Sorte Mann, die er beneidete und verabscheute; groß und kräftig gebaut, mit der Arroganz, die oft mit zu großer Schönheit einhergeht. Er war ihr Partner auf dem Trapez, sein muskulöser Körper das perfekte Gegenstück zu ihrer zierlichen Grazie.

Dann schüttelte er verneinend den Kopf und bewegte dazu den Zeigefinger hin und her, als wäre Francisco ein ungezogener kleiner Jungen. Fall! schrie Francisco in die Stille seines Inneren hinein. Fall und brech dir hier im Staub vor meinen Füßen alle Knochen deines wohlgestalteten, arroganten Körpers! Fall, und ich werde auf deinem Grab tanzen und Possen reißen!

Die Trapeznummer des Paares war ein Ballettakt von atemberaubender, lässiger Grazie. Marquichita und Camino ließen ihr luftiges Drama so mühelos erscheinen, daß man leicht vergaß, daß ein einziger Fehler sie an den Rollstuhl fesseln oder sie das Leben kosten konnte. Mein Vater hätte dies verstanden, dachte Francisco. Der Tanz mit dem Teufel. Ein Nebeneinander von Kunst und plötzlichem, häßlichem Tod.

Das Schattenspiel des Lebens...

Marquichita stand vornübergebeugt auf der Plattform, die Trapezstange mit einer Hand umfassend, bevor sie in den leeren

Raum schwang. Mitten unter der Zirkuskuppel ließ sie die Stange los und wirbelte durch die Luft, 15 Meter über dem mit Sägespänen bestreuten Manegenboden. Die Pailletten auf ihren Strumpfhosen funkelten, ihr rabenschwarzes Haar wehte hinter ihr her wie ein Banner, ein zarter Schmetterling, der über dem angehaltenen Atem der Zuschauermenge schwebte.

Dann, ein dumpfes Klatschen. Camino hatte ihre Handgelenke ergriffen und pflückte sie aus der Dunkelheit. Francisco sah Angst in seinem Gesicht zucken. Um ein Haar hätte er sie verfehlt.

Seine Muskeln spannten sich, spielten auf seinen Schultern, als er sie auf die gegenüberliegende Plattform schwang. Ihre Zehen waren gestreckt, ihre Miene gelassen; keine Sekunde ließ sie ihre Angst erkennen, daß sie beinahe gefallen wäre.

Sollte sie fallen...

Sollte sie einmal fallen, so würde er in die Manege stürzen, um sie aufzufangen, seinen Körper zwischen sie und den Boden werfen, um ihren Sturz abzumildern, selbst wenn es ihn das Leben kosten sollte. Das hatte Francisco bereits entschieden. Dann würde sie endlich wissen, wie sehr er sie liebte.

»Hombre!« ließ sich eine Stimme hinter ihm vernehmen. »Vergiß es!« Es war Ramón.

»Sie ist wunderbar«, flüsterte Francisco.

»Wunderbar?« wiederholte Ramón. »Eine Zigeunerin ist sie, und eine Diebin! Du bist ein hoffnungsloser Romantiker, mein kleiner Freund.«

Der Trapezakt war zu Ende, und Marquichita und Camino kletterten die Strickleiter herab in die Arena. Ehe der Applaus noch verklungen war, bauten die Manegenarbeiter die nächste Nummer auf.

Während Camino zu seinem Wohnwagen stolzierte, um sein Kostüm auszuziehen, wartete Marquichita hinter dem Vorhang,

die Hände in die Hüften gestützt und tief durchatmend. Es war ein kleiner Zirkus, und sie führte nicht nur die Trapeznummer vor, sondern war auch Ramóns Partnerin in seiner Messernummer. Das machte sie schon seit zwei Jahren, nachdem Ramóns Freundin den Zirkus in Madrid verlassen und einen Computerspezialisten geheiratet hatte.

»Sie will sterben«, flüsterte Ramón Francisco zu.

Francisco beobachtete Marquichita, die noch immer so heftig atmete, daß sich ihre Brüste gegen den dünnen Trikotstoff preßten. Er verzehrte sich *so* sehr nach ihr, daß es ihm weh tat, sie nur anzusehen. »Was redest du da?«

»Sie spielt mit ihrem Liebhaber in fünfzehn Meter Höhe Fangen und läßt sich anschließend von mir mit rasierklingenscharfen Messern bewerfen. Sie muß verrückt sein.«

»Sie ist das schönste Geschöpf, das ich je gesehen habe.«

»Hör auf dich zu quälen. Ich wette, Caminos Schwanz ist größer als deiner. Warum tust du dir das an?«

Und dann ging er, stolzierte mit bloßem Oberkörper in die Manege, eine Hand erhoben, um den Applaus des Publikums entgegenzunehmen. Er war knapp zwei Meter groß und seine nackte Haut glänzte im Scheinwerferlicht. Sein Auftritt begann damit, daß er einen zehn Zentimeter langen Nagel mit der bloßen Hand in eine dicke Holzwand schlug und ihn mit den Zähnen wieder herauszog. Anschließend jonglierte er, zuerst mit Bällen, später mit Messern.

Dann kam Marquichita wieder anmutig in die Manege gerannt.

Wie die Trapeznummer, haßte Francisco diesen Teil der Vorstellung ebenso, wie er ihn faszinierte. Marquichita stellte sich mit dem Rücken so vor die dicke, weiß lackierte Holzscheibe, daß ihr Körper sich mit der in roter Farbe aufgemalten Silhouette deckte. Als sie exakt zwischen den

markierten Linien stand, wußte Francisco, daß sie relativ sicher war. Ramón wußte, was er tat.

Doch kaum wirbelte das erste Wurfmesser mit der glitzernden Stahlklinge durch die Arena, schloß er die Augen. Er hörte den dumpfen Aufschlag, mit dem sich das Messer ins Holz bohrte.

Nur eine Zigeunerin, hatte Ramón gesagt. Ja, aber was für eine Zigeunerin! Was für eine Diebin!

»Was glotzt du denn so, Langbein?« Francisco öffnete die Augen. Es war Camino. »Hast du Angst, daß er danebentrifft?«

»Du solltest ihr raten, damit aufzuhören. Ramón kann sich ein anderes Mädchen suchen.«

Camino grinste und meinte spöttisch: »So verdienen wir aber mehr Geld. Außerdem, warum sorgst du dich so um sie, Langbein?«

Francisco antwortete ihm nicht.

»Eigentlich könntest du dich in ein hübsches Kostüm werfen und Ramón als Zielscheibe dienen. Auch jemand, der so treffsicher ist wie Ramón kann einen Knirps wie dich auf diese Entfernung nicht treffen.«

Die Nummer war zu Ende. Ramón und Marquichita verbeugten sich und traten ab. Camino drehte sich um und ging ebenfalls davon.

8

Nachdem die Zuschauer nach Hause gegangen und die Tiere wieder in ihren Käfigen waren, fand sich die gesamte Zirkustruppe an einem langen Tisch vor einem brennenden Lagerfeuer zum Abendessen ein. Es gab *tortillas,* schwarze Oliven, frisches Brot, aufgeschnittene *chorizo*-Wurst mit viel Knoblauch, Omelettes und dazu zwei große Karaffen Rotwein. Einer der Handlanger hatte seine Gitarre mitgebracht und

stimmte einen *cante jondo* an.

Francisco schenkte sich ein Glas Rotwein ein und beobachtete Marquichita.

Sie saß neben Camino am anderen Ende des Tischs. Sie trug jetzt ein knielanges scharlachrotes Kleid, wie eine echte *gitana,* eine Zigeunerin, und das goldene Kruzifix zwischen ihren Brüsten funkelte im gelben Schein des Lagerfeuers. Sie lachte, ein tiefes, kehliges, zufriedenes Lachen, verliebt in die Welt, verliebt in ihren Mann. Francisco versuchte sich vorzustellen, wie es wäre, wenn sie sich an seine Schulter lehnte und über seine Scherze lachte, und er fragte sich, wie ihre Haut sich wohl anfühlen würde.

Er trank sein Glas leer und schenkte es wieder voll.

»Hombre! Iß und hör auf, sie so anzustarren. Bist du verrückt geworden?«

Ramón saß neben ihm und schaufelte einen Berg Omelette und einen Stapel Brotscheiben auf Franciscos Blechteller.

»Ich habe keinen Hunger.«

»Der Mensch muß essen.«

Als der Gitarrenspieler einen *flamenco* anstimmte, klatschten alle in die Hände und sangen mit. Stimmen wurden laut, die Marquichita aufforderten, doch für sie zu tanzen. Nach einer Weile stand sie tatsächlich auf, raffte mit beiden Händen ihre Röcke und begann zu tanzen, den Kopf in den Nacken geworfen, stolz und wunderschön.

Francisco konnte den Blick nicht von ihr abwenden. Ramón machte mit der Zunge schnalzende Geräusche, um sein Mißfallen kundzutun. Es schien, als habe er sich selbst zum Hüter Franciscos ernannt. Sie waren ein seltsames Paar.

Ramón mit seinem kahlrasierten Schädel und dem dichten, gewachsten Schnauzbart war ein Riese von einem Mann. Um seine genaue Herkunft und Vergangenheit rankten sich die

verschiedensten Gerüchte. Er sei ein ETA-Attentäter, der sich vor der Polizei versteckte, hörte man, ein Deserteur der spanischen Fremdenlegion und ehemaliger Haschischschmuggler. Ramón verneinte weder, noch bestätigte er die diversen Vermutungen hinsichtlich seiner Geschichte. Er lebte allein in seinem privaten Wohnwagen und brachte seine Tage hauptsächlich mit dem Schleifen seiner Messer oder mit Wurfübungen zu. Nur selten kam diesem düsteren, verschlossenen Hünen ein Lächeln über die Lippen, der, wenn überhaupt, meist nur mit Francisco sprach.

Er kratzte die Reste seines Omelettes mit einer Scheibe Brot vom Teller. »Irgendwann kriegst du 'ne Menge Ärger, kleiner Freund.«

Die Ironie dieser Bemerkung ließ Francisco lächeln. »Wie sollte ein kleiner Knirps wie ich 'ne Menge Ärger kriegen?«

»Dein Appetit ist größer als du.«

»Dafür kann ich nichts.«

Ramón brummte nur und enthielt sich eines Kommentars.

»Träumen darf ich doch wohl, oder nicht?«

»Probleme fangen immer mit Träumen an. Träume wecken Wünsche, und die führen dazu, gewisse Dinge zu tun. Dummheiten bisweilen.«

Der Gitarrenspieler war müde geworden, und Marquichita hatte sich auf Caminos Schoß fallen lassen. Sie fuhr sich mit den Fingern durchs Haar und flüsterte ihm etwas ins Ohr.

Der Anblick traf Francisco wie ein Messer in die Brust. Ramón hatte recht. Er mußte aufhören, sich zu quälen. »Ich bin müde. Ich glaube, ich gehe schlafen«, sagte er.

Er trank sein Glas aus und ging schweren Schrittes zu seinem Wohnwagen. Lange Zeit lag er im Dunkeln und lauschte den verhallenden Geräuschen der Nacht. Der Wind trug die strengen Gerüche der Tiere zu ihm herüber. Die Löwen waren unruhig, er

hörte sie in ihren Käfigen hin und her trotten, gähnen und knurren.

Er setzte sich auf und spähte durch die Vorhänge. Außer Marquichita und Camino waren inzwischen alle zu Bett gegangen. Sie saßen immer noch beim Feuer, eng umschlungen, flüsternd. Der Schein des Feuers warf rote Schatten über ihre Gesichter.

Francisco zog die Knie bis an die Brust hoch, als wollte er sich gegen den kalten Schmerz dort drinnen schützen. Die Löwen klagten in ihren Käfigen, und er konnte ihren Unmut verstehen. Auch er war in einem Käfig gefangen, ging darin auf und ab, suchte einen Fluchtweg, wußte, daß er für ein anderes Leben bestimmt war.

Er schaute noch einmal zum Feuer hinüber; das Liebespaar war nicht mehr da. In der Ferne sah er etwas Rotes aufleuchten, als Marquichita in Caminos Wohnwagen verschwand. Träumen darf man doch, oder nicht? dachte er. Aber diese Träume werden mich die ganze Nacht wachhalten.

9

Der Zirkus zog weiter nach Westen, Richtung Pamplona. Ruiz hatte die Reiseroute so geplant, daß sie Anfang Juni, nach Beendigung der Fiesta San Fermin, in Pamplona eintrafen. Um diese Zeit war die Stadt war voll von Touristen, doch die waren alle wegen des Weins und der Stiere gekommen und keiner von ihnen interessierte sich für den Zirkus.

Sie befanden sich jetzt nahe der Grenze zum Baskenland, wo sie überall auf die an Häuserwände und Mauern gepinselten separatistischen Parolen der ETA und die verbotenen rotweißgrünen Fahnen der Basken stießen.

Sie trafen am frühen Morgen in Pamplona ein und schlugen ihr Lager drei Kilometer außerhalb der Stadt am Ufer des Ulzama auf. Die Männer der Truppe halfen den vier *giteno*-Handlangern, das große Zelt aufzurichten, schlugen Holzpfähle in den Boden und zogen die riesige, ausgeblichene blaue Zeltplane auf.

Als das Zelt stand, war es bereits Nachmittag, und die meisten zogen sich in ihre Wohnwagen zurück, um Siesta zu halten, bis die größte Hitze vorüber war. Camino jedoch stieg in den Lastwagen des Dompteurs, wie Francisco beobachtete, und fuhr in Richtung Stadt davon. Camino spielte und trank gern, das war allgemein bekannt. Zweimal bereits hatte Ruiz die Trapeznummer kurzfristig aus dem Programm nehmen müssen, weil Camino zu betrunken war, um aufzutreten.

Es war kaum jemand auf dem Platz. Der Seiltänzer trainierte noch, balancierte auf einem Seil, das er zwischen zwei Holzpfosten einen halben Meter über dem Boden aufgespannt hatte, Ramón lief auf den Händen um seinen Wohnwagen herum, um seine Armmuskeln zu trainieren.

Der Wohnwagen, den Marquichita und Camino sich teilten, stand etwas abseits von den anderen. Francisco sah, wie ein Schatten sich darin bewegte, und ehe ihm ganz bewußt wurde, was er tat, steuerte er schon quer über den Platz auf den Wagen zu. Im Laufen drehte er sich kurz um, um sich zu vergewissern, daß ihn niemand beobachtete.

Er hatte keine Ahnung, was er eigentlich dort wollte.

Die Tür stand offen. Marquichita war allein, hatte den Rücken der Tür zugewandt. Sie saß in einem dünnen Unterhemd auf dem Bett und bürstete sich das Haar. Sie war so in diese Beschäftigung vertieft, daß sie Franciscos Anwesenheit nicht bemerkte. Sie summte leise ein Lied vor sich hin, einen *cante jondo,* den er nicht kannte.

Francisco wagte kaum zu atmen. Er wollte nur für immer und

ewig dort stehen und sie betrachten.

Er schloß die Augen, sog den Duft ihres Parfüms ein.

Marquichita...

Plötzlich wurde er am Kragen gepackt und dann flog er auch schon durch die Luft.

Er stieß einen erschreckten Schrei aus, schlug und trat mit Armen und Beinen nach seinem Angreifer. Vergeblich. Wer immer ihn gepackt hatte, war groß und sehr stark.

Ramón!

Ramón trug ihn am ausgestreckten Arm quer über den Platz und hängte ihn dann am Kragen an einem Haken seitlich an seinem Wohnwagen auf. Dort hing die Zielscheibe, wenn er mit seinen Messern trainierte.

Dann beugte er sich herab, bis seine Augen auf gleicher Höhe mit Franciscos waren. Er trug kein Hemd, und seine weiche Haut glänzte wie poliertes Elfenbein. *»Vaya«,* flüsterte er. »Bist du denn total übergeschnappt?«

»Laß mich runter!« zischte Francisco, der sich gedemütigt fühlte und schämte. Er strampelte mit den Beinen, schwang hin und her, um sich aus seiner unglücklichen Lage zu befreien.

»Bleib lieber hängen, dann gerätst du wenigstens nicht in Schwierigkeiten!«

»Ich bring dich um!«

»Hah! So was wie dich verspeise ich zum Frühstück.«

»Laß mich runter!«

»Da ist etwas, das du wissen sollst, kleiner Freund. Es gibt nur drei Gründe, weswegen Männer einen Krieg beginnen - Gott, Habgier... und eine Frau.«

»Kümm're dich um deinen eigenen Dreck!«

»Sonst...?« Ramóns. Gesicht berührte beinahe das seine. Er konnte den Knoblauch in seinem Atem riechen von dem

Omelette, das es zum Abendessen gegeben hatte. Sein Gesicht war breit, übersäht mit kleinen Pockennarben, und die schwarzen Pupillen seiner Augen waren so groß wie die eines Wahnsinnigen. »Hör mir gut zu, kleiner Freund. Du mußt damit aufhören. Ein Mädchen wie die steigt nur mit einem Kerl ins Bett, der groß genug ist, daß er sie gleichzeitig küssen und vögeln kann.«

»Halt dein dreckiges Maul!« Francisco drohte seinem Peiniger mit der Faust.

Ramón stützte die Hände in die Hüften und brüllte: *»Vaya!* Du willst dich mit mir schlagen?«

»Beug dich noch einmal runter, dann reiß ich dir den Kopf ab und scheiß dir in den offenen Hals!«

Ramón schüttelte den Kopf. »Du hast ja einen hübschen Wortschatz für jemanden mit deiner Schulbildung. Und ich dachte, du bist ein *fino,* ein Mann mit Kultur!« Er klang enttäuscht und verletzt. Ramón drehte sich um und schickte sich an zu gehen. »Wo willst du hin?«

»Vom Mittagessen ist noch eine Schüssel Eintopf übrig.«

»Du kannst mich doch nicht hier hängenlassen!«

»Wenn ich dich runterhole, bringe ich mich in Lebensgefahr, dann reißt du mir den Kopf ab und scheißt mir in den Hals. Waren das nicht genau deine Worte?«

»Das werde ich dir nie verzeihen!«

Das Grinsen verschwand aus Ramóns Gesicht. »Es ist nur zu deinem eigenen Wohl.«

»Du bist nicht mein Aufpasser!«

»Irgend jemand muß sich um dich kümmern, kleiner Freund. Ich habe gesehen, wie du sie anstarrst. Und bilde dir bloß nicht ein, daß Camino das gefällt. Im Moment hat er wahrscheinlich noch Mitleid mit dir. Aber Gnade dir Gott, wenn er seine Meinung ändert.«

»Ich brauche kein Mitleid, von niemandem!«

»Ich habe kein Mitleid mit dir, weil du ein Zwerg bist. Du tust mir nur leid, weil dein Hirn vernagelt ist. Sie ist ein Teufel, kleiner Freund. Alle Frauen sind Teufel.«

»Warum tust du mir das an?«

»Weil ich dich mag. Du bist ein netter kleiner Kerl, und ich will nicht, daß man dir weh tut. Camino würde dich zum Spaß in Stücke hacken, und Marquichita würde dabeistehen und die Stücke für ihn zählen. Also, wenn ich dich jetzt runterlasse, versprichst du mir dann, den beiden aus dem Weg zu gehen?«

»Nein!«

»Du bist wirklich ganz schön stur, mein kleiner Freund«, sagte Ramón. Er machte sich auf den Weg zum Küchenwagen und ließ sich die nächsten zwei Stunden nicht mehr blicken.

10

Ramóns stolzester Besitz, abgesehen von seinen Wurfmessern aus Toledo-Stahl, war sein Motorrad, eine uralte BSA. Wenn der Zirkus von einer Stadt zur anderen zog, reiste sie im Zeltwagen mit. Am Tag nach der ersten Vorstellung in Pamplona brachte Ramón den ganzen Vormittag damit zu, die Maschine zu ölen und die Chromteile zu polieren. Als er mit seinem Werk zufrieden war, zog er seine braune Bomberjacke an, setzte sich auf die Maschine und trat den Motor an.

Auf diesen Moment hatte Francisco gewartet. Er rannte zu ihm hin.

Ramón betrachtete ihn mit gerunzelter Stirn. »Was willst du, kleiner Freund?«

»Fährst du in die Stadt?«

»Willst du mitfahren?«

Er nickte und deutete auf den Beiwagen. Francisco kletterte hinein. Er war nicht mehr wütend auf Ramón. Mit seiner sturen Beharrlichkeit hatte er sich etwas bewiesen, und vielleicht auch bei Ramón einen Pluspunkt erzielt.

Sie hatte ihm auch den Mut beschert, an diesem Vormittag etwas zu tun, woran er bis dahin nicht einmal zu denken gewagt hatte.

Ramón setzte Francisco am Paseo Sarasate ab, vor der Kathedrale von San Nicolas. Von dort aus schlenderte er durch die engen, bevölkerten Straßen, bis er zur Plaza del Castillo kam, dem eigentlichen Zentrum von Pamplona. Der Platz war von Geschäften und Hotels umgeben, auf den Gehsteigen standen die Tische und Stühle der StraßenCafés, manchmal sogar auf der Straße selbst. In einem kleinen Laden abseits des großen Platzes fand er, was er gesucht hatte.

Der Ring war nicht der teuerste im Schaufenster des Juweliers, aber auch nicht der billigste. Es war ein schmaler Goldreif mit einem kleinen, aber sehr schön geschliffenen Saphir. Der Stein hat genau die Farbe ihrer Augen, dachte Francisco.

Er sollte 30.000 Peseten kosten; so viel etwa betrug Franciscos gesamte Barschaft. Doch das war es ihm wert, hatte er entschieden.

Der Juwelier gab sich amüsiert. Franciscos Kinn reichte gerade einmal bis zur Ladentheke. »Ist der für deine Freundin?« erkundigte er sich.

»Für eine meiner Freundinnen«, gab Francisco zurück.

Der Juwelier hob die Augenbrauen. »Er ist nicht gerade billig«, meinte er. Sein Tonfall verriet gewisse Zweifel, ob der kleine Kerl sich den Ring überhaupt leisten konnte.

Francisco griff in die Tasche und brachte ein Bündel Geldscheine zum Vorschein, die er auf dem Ladentisch abzählte. Der Juwelier schüttelte schweigend den Kopf und

lächelte ihn nachdenklich an.

Ich bin verrückt, sagte sich Francisco im stillen. Ramón hatte wahrscheinlich recht. Es gab nur drei Gründe, weshalb Männer einander bekriegten.

Gott, Habgier... und eine Frau.

Zurück zum Zirkusplatz nahm ihn ein Lastwagen auf der Ladefläche mit. Er kam gerade noch rechtzeitig an, um sich für die Nachmittagsvorstellung umzuziehen. Doch heute hörte er weder das Lachen der Kinder noch den Applaus der Erwachsenen. Seine Blicke und seine Aufmerksamkeit galten allein dem Mädchen auf dem Trapez; er konnte seine Vorfreude nur mit Mühe im Zaum halten.

Alle Männer waren scharf auf Marquichita, und die hübsche kleine Zigeunerin wußte das genau. So manchen Morgen trieb sie ihr Spiel mit ihnen. Dann holte sie den kleinen Tisch und die Waschschüssel aus ihrem Wohnwagen, stellte beides auf der Wiese vor ihrem Wagen auf und begann mit ihrer Morgentoilette, während die Handlanger und Tierpfleger vor dem Küchenzelt beim Frühstück saßen.

Für diese Vorstellung trug sie nur ein knappes Baumwollhemd. Stets tat sie so, als würde sie die Anwesenheit ihrer Zuschauer nicht bemerken, und seifte sich mit dem Waschlappen zuerst das Gesicht und die Hände ein, dann die Arme und den Hals. Wenn sie in der richtigen Stimmung war, wie an diesem Morgen, nahm sie sich für diese Prozedur fast eine Viertelstunde Zeit. Und wenn der Kaffee in den Tassen der Männer allmählich kalt geworden war, beugte sie sich über die Waschschüssel, schöpfte mit beiden Händen Wasser und spülte sich gründlich die Seife ab, wobei sie darauf achtete, ihren Zuschauern einen kurzen Blick auf ihre Brüste zu gewähren.

Dann schüttete sie das Wasser aus und ging zurück in ihren Wohnwagen. Camino lag ausgestreckt auf dem Bett und lachte.

Draußen standen die Männer widerstrebend vom Tisch auf

und gingen ihrer Wege; der Appetit aufs Frühstück war ihnen ebenso vergangen wie die Lust, sich ihren täglichen Pflichten zu widmen. Ein paar Minuten später verließ Camino den Wohnwagen und stolzierte über die Wiese zum Zelt, um dort den Aufbau des Sicherheitsnetzes für die Morgenvorstellung zu überwachen.

Francisco stand zögernd vor dem Wohnwagen. Er wußte, daß er jetzt nicht mehr zurückkonnte. Sein Entschluß stand fest.

Er wollte gerade klopfen, als die Tür aufging und Marquichita in ihrem glitzernden Kostüm vor ihm auf der Treppe stand. Sie starrte ihn völlig überrascht an.

»Francisco? Was willst du denn?«

Er hatte sich die Worte genau zurechtgelegt und die ganze Nacht über geübt. Doch plötzlich hatte er alles vergessen. Wortlos hielt er ihr das violette Samtkästchen mit dem Ring entgegen.

Marquichita schaute erst ihn an, dann das Kästchen. »Ist das für mich?« sagte sie.

Francisco nickte. Sein Hals war wie zugeschnürt. Würde sie ihn auslachen? Würde sie schreien, ihm die Tür vor der Nase zuschlagen und nach Camino rufen?

Sie tat nichts dergleichen. Statt dessen nahm sie ihm die Schatulle aus der Hand und setzte sich auf die Holzstufen. Sie klappte den Deckel auf, zog den Ring aus der samtenen Halterung, steckte ihn an den Mittelfinger ihrer rechten Hand und hielt sie in die Sonne. Die Farben des geschliffenen Steins tanzten und funkelten.

»Er ist wunderschön«, murmelte sie.

Kein Wort kam über seine Lippen.

Sie neigte den Kopf zur Seite. *»Virgen mia!* Heißt das, daß du mich liebst, kleiner Francisco?«

Er konnte nur mit dem Kopf nicken. Wie eine verdammte

Holzpuppe! verfluchte er sich.

Sie zog den Ring wieder vom Finger und steckte ihn zurück in das Kästchen. »Du mußt jetzt gehen«, sagte sie. »Camino wird es nicht gefallen, wenn er dich hier findet, und... das da sieht.« Sie beugte sich vor und drückte ihm einen Kuß auf die Stirn. »Du bist schon ein ulkiger kleiner Kerl.«

Ihm war zum Heulen zumute. Nein, so nicht! Ich will nicht, daß du Mitleid mit mir hast! Ehe sie noch aufstehen konnte, packte er sie an den Schultern und küßte sie auf die Lippen, mit aller Kraft, zu der er fähig war. Dann rannte er um sein Leben, an den Wohnwagen und Zelten vorbei, die Augen blind vor Tränen.

11

An diesem Abend brauchte Camino zu lange, um sich für die Trapeznummer anzuziehen, deshalb mußte Ramón seine Nummer vorziehen. Lässig schritt er in die Manege, nachdem Francisco und die anderen Clowns ihre Vorstellung beendet hatten. Die Muskeln seines nackten, eingeölten Oberkörpers spielten im Rhythmus seiner Bewegungen, als er beim Jonglieren die vier blitzenden, rasierklingenscharfen Messer durch die Luft wirbelte.

Anschließend ging ein anerkennendes Raunen durch die Zuschauermenge, als Marquichita leichtfüßig in die Manege gehüpft kam, langbeinig und aufregend schön in ihrem glitzernden Kostüm. Die rechte Hand erhoben, nahm sie den Applaus entgegen und stellte sich dann vor die Zielscheibe, während Ramón aus der Vorbereitung seiner Messer eine Schau machte.

Francisco lehnte mit offenem Mund an einem der Strohballen, die zum Schutz des Publikums aufgestellt worden waren.

Ramón sah ihn und ging zu ihm hin, prüfend die Schneide eines Wurfmessers über seine harte Handfläche ziehend. Er beugte sich vor und flüsterte Francisco ins Ohr: »Ich kann ihr dieses Messer durch ihr erbärmliches kleines Herz jagen, wenn du willst.«

Francisco sog erschrocken die Luft ein, dann sah er, daß Ramón grinste. Er rannte aus der Manege, und die Menge lachte, in der Annahme, dieses kurze Zwischenspiel sei Teil der Vorstellung.

Am Ende ihrer Nummer lief Marquichita dicht an Francisco vorbei, ohne ihn eines einzigen Blickes zu würdigen. Camino wartete auf sie, eine eindrucksvolle Erscheinung in seinem Trapezkostüm. Sie warf sich in seine Arme und ließ sich lachend von ihm herumschwenken.

Zum ersten Mal in den fünf Jahren, die er nun beim Zirkus war, hatte Francisco das Gefühl, nicht mehr dazuzugehören. Er verachtete sich für das, was aus ihm geworden war, innerhalb und außerhalb der Manege.

Ein Clown.

Sie verließen Pamplona und folgten dem braunen Rio Arga durch die baskischen Dörfer Anchoriz, Larrasoana, Urdaniz und Zubiri. Die Häuser entlang ihrer Route waren im baskischen Stil gebaut, mit rotbraunen Türen und Fensterläden, tief herabgezogenen orangefarbenen Ziegeldächern und überquellenden Blumenkästen vor den Fenstern und Baikonen. Doch alle spürten die Einsamkeit der Berge und wirkten irgendwie bedrückt und traurig. Vor ihnen erhoben sich die zerklüfteten Gipfel der Pyrenäen, Wildpferde preschten über die Wiesen, und Kühe mit bimmelnden Glocken um den Hals standen mitten auf der Straße, starrten sie mit ihren großen Augen an und rührten sich nicht von der Stelle.

Im Zickzack führte ihr Weg sie zum Alto Erro, über pinienbewaldete Hügelketten ins Valle de Arce, den großen

Erdgraben, der durch das Gebirge bis in die Ebenen von Frankreich verläuft. Sie erreichten Burquete. Der Wind hier war kühler, die Täler tief und dicht bewaldet. Die Stadt war voll von Besuchern, die aus den Städten der Ebene kamen, überwiegend Basken, die im Irati fischen und der sommerlichen Hitze und dem Smog in Bilbao und San Sebastian entfliehen wollten.

Seit sie durch die Berge reisten, wurde Francisco von düsteren Vorahnungen heimgesucht. Er wurde dieses Gefühl, daß irgendeine Gefahr drohte, einfach nicht los. Nach Sonnenuntergang zogen dichte Nebel durch die dunklen Pyrenäentäler, und das einzige Geräusch, das man dann noch vernahm, war das Rauschen der Stromschnellen in den tiefergelegenen Wäldern.

Während der napoleonischen Kriege war es in dieser Gegend täglich zu Desertationen gekommen, hatte Francisco gelesen, weil die Soldaten den alles durchdringenden Nebel nicht mehr ertragen und die Nerven verloren hatten.

Reiß dich zusammen, ermahnte er sich. Es ist alles nur Einbildung...

Der Nachmittag war angenehm warm. Francisco saß auf den Stufen vor seinem Wohnwagen und schaute den Handlangern bei der mühevollen Arbeit des Zeltaufbaus zu. Ihre Körper glänzten vorn Schweiß.

Normalerweise stellte Ramón der Truppe seine enormen Körperkräfte beim Aufrichten des Zeltes zur Verfügung, doch heute hatte er nur sein Motorrad ausgeladen und war ohne eine Erklärung in die Stadt abgebraust. Die anderen Clowns schnarchten in ihren Betten. Jeder, der nicht arbeiten mußte, hielt um diese Zeit seine *siesta.*

Francisco sah Marquichita aus ihrem Wohnwagen huschen, heimlich und verstohlen. Für einen atemlosen Augenblick hoffte er, sie würde nach ihm Ausschau halten. Aber dann rannte sie an den geparkten Anhängern vorbei den Pfad hinauf nach

Roncesvalles.

Francisco stand auf und ging über den Platz.

Er warf einen Blick in ihren Wohnwagen. Camino lag auf dem Bett und schlief, das Hemd weit offen. Auch er schnarchte.

Wo konnte Marquichita nur hingerannt sein, so verängstigt wie sie aussah? überlegte Francisco und folgte ihr dann spontan. Er konnte sie den Hügel hinauflaufen sehen, mit einer Hand den Saum ihres Kleides hochhaltend. Ihre schwarze Haarpracht hüpfte auf ihren Schultern auf und nieder.

Es war nur ein kurzer Aufstieg von der Stadt zu dem düsteren Kloster von Roncesvalles, doch Marquichita rannte flink wie ein Wiesel, und als Francisco den Hügelkamm erreichte, schnaufte er heftig.

Er blieb stehen, um Atem zu holen. Unterhalb des Klosters erstreckte sich eine Wiese, gleich neben der Straße, die zur Grenze und nach Saint-Jean-Piedde-Port führte. Im Schatten einer Buche sah er eine BSA stehen. Daneben saß Ramón, den Rücken an den Baumstamm gelehnt, und kaute auf einem trockenen Halm. Die braune Bomberjacke lag neben ihm im Gras.

Francisco sank in die Hocke. »Oh, nein«, hörte er sich laut aufstöhnen. »Oh, nein, nein, nur das nicht!«

Aber - hatte Ramón ihn nicht gewarnt?

Ramón nahm Marquichita bei der Hand, und zusammen rannten sie in die Wiese hinein. Francisco sah noch, wie Marquichita sich die Kleider abstreifte und Ramón seine Lederjacke ausbreitete, dann verschwanden die beiden im wogenden Gras.

Francisco rannte den Hügel hinab, rannte und rannte, bis er schließlich auf die Knie fiel und sich bis zur Erschöpfung erbrach.

12

»Was schaust du denn so?«

Camino hatte schlechte Laune. Er und Marquichita hatten sich gestritten, das war offensichtlich. Sie trank zuviel und plauderte fröhlich mit jedermann am Tisch, wobei sie Camino nicht beachtete, was ihn nur noch mehr auf die Palme brachte.

Francisco schob seinen Teller zurück. Er hatte keinen Hunger. Statt dessen stand ihm dauernd das Bild vor Augen, wie Marquichita die Arme und Beine um Ramóns großen, kräftigen Körper schlang. Er fühlte sich irgendwie verraten, obgleich er wußte, daß das verrückt war.

»Ich hab' dich gefragt, warum du so schaust!« Francisco zuckte mit den Schultern und schenkte sich noch ein Glas *haitza* ein, den starken, blutroten baskischen Wein. Zum ersten Mal empfand er so etwas wie Mitleid mit Camino, der in seinem Wohnwagen schnarchte, während Marquichita sich mit Ramón vergnügte. Wahrscheinlich hatten sie sich deshalb gestritten; anscheinend hatte Camino Verdacht geschöpft. Wie auch immer, jedenfalls hatte er sich geweigert, mit ihr in der Abendvorstellung aufzutreten.

»Ich frage dich noch einmal, warum du so schaust. Antworte mir, Langbein.«

»Hör auf, mich so zu nennen«, knurrte Francisco.

»Dann verrat' mir, warum du Marquichita so anstarrst.«

»Ich hab' sie nicht angestarrt.«

»Seit du dich an den Tisch gesetzt hast, glotzt du sie an wie ein Fisch.«

»Laß ihn in Ruhe«, sagte Marquichita und legte Camino beruhigend eine Hand auf den Arm. Er schubste sie weg. Die anderen am Tisch, die den Ärger kommen sahen, verfielen in Schweigen.

»Vaya, Langbein, erzähl uns doch mal, was in deinem Kopf so vor sich geht. Bist du in Marquichita verliebt?« Francisco starrte in sein Glas. Gott, Habgier... eine Frau. »Was glaubst du denn, Marquichita, ist er in dich verliebt? Wird er dich heute abend in seinen Wohnwagen tragen? Nein, ich glaube, das wird nichts. Du mußt ihn tragen.«

»Halt den Mund, Camino!« Das war Ruiz, der *dueno.* Camino beachtete ihn nicht. Er packte Marquichita an den Haaren und drehte ihr Gesicht zu Francisco herum. »Was glaubst du? Könntest du ihn auch lieben, kleine Marquichita? So einen großen, gutaussehenden Mann wie ihn, wie könntest du dem widerstehen?«

Francisco starrte sie an, wartete auf ein Zeichen, daß sie ihn nicht verraten würde. Caminos Augen waren rot vor Zorn. Er wußte, daß Marquichita ihn mit jemandem betrogen hatte. Aber offenbar wußte er nicht mit wem. Francisco war ein leichtes Ziel für seine Wut.

»Vielleicht möchtest du deinen Ring zurückhaben?« sagte Camino. Er holte die kleine Schatulle aus der Tasche und ließ sie mit der rechten Hand aufschnappen. Der Saphir darin funkelte in seinem Samtbett.

Francisco spürte jetzt die Blicke aller auf sich ruhen.

»So ein hübscher kleiner Ring. Findest du nicht auch, Marquichita? Stell dir nur die Hochzeit vor. Die Braut schreitet durch die Kirchenbänke mit dem Bräutigam auf den Schultern, damit ihn auch jeder sehen kann.«

Francisco sah Marquichita an. Sie hatte ihn verraten, hatte Camino alles erzählt.

»Sei still«, fauchte er seinen Peiniger an.

»Du bist wirklich ein richtiger Clown«, sagte Camino.

»Das reicht jetzt«, warnte ihn Ruiz.

»Wirst du Klein-Franciscos Ring tragen, meine Marquichita?«

Er nahm ihn aus der Schachtel und ließ ihn in seinen Teller mit Eintopf fallen. »Ach, so ein Pech! Jetzt ist er weg. Aber vielleicht ist Francisco ja so mutig und taucht danach. Obwohl das gefährlich für ihn werden könnte. Der Teller ist tief, er könnte darin ertrinken. Kannst du schwimmen, Langbein?«

Francisco hechtete über den Tisch und versuchte, Camino am Hals zu packen. Doch Camino reagierte blitzschnell. Er sprang seitlich von seinem Hocker, und Francisco fiel vor seinen Füßen in den Schmutz, zwischen die Teller und den verschütteten Wein.

Marquichita schrie auf.

Francisco rappelte sich hoch und ging noch einmal auf Camino los, der ihn jedoch mühelos am Kragen packte und ihn auf Armlänge von sich weghielt.

»Na los!« rief Camino. »Schlag mich doch! Kämpf für die Frau, die du liebst, Langbein! Zeig ihr, was für ein Held du bist!«

Francisco versuchte es. Abgesehen von seiner Gestalt war Francisco so stark wie die jungen Bullen, die sein Vater auf der *rancho* in Salamanca gezüchtet hatte. Wenn er nur einen einzigen Schlag landen könnte...

Und dann fing Marquichita an zu lachen.

Francisco hörte auf, sich zu wehren.

Lieber Gott, laß mich sterben, dachte er. Laß Camino mich totschlagen oder mir sein Messer ins Herz jagen, aber laß nicht zu, daß sie mich auslacht! Sie soll nicht über mich lachen!

Da tauchte plötzlich Ramón auf. »Was ist hier los?« wollte er wissen.

Ruiz biß auf die dünne Zigarre, die zwischen seinen Zähnen klemmte. Er sah jetzt größeren Ärger kommen und versuchte, sich zwischen Camino und Ramón zu stellen. Ramón schob ihn achtlos zur Seite.

»Laß ihn runter, Camino.«

»Kümm're dich um deinen eigenen Dreck«, fauchte Camino, der jetzt nicht mehr lachte. Er sah aus, als hätte er Angst.

Ramón schaute Camino an und dann Marquichita. Das Zigeunermädchen wich seinem Blick aus. »Ihr streitet euch doch nicht etwa wegen dieses kleinen Flittchens?«

Camino wußte, daß er diese Herausforderung nicht unbeantwortet hinnehmen konnte. Er stieß Francisco beiseite und ging auf den größeren Mann los. Ramón, der den Angriff erwartet hatte, lachte und fing ihn ohne Schwierigkeiten ab. Er nutzte den Schwung von Caminos Sprung geschickt aus, wirbelte auf einem Bein herum und warf den anderen zu Boden.

Camino rollte sich herum, um wieder auf die Beine zu kommen. Aber Ramón war bereits über ihm. Zwei gezielte Schläge, und Camino drehte sich zweimal um die eigene Achse, dann fiel er vor Schmerzen stöhnend wieder zu Boden.

»Vor jemandem, der genauso groß ist wie du, den Helden zu spielen, ist gar nicht so einfach, hab ich recht, Camino?«

Camino stand auf und setzte wieder zum Angriff an. Ramón wehrte ihn ab, taumelte dann zurück und schrie vor Schmerz und Überraschung auf.

Camino hatte ein Messer in seiner linken Hand.

Ramón hatte es erst im letzten Augenblick bemerkt und den beabsichtigten Stoß mit der Hand abgewehrt. Das Blut schoß ihm aus der Handfläche und tropfte von seinen Fingern.

Camino tänzelte um ihn herum, kam wieder näher.

Francisco duckte sich und versetzte ihm von der Seite her einen Schlag, der ihn zu Boden warf. Im Fallen riß er das Messer hoch und zielte damit auf Francisco, doch ehe er noch zustechen konnte, war Ramón schon auf ihm, hatte ihn mit der einen Hand am Handgelenk und der anderen am Ellbogen gepackt und bog ihm den Arm nach hinten. Camino trat hilflos

mit den Beinen in die Luft. »Aufhören!« brüllte eine andere Stimme. Ruiz stand vor ihnen, ein Gewehr im Anschlag. »Das reicht jetzt!« sagte er leise.

Dem *dueno* stand der Schweiß auf der Stirn. Er sah, wie der ganze Zirkus vor seinen Augen auseinanderfiel. Gott allein wußte, wie er dieses Chaos in den Griff bekommen sollte. Noch ein paar Minuten, und er hätte seinen besten Clown, seinen Messerwerfer und seinen Trapezkünstler verloren. Was wäre ihm dann noch geblieben? Drei Löwen und ein verdammter Elefant. Sicherlich, man mußte Weibsbilder in der Show haben, aber *Madre de Dios!* manchmal fragte er sich, ob es das alles wert war.

Das Messer lag im Sand. Ruiz kickte es mit dem Fuß unter einen der Wohnwagen.

Ramón rappelte sich hoch. Dann zerrte er Francisco von Camino herunter und machte ein paar Schritte zurück. Camino stöhnte, hielt sich den Ellbogen. »Mein Arm...«

Ruiz sah ehrlich besorgt aus. »Könnt ihr morgen abend auftreten?«

»Er hat mich geschnitten«, knurrte Ramón. »Ich hätte ihm nichts getan, wenn er nicht das Messer rausgezogen hätte.«

Ruiz zielte mit dem Gewehr auf Ramóns Bauch. »Wir sollten jetzt alle ins Bett gehen und morgen früh ganz ruhig über alles reden.«

»Nein, ich finde, wir sollten die Sache jetzt gleich regeln«, widersprach Ramón. »Wenn Camino mit Messern spielen will, hat er sich den falschen Mann ausgesucht.«

»Wenn sich irgendeiner von euch bewegt, schieße ich ihm ein Loch in den Bauch. Das ist mein blutiger Ernst!« rief Ruiz und hoffte im stillen, sie würden es nicht darauf ankommen lassen. Es war nur ein Bluff gewesen. Er hatte nicht vor, irgend jemandem ein Loch in den Bauch zu schießen.

Ramón spuckte verachtungsvoll aus und stapfte zurück zu seinem Wagen.

»Ich glaube, er hat mir den Arm gebrochen«, jammerte Camino.

Francisco stand immer noch über ihm.

»Geh ins Bett«, sagte Ruiz zu ihm.

Francisco verdrückte sich in den Schatten. Er wollte niemanden sehen. In seinem Herzen loderte ein Feuer.

»Es tut mir leid«, wisperte Marquichita.

»Du hast mich ausgelacht«, sagte er. »Das werde ich dir nie verzeihen.«

13

Ruiz glaubte, einen Alptraum zu haben. Er hörte einen Elefanten trompeten und das von Panik erfüllte Brüllen der Löwen. Diesen Traum hatte er schon viele Male zuvor geträumt, eine dunkle Erinnerung an das Feuer, das im Zirkus seines Vaters gewütet hatte, als er noch ein Kind war. Die Bilder beschworen wieder den gräßlichen Leichengeruch der toten Tiere herauf und den Anblick des verkohlten Skeletts von Conchita, einer Elefantendame, die für ihn damals so etwas wie ein großes Schmusetier geworden war. In seinem Traum sah er, wie sein Vater sich auf den Boden warf und wie ein Kind um seinen zerstörten Zirkus weinte.

Ruiz schlug blinzelnd die Augen auf. Die Schreie verstummten nicht. Und da wurde ihm mit einem Schlag klar, daß der Rauchgeruch, der ihm in der Nase brannte, ebenfalls keine Illusion war. Er war echt.

Madre de Dios!

Es brannte!

Er sprang in Unterhosen aus dem Bett und brüllte lauthals Anweisungen, noch ehe seine Füße den Boden berührten. Im Laufen schickte er ein Stoßgebet gen Himmel.

Laß mich noch rechtzeitig zur Stelle sein. *Laß mich noch rechtzeitig zur Stelle sein!*

Über einem Teil des Lagers leuchtete ein orangeroter Lichtschein, der aussah wie ein künstlicher Sonnenuntergang. Zu seiner großen Erleichterung stellte er fest, daß dies nicht die Seite des Lagers war, wo das Zelt und die Waggons mit den Tieren standen. Er war beinahe dankbar, als er sah, daß nur einer der Wohnwagen in Flammen stand.

Ramón und Francisco waren bereits an der Brandstelle, doch das Feuer war zu heiß, um sich ihm auf mehr als zwanzig Meter zu nähern. Gelbe Flammen züngelten aus den Fenstern des Wohnwagens, und schwarze Rauchschwaden stiegen pilzförmig in den nächtlichen Himmel. Die Metallwände begannen bereits zu schmelzen.

»Wo sind sie?« rief Ruiz und fürchtete die Antwort.

»Immer noch im Wagen«, sagte Francisco.

Ruiz bekreuzigte sich und flüsterte leise ein Gebet. Er glaubte gesehen zu haben, wie sich ein Schatten durch die Feuerhölle kämpfte, und hoffte, daß es Einbildung gewesen war. Was für ein grausamer Tod.

»Quel barbaridad!« murmelte Ruiz. Für ein paar Minuten war er wie gelähmt vor Entsetzen.

»Wir sollten eine Eimerkette organisieren«, schlug Francisco vor.

»Dafür ist es zu spät«, erklärte ihm Ramón. Hatte da eine Spur von Befriedigung in seiner Stimme mitgeschwungen? Aber Ruiz wußte, daß er recht hatte.

Zum Glück hatte Camino seinen Wohnwagen wie immer ein wenig abseits von den anderen geparkt, sonst wäre das ganze

Lager in Flammen aufgegangen. Doch die Gefahr war noch nicht gebannt, solange sie nicht die anderen Anhänger mit Wasser besprengt hatten, und auch das Stroh in den Tierkäfigen, damit umherfliegende Funken den Brand nicht ausbreiten konnten. Er ließ Ramón und Francisco stehen und rannte davon, um die Rettung des Zeltes, der Tiere und der Wohnwagen zu organisieren.

Am Morgen ging ein kühler Nieselregen über dem qualmenden Gerippe des Wohnwagens nieder. Francisco saß auf den Stufen vor seinem Wagen und beobachtete die baskische Polizei mit ihren roten Hüten dabei, wie sie in den verkohlten Überresten herumstocherten. Niemand sprach an diesem Morgen, niemand war zum Küchenzelt gekommen und hatte sein Frühstück verlangt. Selbst die Tiere waren still.

Der Geruch von verbranntem Fleisch hing in der Luft, doch Francisco hatte nicht gesehen, daß man eine Leiche aus der Asche geholt hatte. Vielleicht war nichts mehr von ihnen übrig, das man hätte bergen können.

Die Abendvorstellung war abgesagt worden, und keiner wußte, wie es weitergehen würde. Ruiz hatte sich in seinem Wohnwagen eingeschlossen.

Francisco ging zu Ramóns Wagen hinüber und klopfte an die Tür.

»Wer ist da?«

»Ich. Francisco.«

Die Tür ging auf. Ramón zog ihn herein und knallte sie hinter ihm gleich wieder zu.

Ramón hatte seine braune Fliegerjacke an. Die trug er nur, wenn er sein altes Motorrad fuhr. »Du fährst weg?« fragte Francisco.

»Claro«, meinte Ramón. »Wie du siehst.« Er hatte gepackt. Alles, was er besaß, paßte in einen alten, verbeulten braunen

Pappkoffer; ein paar Kleidungsstücke, die ausgeblichenen Glitzerhosen, die er bei seinem Auftritt trug, die Teakholzschachtel mit seinen Wurfmessern. »Wo willst du hin?«

»Weiß ich nicht. Erst einmal weg von hier.«

»Aber weshalb denn?«

»Weshalb? Weshalb? Bist du blöde?«

»Es war ein Unfall.«

»Ja? War es das? Erzähl das mal der *policia.* Haben sie dir schon Fragen gestellt?«

Francisco schüttelte verwirrt den Kopf. »Nun, jedenfalls haben sie schon überall herumgeschnüffelt«, brummte Ramón. »Sie vermuten, daß jemand den Wagen absichtlich angezündet hat.«

Sie sahen einander an. Keiner von ihnen war in der Lage, die nächste Frage zu stellen.

»Denk darüber nach, kleiner Freund. Alle waren dabei, als wir uns gestern abend mit Messern bekämpft haben.

Und am nächsten Morgen ist von Camino und Marquichita nur noch ein Haufen Asche übrig. Stell dir vor, du wärst Polizist in diesem Kaff und hofftest auf eine Beförderung. Was würdest du denken?«

»Ist das dein Ernst?«

»Wenn es um meinen Kopf geht, mache ich keine Scherze. Hast du Ruiz heute morgen schon gesehen?«

Francisco schüttelte den Kopf.

»Dann sage ich dir, warum du ihn noch nicht gesehen hast. Die haben ihn zusammen mit dem örtlichen Polizeichef in ein Zimmer gesperrt, und jetzt erzählt er ihnen haarklein, was sich gestern abend hier abgespielt hat. So, und jetzt kannst du eine Münze werfen, wer von uns beiden dafür am Galgen baumeln wird.«

Er knallte den Kofferdeckel zu.

»Wenn du wegläufst, dann werden sie dich suchen. Das käme einem Geständnis gleich.«

»Bis dahin bin ich längst über die Grenze und in Frankreich. Ein Mann kann noch so schuldig sein, aber wenn sie ihn nicht kriegen, ist das scheißegal.«

»Sie werden dich wegfahren sehen.«

»Nein, werden sie nicht. Gestern nacht, als alle auf das Feuer zeigten und in Ohnmacht fielen wie alte Weiber, habe ich mein Motorrad den Hügel hinauf zur Straße geschoben. Ich verdrücke mich klammheimlich, nehme den Seitenweg, und keiner wird merken, daß ich weg bin. Heute ist Feiertag, *Fiesta de Santiago.* Bis zur Grenze sind es keine zehn Kilometer, und die Zöllner werden ohnehin alle sturzbetrunken sein.« Er hievte den Koffer vom Bett. »So, was ist? Kommst du mit?«

»Mit dir?«

»Irgend jemand wird dafür hängen. Und wenn sie mich nicht kriegen, werden sie auch mit dir Vorlieb nehmen.«

Francisco ging das alles viel zu schnell. Den Zirkus aufgeben? Spanien verlassen? »Und was machen wir dann?«

Ramón hob seine massiven Schultern. »Ich werde Präsident von Frankreich und du ein Basketball-Star. Wer weiß schon, was wir morgen tun? Was spielt das auch für eine Rolle? Würdest du lieber hierbleiben und wegen Camino am Galgen baumeln wollen?«

Sie hatten die Grenze bestimmt ein dutzendmal überquert, waren an Betonpfeilern vorbeigekommen, die auf der einen Seite mit »E« und auf der anderen mit »F« markiert waren. Auf den Straßen drängten sich in Kombis oder kleinen Seats französische und spanische Baskenfamilien, die ins Grüne fuhren. Schließlich kamen sie an eine Grenzstation. Die

Beamten waren, wie Ramón vorhergesagt hatte, *en fiesta,* und niemand wollte sich von seiner Weinflasche trennen, um ihre Ausweise zu kontrollieren. Ramón und Francisco wurden durchgewunken, und als sie davonröhrten, folgte ihnen lautes Gelächter aus dem Wachhäuschen. »Gott schütze Santiago«, grinste Ramón. Sie waren in Frankreich und so frei wie die Vögel am Himmel.

TEIL III

1

Paris: 1989

Franciscos Liebesgeschichte mit Angel begann gleich neben dem Centre Beaubourg.

Das Beaubourg. Offiziell das *Centre Pompidou,* das Werk des früheren französischen Präsidenten, Georges Pompidou, und heute das kulturelle Herz der Hauptstadt. Es beherbergt eine Bibliothek, ein Kongreßzentrum, ein Kino und ein Kunstmuseum mit einer ständigen Ausstellung der Werke von Picasso, Klee und Bonnard.

Von außen betrachtet sieht es eher aus wie eine bunt angemalte Ölraffinerie.

Das Beaubourg wurdet von einem Engländer konzipiert. Alle notwendigen Leitungs- und Versorgungsrohre, die in kunterbunten Regenbogenfarben lackiert sind, befinden sich an der Außenseite des Gebäudes, in trauter Eintracht mit rostigen Stahlträgern und Gerüsten, die an den Mauern kleben, als habe man den Bau wegen Geldmangels vorübergehend einstellen müssen.

Die meisten Pariser verabscheuen dieses Bauwerk, während gerade dessen Widersprüchlichkeit die Touristen in Scharen anzieht. Auf dem Platz vor dem Beaubourg tummeln sich alle Arten von Straßenkünstlern; Pantomimen, Musiker, Clowns und Feuerschlucker wetteifern um die Aufmerksamkeit der Besucher, in der Hoffnung auf eine kleine Geldspende.

An diesem Tag scharte sich eine große Menge um zwei dieser Straßenkünstler. Der eine war ein Schrank von einem Mann,

nackt bis zum Hosenbund, der mit seinem kahlgeschorenen Schädel und dem struppigen schwarzen Schnauzbart wie ein Mongolenkrieger aussah. Der andere war ein Zwerg mit einem Zylinder auf dem Kopf, einem schwarzen Frack und kunterbunter Weste. Es war eine sehr gekonnte Vorstellung, die die beiden boten. Sie begann mit einer Akrobatennummer und ging anschließend in eine Clownnummer über, die hauptsächlich von der mitreißenden Komik des Zwergs und der unglaublichen Kraft des Riesen lebte. Erst lachten sich die Leute über den kleinen Mann schier kaputt, um im nächsten Moment gespannt die Luft anzuhalten, als der Riese auf dem Rücken lag und seinen Freund auf den Fersen balancierte, ihn in die Luft schleuderte und mit einer Hand auffing.

Am Ende der Vorstellung hob Ramón Francisco auf die Schultern und trug ihn durch die Zuschauermenge, damit er mit seinem Zylinder die Münzen und Scheine einsammelte. Als der letzte Tourist davongeschlendert war, breitete Francisco ihre Einnahmen auf dem Gehweg aus und zählte sie.

»Wieviel?«

»Einhundertdreiundvierzig Francs«, berichtete Francisco.

»Soviel haben wir noch nie gemacht! Wenn wir im August zur Hauptreisezeit hier gewesen wären, hätten wir jeden Abend im Maxim's speisen können!«

Sie setzten sich auf den Brunnenrand, um sich auszuruhen. Immer mehr Touristen strömten aus dem Beaubourg, um die grellbunten Avantgarde-Skulpturen auf dem Brunnen zu bestaunen, einige verwirrt, andere amüsiert. Zwei junge Tramper mit der schwedischen Flagge auf dem Rucksack schlenderten Arm in Arm an ihnen vorbei. Das Mädchen hatte eine satte Bräune und Haare, die nicht mehr blond, sondern schon fast weiß waren.

»Das wäre eine Frau für dich«, meinte Ramón anerkennend. »Schau sie dir an! *Madre de Dios!* Beine bis zum Himmel. Die

sind länger als du groß bist.« Ihm kam da ein Gedanke, und er fing an zu lachen.

»Was ist daran so komisch?«

»Ich habe mir gerade überlegt, daß es mitunter ganz praktisch sein kann, wenn man so klein ist wie du. Wenn du eine Frau küßt, die steht, kommst du direkt zur Sache.«

»Frauen wollen mich nicht küssen, weder im Liegen noch im Stehen«, antwortete ihm Francisco. Er haßte Ramóns vulgäre Scherze. Er wußte, daß er ihn damit nicht ärgern wollte, aber er konnte einfach nichts Komisches daran finden, nur einen Meter groß zu sein. Plötzlich überfiel ihn eine düstere Niedergeschlagenheit. Vielleicht würde ihn eine richtige Arbeit aufheitern. »Komm, laß uns zu Georges gehen«, schlug er vor.

Sie standen auf der Rolltreppe und fuhren zur Metro-Station hinunter, als Francisco Ramón am Arm zupfte. »Das nenn' ich eine Frau«, sagte er.

Ramón sah sich um; Francisco deutete auf ein Kinoplakat des neuen Angel-Films. Angel war die jüngste Schöpfung des französischen Films, ein blondes Teufelsweib, das die Herzen des französischen Publikums im Sturm erobert hatte, weil sie das draufgängerische Selbstbewußtsein einer Madonna mit dem verletzbaren Charme einer Monroe in sich vereinigte. Seit Monaten hob die Presse sie in den Himmel, *Paris Match* hatte sie interviewt, *France Dimanche* Skandalgeschichten über sie gedruckt, und *France Soir* brachte jedes Photo, das die Paparazzi ihnen anboten. Seit der Bardot hatte die Nation keine Schauspielerin mehr so verehrt wie Angel.

Ramón seufzte. »Kleiner Francisco. Du wehrst dich mit Händen und Füßen dagegen, etwas zu lernen, stimmt's?«

Das Büro lag am Ende einer etwas schmuddeligen Straße am Montmartre. Ein klappriger Aufzug, der gerade groß genug für die beiden war, brachte sie in den fünften Stock. Auf dem Türschild stand:

Georges Bidault Internationale Schauspieler- und Künstleragentur

An einer altersschwachen Olympia-Reiseschreibmaschine saß ein junger Mann und tippte einen Brief. Sein Haar war sorgfältig frisiert, seine Bräune hingegen, ein leuchtendes Orange, eher irritierend. Sein gestärktes, zitronengelbes Hemd und die dünne schwarze Krawatte bildeten einen merkwürdigen Kontrast zu der schäbigen Umgebung, und der Duft seines Rasierwassers raubte einem schier den Atem.

Er streifte Francisco und Ramón mit einem raschen Blick und verzog das Gesicht, als hätten sich zwei Straßenköter in sein Büro verirrt. »Ja?«

»Wir wollen zu Georges«, erklärte ihm Ramón. Der Mann saugte mit der Zunge schnalzend an seinen Schneidezähnen, hackte noch ein paar Buchstaben in die Maschine und trippelte dann in das hintere Büro. Ramón und Francisco suchten sich eine Sitzgelegenheit. Georges ließ sie immer warten, obwohl Francisco vermutete, daß er nicht genug Klienten hatte, um seine Anwesenheit in dem winzigen Büro auch nur für drei Tage die Woche zu rechtfertigen. Wahrscheinlich brachte er seine Zeit damit zu, sich in dem kleinen Taschenspiegel zu betrachten, den er in seiner Schreibtischschublade liegen hatte.

Francisco sah sich um. Das Sofa in Georges' Empfangsraum war unförmig, schlecht gepolstert und mit einem fadenscheinigen Baumwollstoff mit senfgelbem Blumenmuster bezogen. Es harmonierte mit keinem anderen Möbelstück und wirkte so fehl am Platze, als sei es zufällig durch die Zimmerdecke gefallen. An den Wänden hingen signierte Photos von internationalen Film- und Schlagerstars wie Sacha Distel, Jean-Paul Belmondo, Sylvia Kristel und Peter Sarstedt, die Art von Bildern, die man von jedem Fanclub beziehen konnte, doch sollten sie den Eindruck vermitteln, als handelte es sich dabei um Georges' Klienten. Auf dem abgetretenen Boden lag nicht ein einziger Teppich, dafür türmten sich auf dem wackeligen

Couchtisch stapelweise uralte Ausgaben von Film- und Musikzeitschriften. Als Ramón eines der vergilbten Hefte zur Hand nahm und aufschlug, fiel ihm der plattgedrückte, mumifizierte Körper einer Küchenschabe in den Schoß.

Bald darauf kam Georges' Empfangssekretär aus dem hinteren Büro zurück und ließ die Tür offen. Wortlos bedeutete er den beiden mit einem Nicken, daß sie nun eintreten dürften. Ramón warf ihm einen wütenden Blick zu, den der junge Mann mit einem in die Luft gehauchten Kuß beantwortete. Dann klemmte er sich wieder hinter die Olympia.

Als sie Georges' Büro betraten, brüllte dieser gerade eine knappe Verabschiedung ins Telefon und knallte den Hörer auf die Gabel. Die automatische Zeitansage, vermutete Francisco.

»Hallo, meine Lieben«, flötete er. »Wie furchtbar nett von euch, bei mir vorbeizuschauen.« Im Knopfloch seines Jacketts prangte eine frische Nelke und an seinem Hals eine blauweiß getupfte Fliege. Eine goldene Cartier-Uhr - eine Imitation - vervollständigte sein Erscheinungsbild. »Was kann ich für euch tun?«

»Das frage ich mich auch«, brummte Ramón.

»Nein, was bist du doch für ein alter Miesepeter«, neckte ihn Georges freundlich. »Kommt, setzt euch, Jungs. Aber Ramón, *mon petit chou,* bemüh' dich bitte, nichts kaputt zu machen.«

Ramón beantwortete Georges' Schmeicheleien, die dieser normalerweise nur seinen Geliebten angedeihen ließ, mit einem finsteren Blick. Er wußte, daß Georges ihn zu ködern versuchte. Doch obwohl er und Francisco genug Französisch sprachen, um damit durchzukommen, reichte sein Vokabular für schlagfertige Antworten leider nicht aus.

»Francisco dachte, Sie hätten vielleicht etwas für uns«, meinte Ramón nach einer Weile. »Ihm spukt nämlich die verrückte Idee im Kopf herum, daß Sie, in Ihrer Eigenschaft als Agent, vielleicht ein Engagement für uns finden könnten.«

Georges schnalzte mißbilligend mit der Zunge. »Aber, aber, mein lieber Ramón, warum denn gleich so vorwurfsvoll? Wie es der Zufall will, habe ich tatsächlich etwas für euch.«

»Nun, das nenne ich mal eine echte Überraschung«, gab Ramón zurück.

»Wirklich, *mon petit chou,* wer wird denn so aggressiv sein, an einem so schönen Morgen? Erinnere mich daran, daß ich deine Testosteron-Werte checken lasse.«

»Wir kommen jetzt schon seit drei Monaten zu Ihnen. Und was haben Sie uns bisher anbieten können? Einen Zwergenweitwurf-Wettbewerb für Francisco. Und für mich - einen Job im Theater. Als Rausschmeißer. Überwältigend finde ich das nicht.«

»Nun, nimm mir diese Bemerkung am Rande nicht übel, mein kleiner Hase, aber ihr beide seid nun mal nicht gerade das, was man gemeinhin als vielversprechendes Material bezeichnet. Ihr habt einen grauenhaften spanischen Akzent, und ich wage zu bezweifeln, daß ihr im Besitz eines ordnungsgemäßen Visums seid. Oh, oh, nun schau nicht gleich so zerknirscht drein! Ich habe nicht vor, zu den *flics* zu laufen und euch zu verraten.«

»Als wir uns vorstellten, haben Sie gesagt, wir seien eine einzigartige Kombination«, versuchte es Francisco, wobei er sich bemühte, etwas freundlicher als Ramón zu klingen. »Sie sagten, Sie könnten uns ein Bühnenengagement besorgen.«

Georges klatschte in die Hände. »Und, habe ich euch jemals angelogen?«

Ramón und Francisco starrten ihn an, ohne eine Miene zu verziehen.

»Francisco, wie würde dir eine Rolle in dem neuen Angel-Film gefallen?«

»Die Hauptrolle?« grunzte Ramón.

»Nein, es ist natürlich nur eine kleine Rolle«, entgegnete

Georges und lächelte über seinen vermeintlichen Scherz. »Aber die zahlen Gewerkschaftsgagen. Beinahe eine halbe Monatsmiete für einen Tag Arbeit. Abzüglich meiner Provision natürlich. Nicht schlecht, wie?«

»Ich wette, das wird eine Porno-Version von Schneewittchen und die Sieben Zwerge‹ «, meinte Ramón an Francisco gewandt. »Rate mal, wen du spielen sollst.«

»Und ich bin die böse Königin, ja?« warf Georges ein. Er schüttelte den Kopf. »Weißt du, Ramón, du machst manchmal so ein langes Gesicht, daß ich glaube, man müßte dir öfter mal den Hintern pudern.« Dann wandte er sich wieder an Francisco. »Sie brauchen einen Jongleur. Gut, ich gebe zu, der Jongleur sollte eher etwas kleiner sein. Kannst du jonglieren, *mon cherie?«*

Ramón ließ Francisco keine Gelegenheit zu antworten.

»Wieviel?«

»Am Tag? Tausend Francs.«

»Hombre! In dem Fall kannst du selbstverständlich jonglieren.«

»Ich werde einen Termin für Probeaufnahmen arrangieren«, sagte Georges.

Ramón starrte ihn entgeistert an. »Probeaufnahmen? Er soll denen vorführen, was er kann? Gibt es denn so viele jonglierende Zwerge in Paris?«

»Es ist eine gute Rolle. Er muß sogar ein paar Sätze sprechen.«

»Was, zum Beispiel? ›Scheiße, ich habe einen fallen lassen! ‹ Etwas in der Art?«

Georges ignorierte Ramóns gallige Bemerkung. »Na, bist du nicht begeistert, Francisco?«

»Werde ich sie kennenlernen?«

Georges starrte ihn einen Augenblick entsetzt an. »Das glaube

ich weniger. Sie ist ein Star!« Damit stand er auf und ging zur Tür. Georges, der selbst nur knapp einen Meter fünfzig maß, mochte Francisco; er war einer der wenigen Männer, die er überragte. »So, wenn die neuen Stars am französischen Filmhimmel mich jetzt bitte entschuldigen wollen, ich habe noch einige wichtige Telefonate zu tätigen. Geht hinaus in die Welt und erzählt jedem, wer der beste Agent in Paris ist!«

»Würde ich ja gern«, brummte Ramón, »aber ich hab den Herrn leider noch nicht kennengelernt.«

2

Ramón erklärte Francisco, daß es für ihn ein Leichtes sei, jonglieren zu lernen, weil er kleiner sei als alle anderen und deshalb mehr Zeit habe, das aufzufangen, was er in die Luft geworfen habe. Es war ein Scherz, den Francisco freilich nicht besonders lustig fand.

Sie gingen zur Place Dauphine, um dort unter den Kastanienbäumen zu üben. Ramón ließ ihn zunächst mit Tennisbällen beginnen. »Das ist einfacher als mit Messern«, erklärte er ihm. »Fängst du einen Tennisball nicht, fällt er einfach auf den Boden. Fängst du ein Messer nicht, fällt einer deiner Finger auf den Boden.«

»Wo hast du das gelernt?« erkundigte sich Francisco. »Im Gefängnis«, murmelte Ramón. Francisco war beeindruckt. Er kannte Ramón jetzt schon so lange, aber das hatte er noch nie erwähnt. »Was hast du im Gefängnis gemacht?«

»Man hat mich geschnappt.«

»Willst du mir erzählen, was du angestellt hast?« fragte Francisco. »Oder hast du Angst, ich verkaufe die Story an *Dimanche* und schockiere ganz Paris?«

»Warum stellst du so viele Fragen?«

»Weil das die einzige Möglichkeit ist, Antworten zu bekommen.«

Ramón schwieg eine ganze Weile. »Man hat mich bei einem Einbruch geschnappt«, sagte er schließlich.

»Einbruch?«

»Ja, damals war ich noch jung und dumm. Als ich mein Dorf verließ, hatte ich keinen Beruf und konnte keine Arbeit finden. Dann bin ich nach Bilbao gegangen und habe dort eine Zeitlang Straßen aufgebuddelt und Ziegelsteine geschleppt. Aber ich habe bald gemerkt, daß ich schwitze wie ein Affe und die anderen das dicke Geld einstecken. Also bin ich weiter nach San Sebastian gezogen. Dort habe ich in Nachtklubs als Türsteher gearbeitet und Betrunkene rausgeworfen. In einem dieser Klubs habe ich Felix kennengelernt. Der war dort Stammgast und wedelte jeden Abend mit einem dicken Bündel Geldscheine herum. Eines Abends kam er zu mir und fragte mich, ob ich ihm bei einem kleinen Job helfen möchte. Wie sich herausstellte, suchte er einen großen, kräftigen Mann, der ihn über Mauern heben und Wache stehen sollte. Er war nur ein kleiner Ganove, aber echt clever, ein richtiger Profi. Er hat mir 'ne Menge beigebracht, und ich verdiente mehr Geld als je zuvor. Doch am Ende hat man uns geschnappt. Sie schnappen alle irgendwann mal.«

»Wie lange warst du im Gefängnis?«

»Drei Jahre. Dort habe ich den Typen getroffen, der mir das Jonglieren beigebracht hat. Damit habe ich mir dann die Zeit vertrieben.«

»Und als du rauskamst, bist du zum Zirkus gegangen?« Ramón zuckte die mächtigen Schultern. »Das ist eine ehrliehe Arbeit. Ich könnte nie wieder ins Gefängnis gehen. Ich würde verrückt werden. Das Zirkusleben war genau das Richtige für mich. Ich bin nicht der Typ, der sein Leben an einem einzigen Ort verbringt. Mit dem *Circo Ruiz* bin ich durch ganz Spanien

und Südfrankreich gezogen.«

»Dann sind all diese Geschichten, die sie über dich erzählt haben... daß du ein Terrorist warst und in der spanischen Fremdenlegion...«

»Die Leute glauben, was sie glauben wollen. Sie denken mit den Augen. Doch was man sieht, ist nicht immer das, was wirklich ist.« Er warf die Tennisbälle in die Luft und fing an, damit zu jonglieren. »Genug geredet! An die Arbeit! Willst du ein Filmstar werden oder nicht?«

Eine Woche später bestand Francisco die Probeaufnahmen. Er konnte zwar noch immer nicht besonders gut jonglieren, hatte aber nur einen Konkurrenten; der andere war auch kein richtiger Zwerg - er war nur ein bißchen kleiner als Georges, ihr Agent - und obwohl er besser jonglierte, erklärte ihm der Besetzungsagent, daß er für die Rolle zu groß sei. So wurde Francisco Rivera - Mörder, Clown, Träumer und Zwerg - Filmschauspieler.

An jedem anderen Morgen hätte auf dem Quai de la Mégisserie zwischen Pont au Change und Pont Neuf das geräuschvolle Chaos des Tiermarkts stattgefunden; Käfige mit Singvögeln und Kaninchen, Hamstern und kläffenden Hundebabys hätten die kopfsteingepflasterten Gehsteige versperrt. Doch für diesen einen Tag hatte sich dieser kleine Teil von Paris zurück ins 16. Jahrhundert verwandelt.

Es war ein ungewöhnlich kalter Oktobermorgen. Die Beleuchter und Tontechniker schlotterten in ihren Parkas, als sie die Mikrophone und Scheinwerfer aufbauten, während Jean-Marie Gondet, in Jeans und Jeansjacke, den Requisiteuren Instruktionen zubrüllte. Die waren seit dem Morgengrauen damit beschäftigt, die Straße in eine mittelalterliche Szenerie zu verwandeln. Abfall war auf dem Kopfsteinpflaster verteilt worden, und entlang der Flußmauern hatte man altertümliche

Holzbuden aufgebaut. Auf der Ile de la Cite erhob sich die überzeugendste Kulisse, die Zwillingstürme von Notre Dame, in zeitloser Erhabenheit über den Wipfeln der Pappeln und Platanen.

Die ersten Pendler in Busineß-Anzügen und schwitzende Jogger mit Stirnbändern blieben stehen und staunten.

Francisco wartete inmitten der Statistengruppe, die man wie Bauern des 16. Jahrhunderts angezogen hatte, mit seinen Jonglierkegeln in der Hand. Sie hatten ihn in das Kostüm eines Hofnarren gesteckt und ihm eine lächerliche Narrenkappe mit drei Zipfeln aufgesetzt. Wieder ein Clown, dachte er verbittert. Er hielt in dem hektischen Treiben nach Angel Ausschau und entdeckte dabei nicht ein einziges Gesicht, das er vom Fernsehen oder aus dem Kino kannte. So hatte er sich die Sache nicht vorgestellt.

Wo blieb sie?

Zwei Stunden später war die Szene dann soweit vorbereitet.

Der Regisseur erklomm den Sitz auf dem einen schwenkbaren Arm des Kamera-Dolbys und verlangte laut brüllend zu erfahren, ob irgend jemand vielleicht zufällig seinen Star gesehen hätte. Eine mit einem Clip-Board bewaffnete Assistentin eilte flugs davon. Sie lief zu einem der Wohnwagen, die am Ende des Quais geparkt waren, und klopfte an die Tür. Francisco hörte sie rufen, daß die Szene drehbereit sei.

Die erste Regieassistentin kam zu den Statisten herüber und erklärte Francisco, sie würden die Szene einmal rasch durchproben und dann gleich drehen. Ob er fertig sei? Francisco bejahte.

Als er das nächste Mal zum Set hinüberschaute, war sie da, stand hinter Gondet, einen Pelzmantel eng um die Schultern gezogen. Beinahe gleichzeitig stürzte eine Abordnung Maskenbildner auf sie zu, umschwirrte sie wie Drohnen ihre Bienenkönigin, zupfte an ihrer Frisur, lackierte die Nägel nach

und puderte ihr das Gesicht. Angel ließ die Prozedur mit arrogant erhobenem Kopf über sich ergehen und absolvierte die Probe, ohne auch nur einmal in seine Richtung zu schauen.

Dann nahm ihr jemand den Pelz ab, und der erste Kameraassistent kam mit der Klappe angerannt.

Die Verwandlung fand urplötzlich statt. Kaum hatte der Assistent die Klappe geschlagen, verschwand der blasierte Filmstar, und Francisco sah jetzt, was die Kameras sahen; ein barfüßiges und unglaublich schönes junges Mädchen in einem burgunderroten Bauernkleid. Francisco starrte sie so hingebungsvoll an, daß er völlig vergaß, was er tun sollte, und als sie an ihm vorbeiging, glotzte er ihr mit offenem Mund nach. »Aus!« brüllte der Regisseur mit zorniger Stimme.

Im selben Augenblicklich war das liebliche Bauernmädchen wieder verschwunden. Angel zog sich hinter die Kameras zurück, wo sie sofort wieder von ihrer Assistentenschar umringt wurde. Mit versteinerter Miene stand sie da, den Blick starr geradeaus gerichtet.

Sie wiederholten die Szene noch fünf weitere Male. Francisco, der mittelalterliche Straßenkomödiant, warf seine Kegel in die Luft, sobald er sie erblickte und rief ihr ein paar unterwürfige und angeblich lustige Bemerkungen nach, wenn sie an ihm vorbei den Quai entlangschlenderte. Für Bruchteile von Sekunden gewann er dann ihre Aufmerksamkeit, da schaute sie ihm direkt in die Augen und lächelte. Das reichte beinahe, um ihn davon zu überzeugen, daß dieses Lächeln wirklich ihm gegolten hatte.

Und dann war alles vorbei; sie floh ohne ein Wort vom Set und entschwand in ihren Wohnwagen. Das liebliche Mädchen in dem burgunderroten Kleid war fort. Er sollte es erst sechs Monate später wiedersehen, als »Der Glöckner« in Paris Premiere hatte.

3

Eiskalte Aprilschauer fegten über den Boulevard des Capucines. Ramón und Francisco hauchten ihre tauben Fingerspitzen an und hofften, daß sich die Warteschlange endlich ein Stück vorwärtsbewegen würde. Abgesehen von den Unannehmlichkeiten fühlte Francisco sich - zum ersten Mal in seinem Leben - seinen Mitmenschen überlegen, obwohl ihn die Tatsache, daß er sich anstellen mußte, um einen Film zu sehen, in dem er selbst mitgespielt hatte, ziemlich ärgerte. Ich habe eure Angel gesehen, wollte er der dichtgedrängten Menge von Fremden zubrüllen. Ich habe sie gesehen, habe zu ihr gesprochen, war ihr so nahe, daß ich sie hätte berühren können!

Dann waren sie endlich im Kino, und Francisco nahm wie üblich seinen Platz in der ersten Sitzreihe ein. Sein Mund war vor Aufregung staubtrocken.

Es war die Premiere von *Der Glöckner.* Das Aufsehen um den neuen Film hatte in den letzten Wochen wahrlich hysterische Formen angenommen. Eine amerikanische Schauspielerin, Linda Hunt, hatte sich überreden lassen, den Quasimodo zu spielen, und ihre brillante Interpretation in Verbindung mit Angels bittersüßer Darstellung von Esmeralda hatte die Kritiker, denen der Film vor wenigen Tagen bei einer privaten Vorführung vorgestellt wurde, zutiefst beeindruckt. Und nun schien es, als drängte sich ganz Paris in die Kinos, um den Film zu sehen.

Es stellte sich bald heraus, daß *Der Glöckner* dem Roman von Victor Hugo, *Der Glöckner von Notre Dame,* sehr viel näher kam als die frühere Hollywood-Version. Angel war atemberaubend als Esmeralda, ein idealisiertes Opfer, eine ausgezeichnete Kombination von Unschuld und Schönheit. Die Folterszene wollte die Sadisten und Erlöser unter den Zuschauern aus der Reserve locken. In seiner Rolle als

Regisseur spielte Gondet sowohl den Voyeur als auch den Evangelisten, indem er die Kamera lüstern auf Angels Körper verweilen ließ und ihn gleichzeitig in Kontrast zu dem reinen Inneren der Kathedrale setzte. Am Schluß starb Esmeralda durch die Hand des Scharfrichters, Quasimodo stieß den Erzdiakon aus Rache vom Dach der Kathedrale, anschließend legte der Unglückliche sich neben Esmeralda in die Gruft und wartete, die Arme um sie geschlungen, daß der Tod ihn von seinem Gram erlöste.

Der Film berührte Francisco so tief, daß es ihn nicht einmal störte, daß seine Szene am Schneidetisch weggefallen war. Als der Nachspann gelaufen war und die Zuschauer sich durch die Ausgänge schoben, starrte Francisco weiterhin wie gebannt auf den roten Samtvorhang, ohne sich um Ramóns Aufforderungen, doch endlich auch zu gehen, zu kümmern. Sein ganzes Denken konzentrierte sich auf das Geheimnis dieses Mädchens, das sich Angel nannte - Engel - wie sein Vater.

Ich bin nicht wie die anderen, dachte er. Ich bin nicht hergekommen, nur um zu gaffen und zu träumen. Ich kenne sie genauer, als die anderen sie jemals kennen werden. Für einen kurzen Moment habe ich hinter Angel, den Star gesehen, hinter das Phantasiebild. Und da sah ich eine einsame, gequälte Frau, die allein in einem Wohnwagen lebt. Ich erhaschte einen Blick auf das andere Geschöpf hinter diesen violettblauen Augen, und das war verzweifelt und unglücklich.

Hier mußte mehr als nur Zufall am Werk gewesen sein. Es gab einen Grund für all diese Tragödien, die sein Leben verfolgten, da steckte ein tieferer Sinn hinter seiner Flucht aus Salamanca und den Pyrenäen als das bloße Überleben. Seine Mutter und Marquichita waren geschickt worden, um ihn etwas zu lehren, ihn auf etwas vorzubereiten. Wie Quasimodo konnte auch er nie der Geliebte des Mädchens sein, deshalb würde er ihr Freund werden und ihr Beschützer. Ihr Schutzengel.

Doch ihm war trotz allem ein romantisches Schicksal

beschert: Er würde Angélique Belmont finden - und er würde sie retten.

4

L'Isle-Adam ist ein exklusiver Wohnort ungefähr dreißig Kilometer nördlich von Paris. Francisco hatte in *Paris Match* einen Artikel gelesen, in dem der Journalist sich lang und breit über die Tatsache ausgelassen hatte, daß Frankreichs neue Sex-Göttin allein in einem Zehn-Zimmer-Château am Stadtrand lebte. Um dorthin zu gelangen, stand Francisco zeitig auf und nahm die Metro zum Gare du Nord. Dort bestieg er einen Zug nach Beaumontsur-Oise.

In L'Isle-Adam fand er einen Taxifahrer, der sich bereiterklärte, ihn zum Normaltarif zu Angels Haus und zurück zum Bahnhof zu fahren. Francisco gab vor, ein Fan zu sein, der auf ein harmloses Vergnügen aus zweiter Hand aus war, hantierte mit einer billigen Kamera herum und plapperte pausenlos dummes Zeug.

Angels Haus lag am Ende einer langen Pappelallee. Alles, was Francisco davon sehen konnte, war ein graues Schindeldach mit Dachfenstern und darunter, im zweiten Stockwerk, eine Reihe grüner Fensterläden. Das Grundstück war von einer hohen, sandfarbenen Ziegelmauer umgeben. An dem schmiedeeisernen Eingangstor entdeckte er Metallbolzen, die offenbar mittels einer ferngesteuerten Schließanlage bedient wurden. Am Tor selbst war eine schwenkbare Videokamera angebracht, und ein Schild wies darauf hin, daß das Grundstück von bissigen Hunden bewacht wurde. Er fragte sich, ob sie wirklich ganz allein hier lebte, oder ob es nicht einen privaten Sicherheitsdienst gab.

Wie auch immer, er wußte, daß er auf Ramóns Hilfe angewiesen sein würde.

Während der Zugfahrt zurück nach Paris überlegte Francisco, was er zu Angel sagen würde, wenn er sie wiedersah. Würde sie sich noch an die Szene am Quai de la Mégisserie und an ihn erinnern? Er wollte sie nicht erschrecken. Aus der Geschichte mit Marquichita hatte er eine Menge gelernt. Was er damals getan hatte, war mehr als dumm gewesen. Inzwischen war ihm klar geworden, daß Angel unerreichbar für ihn war, daß sie seine Liebe nicht erwidern konnte. Nein, seine Rolle war die von Quasimodo: der Vertraute und Beschützer.

Ich werde sehr viel wichtiger, sehr viel großmütiger sein als jeder ihrer Liebhaber, versicherte er sich. Weil ich sie nicht besitzen kann, kann ich sie auch nicht verletzen, wie es andere Männer tun werden. Ich kann ihre Schönheit verehren, ohne sie zu ruinieren. Und ich werde einen Weg finden und die Trauer aus ihren Augen vertreiben.

Im Marais residierte einst die aristokratische Oberschicht von Paris, die später jedoch aufs Land zog, und deren Herrenhäuser im Laufe der Zeit zu kleinen Wohnungen und Ladengeschäften umgebaut worden waren. Nun lebten in diesem Viertel überwiegend osteuropäische und nordafrikanische Einwanderer, die sich mit kleinen Gemüsegeschäften, Bäckereien und billigen Restaurants ihren Lebensunterhalt verdienten. Ramón und Francisco bewohnten ein kleines Appartement in einem heruntergekommenen Renaissance-Herrenhaus. Die Wohnung lag über einem algerischen Lebensmittelladen; gegenüber auf der anderen Straßenseite gab es ein Café mit einem altersschwachen Flipperautomaten, an dem sich Tag und Nacht Studenten vergnügten, so daß das Rattern und Klingeln der Kugeln zum ständigen Hintergrundgeräusch ihres Lebens wurde.

Die Wohnung roch nach Schwarzmarkt-Absinth und schalem Gauloises-Rauch, und die Tapeten lösten sich von den Wänden.

Es gab zwei Schlafzimmer, eine winzige Küche, ein ebenso winziges Wohnzimmer und einen Balkon, auf dem gerade eine Topfpflanze Platz fand. Die Toilette und die Dusche befanden sich am Ende eines langen, schlecht beleuchteten Flurs.

Als Francisco an diesem Nachmittag aus L'Isle-Adam zurückkehrte, standen zwei billige Flaschen Bordeaux auf dem Tisch. Ramón saß auf einem ihrer beiden Stühle und vertilgte ein Omelette von sechs Eiern. Seine Schlafzimmertür stand offen, auf dem Bett lag ein junges Mädchen und schnarchte. Es war nackt.

Francisco warf einen Blick auf das Mädchen und rümpfte wegen des sauren Weingeruchs angewidert die Nase. »Wer ist das?«

Ramón stand auf und machte leise die Tür zu. »Das ist Nicole. Sie wohnt in dem Appartement über uns.«

»Wo hast du sie kennengelernt?«

Ramón deutete mit dem Kopf auf das Café auf der anderen Straßenseite.

»Heute?« fragte Francisco.

»Letzte Woche.«

»Das hast du mir gar nicht erzählt«, meinte Francisco, der sich jetzt an das Mädchen erinnerte. Er war ihr schon ein paarmal auf der Treppe begegnet. »Sie ist eine von der Straße, nicht wahr?« Ramón schien eine Vorliebe für leichte Mädchen zu haben, entschied Francisco, obgleich er das nicht ganz verstehen konnte.

»Geld hab' ich ihr aber keins gegeben«, erklärte Ramón entrüstet. »Heute morgen war ich bei Georges und als ich zurückkam, warst du nicht da. Deshalb hab' ich an ihrer Tür geklopft und sie gefragt, ob sie mir bei einem kleinen Festmahl Gesellschaft leisten möchte. So führte eben eins zum anderen. Sie wollte nur nett sein.«

»Was hast du denn gefeiert?«

»Georges hat einen festen Job für mich gefunden. Nichts Besonderes, Rausschmeißer in einem dieser Nachtklubs, aber immerhin ist es ein regelmäßiges Einkommen. Genug, um uns bis zum Sommer durchzufüttern.« Francisco war erleichtert. Das Straßentheater brachte ihnen kaum die Miete ein, solange keine Touristen in der Stadt waren, und sie hatten nahezu ihr ganzes Geld ausgegeben, das sie sich im letzten Sommer gespart hatten. »Und wo bist du gewesen, kleiner Freund?«

»Ach, einfach nur spazieren.«

»Du warst fast den ganzen Tag unterwegs. Ich hab' mir schon Sorgen um dich gemacht.«

Francisco nahm Ramóns Bemerkung kommentarlos hin. Ramón kniff die Augen zusammen. »Du bist hinter etwas her, ich kenn' dich doch! Ist es eine Frau? Hat die Sache mit Marquichita dich denn nichts gelehrt?«

»Sie hat mich gelehrt, nicht mit Zündhölzern zu spielen.«

Ramón hob eine der Rotweinflaschen hoch. Sie war noch halbvoll. Er schenkte ein Glas ein. »Trinkst du einen Schluck mit?«

Francisco nickte. »Warum nicht?«

Sie saßen da und redeten, während das restliche Essen auf den Tellern kalt wurde. Ramón holte noch eine Flasche billigen Wein, und Francisco ermunterte ihn, ihm doch mehr von seiner Zeit in dem spanischen Gefängnis zu erzählen. Zunächst zierte sich Ramón, doch je mehr er trank, desto redseliger wurde er und gab einige lustige Geschichten aus seinem kurzen, aber erfolgreichen Leben als Einbrecher zum Besten.

Am Ende dieses Nachmittags hatte Francisco alles erfahren, was sein großer Freund über das Einbrecherhandwerk wußte.

5

Foie gras und Beluga-Kaviar türmten sich in verschwenderischen Mengen auf den zahlreichen Silberplatten, Brillanten funkelten auf gebräunten Dekolletes, in Baccarat-Kristallgläser perlte strohfarbener Champagner. Leise Begrüßungen und amüsierte Bemerkungen waren gedämpft zu hören. Max studierte seine illustre Gästeschar, die sich vornehmlich aus Schauspielern, Regisseuren, Produzenten, Kritikern und Agenten, wie er selbst einer war, zusammensetzte. Aber auch einige Industrielle und Politiker waren darunter. *Le tout Paris*. Und als strahlender Mittelpunkt des Ganzen, Angélique Belmont, seine Schöpfung - Angel.

Er beobachtete sie fasziniert. Beinahe fünf Jahre war sie nun schon »Angel«, seit damals, als ihr Onkel bei dem Unfall auf dem Boul' Mich' ums Leben gekommen war. Jetzt lächelte ihr Gesicht auf den Titelseiten der Zeitschriften und von großen Kinoreklamewänden. Sie war zum Liebling der Nation geworden. Während *Dimanche* und *France Soir* endlose Bilderserien der leichtbekleideten Angel veröffentlichten, konzentrierten sich Zeitschriften wie *Paris Match* und *Cosmopolitan* stärker auf die realen Lebenstragödien, die die »neue Bardot« beständig verfolgten. Ihr Vater saß noch immer wegen des Mordes an ihrer Mutter in Melun ein; zum Zeitpunkt der Tat war sie zwölf gewesen. Kaum sechzehn, hatte ihr Onkel mit seinem Porsche 911 einen Lieferwagen gerammt, er war sofort tot gewesen, sie war mit einem gebrochenen Handgelenk davongekommen.

Zu diesem Zeitpunkt hatte Max Barres auf Wunsch ihres Vaters ihr Management übernommen, und aus Angélique Belmont war »Angel« geworden. Inzwischen hatte sie fast ein Dutzend Filme gedreht, einige davon besser als andere, aber mit jedem neuen Film war ihr Ansehen gestiegen, so daß sie nun zu

einem der bekanntesten und geliebtesten -»begehrtesten« traf die Sache wahrscheinlich genauer, dachte er - französischen Filmstars aufgestiegen war.

Wo immer sie auftauchte, scharwenzelte eine Schar Männer um sie herum. Ob es eine Medienparty wie diese war, eine private Party oder eine Werbevorstellung, stets war sie von Männern umringt, die ihre Nähe suchten und eine Gelegenheit, sie zu berühren. Angel hatte sie alle mit ihrem leicht überheblichen Charme im Griff.

Trotz dieses Übermaßes an männlicher Aufmerksamkeit hatte sie, soweit er wußte, nur zwei echte Liebesaffären gehabt, beide Male mit verheirateten Männern. Und wieder wurde sie von Tragödien heimgesucht. Der eine Geliebte beging Selbstmord, nachdem seine Frau ihn verlassen hatte; der andere stürzte in Cannes betrunken vom Balkon ihres Hotelzimmers im siebten Stock, während sie schlief. Beide Unglücksfälle waren zu nationalen Skandalen aufgebauscht worden, die ihrem Ruhm jedoch nichts hatten anhaben können.

Am Ende schien es, als habe das Schicksal sie zum ewigen Opfer ausersehen. Sie erlaubte sich nie, sich in einen der ledigen und ungebundenen Männer zu verlieben, die ihr begegneten. Von der Tatsache einmal abgesehen, daß der Anteil an Homosexuellen in der Filmbranche höher ist als in anderen Berufssparten, gab es unter den männlichen Vertretern durchaus einige, die sich zur altmodischen Heterosexualität bekannten. Doch Angel suchte sich nur Männer, die schon einer anderen gehörten.

Noch ein paar Jahre, und dieses Leben würde sie zerstören. Es war ein Jammer. Vor geizigen Produzenten, skrupellosen Agenten und miserablen Drehbüchern konnte ihr Agent sie bewahren; aber sie vor sich selbst schützen, das konnte er nicht.

Seit dreißig Jahren beschäftigte er sich nun schon mit den turbulenten Karrieren von Frankreichs Topstars, und er hatte

dieses Muster sich schon unzählige Male wiederholen sehen. Was war das für ein Fluch, der diese Frauen verfolgte? fragte er sich immer wieder. Die Piaf, die Bardot - von Frauen beneidet, von Männern angebetet und dennoch war ihnen das wahre Glück nie vergönnt. Am Ende geriet ihr gefeiertes Leben stets zu einer endlosen Reihe von Katastrophen.

Max kannte Angel besser als irgend jemand sonst, und trotzdem blieb sie ihm letztendlich ein Rätsel. Es gab nur wenige Dinge im Showbusineß, ja, im Leben an sich, die ihn immer noch faszinierten. Dieses Mädchen war eines davon. Und er war fest entschlossen, dieses außergewöhnlich liebliche Geheimnis, das Angel hieß, zu lüften, ehe er sich auf seinem Landsitz in der Provence zur Ruhe setzte.

Angel löste sich aus der Gruppe ihrer Bewunderer und gesellte sich zu ihm.

»Und wieder ein gesellschaftlicher Erfolg, wenn ich das recht beurteile«, murmelte er.

Sie belächelte seinen spöttischen Tonfall. »Es kommt mir immer so vor, als arbeiteten die Männer im Team. Der eine lenkt mich ab, indem er sich scheinbar angeregt mit mir unterhält, und die anderen schieben und drängen sich unauffällig in meine Nähe, damit sie mir ins Dekollete glotzen können. Und wenn ich sie dann dabei erwische, kriegen sie rote Ohren wie Schulbuben.«

»Hab Geduld mit ihnen. Schließlich sind das keine richtigen menschlichen Wesen, sondern wohl nur Autoren oder Schauspieler oder so was.«

»Was meinst du, soll ich einfach mein Kleid ausziehen? Dann können sie glotzen, wohin sie wollen, und ich muß mir derweilen nicht ihr dummes Gerede anhören.«

Max gab sich schockiert. »Du solltest dich etwas mehr in Toleranz üben. Gibt es denn keinen Mann hier, der dich interessiert? Nicht daß ich das persönlich wissen möchte. Aber

die Klatschreporter werden mich das nachher mit Sicherheit fragen.«

Sie grinste ihn an. »Wie wär's mit dem dort?«

Er folgte ihrem Blick. Ein Mann mit Adlernase und zurückgekämmtem schwarzen Haar war in ein lebhaftes Gespräch mit dem Handelsminister vertieft. Er trug einen klassischen dunkelgrauen Versace-Anzug, dazu ein burgunderrotes, seidenes Ernstecktuch und die passende Krawatte. Obwohl er lächelte, waren seine Augen hart und kalt.

»Das ist Roger Colombe«, sagte Max. »Ein Geschäftsmann. Macht in Medien und Speditionen. Und auch in Kokain, wenn man den Gerüchten Glauben schenkt. Vergiß ihn, Engel. Er ist verheiratet und genießt den Ruf eines Weiberhelden.«

»Er hat ein nettes Lächeln.«

Nicht zum ersten Mal, seit er sie unter seine Fittiche genommen hatte, überfiel Max ein Gefühl der Frustration. »Zum Teufel nochmal, Angel! Jeder interessante Mann Frankreichs befindet sich in diesem Raum! Colombe ist doch auch nur wieder so ein reicher Hengst!«

»Aber er hat was. Möchtest du uns miteinander bekanntmachen?«

»Dazu brauchst du mich nicht. Lächle ihn einfach nur an, dann stolpert er über seine eigenen Füße, um zu dir zu eilen. Angel, ich bitte dich, das hat doch keine Zukunft.«

»Du bist mein Agent, nicht mein Beichtvater.«

»Gott sei's gedankt! Mir würden vor Scham die Ohren abfallen.«

Er sah sich um. Angel hatte Colombe bereits mit ihrem »Tausend-Megawatt-Lächeln«, wie es die Klatschpresse nannte, geködert. Und schon glitt er durch die Menge auf sie zu; wie ein gefräßiger Hai, dachte Max.

»Ich überlasse dich deinem Schicksal«, sagte er und ging

davon. Er hatte einen schwachen Magen und vermied es daher, Raubtieren bei ihren gräßlichen Beutezügen zuzusehen.

In ein Haus einzubrechen, selbst in eines, das von Alarmanlagen und Hunden bewacht wurde, war leichter, als Francisco sich vorgestellt hatte. Ramón hatte ihm alles beigebracht, was er wissen mußte. Bei seinem früheren Besuch in L'Isle-Adam hatte er sich den Namen des Pariser Sicherheitsdienstes gemerkt, dessen Schild als Warnung am Haupttor angebracht war. Er rief einfach dort an, gab sich als Sachbearbeiter einer großen Versicherungsgesellschaft aus und erbat genauere Informationen über Angélique Belmonts Alarmanlage. Er erklärte sein Anliegen damit, daß sie ihr Anwesen höher versichern wolle, weswegen es nötig sei, die Angaben, die sie gemacht hatte, nochmals zu überprüfen.

Der Sicherheitsdienst zeigte sich sehr kooperativ. Eine Mitarbeiterin nannte Francisco den genauen Typ der Alarmanlage, die Angélique im Haus hatte installieren lassen, und erklärte, daß es sich dabei um eine höchst wirksame Kombination von Bewegungsmeldern und Drucksensoren handelte. Sie bestätigte, daß sich der Bedienungskasten außerhalb des Hauses befand, gleich neben der Eingangstür. Des weiteren ließ sie ihn wissen, daß außer der Videokamera am Haupttor keine weiteren Kameras installiert waren und erzählte ihm noch ungefragt, daß Madame Belmont ihres Wissens zwei Hunde besitze, die nachts frei auf dem Grundstück herumliefen und somit ebenfalls Einbrecher abschrecken würden.

Francisco bedankte sich für die freundliche Auskunft und hängte ein.

Eine halbe Stunde später rief er noch einmal bei der Firma an, gab sich diesmal als interessierter Kunde aus und verlangte einen Verkäufer zu sprechen. Bei diesem erkundigte er sich nach der Alarmanlage, die ihm die andere Mitarbeiterin vorher beschrieben hatte. Der Fachmann gab ihm telefonisch weitere detaillierte Informationen bezüglich Angéliques Anlage und

erbot sich, Francisco einen Prospekt an dessen Postfachadresse in Paris zu schicken.

Beim Studieren des Prospekts stellte Francisco fest, daß sich die Alarmanlage relativ einfach außer Betrieb setzen ließe, indem man das Schloß am Kontrollkasten aufbrach und den Schalter umlegte.

Das einzige Problem waren jetzt nur noch die Hunde...

Er nahm den letzten Nachmittagszug vom Gare du Nord, saß mitten unter den Vertretern des Großbürgertums, die von der Bourse - der Pariser Börse - und den Banken auf den Champs-Elysees in ihre reichen Stadtrandgemeinden zurückkehrten. Die Dämmerung brach bereits heran, als er in L'Isle-Adam ankam. Perfekt.

Er hatte einen Rucksack dabei, die Art, wie ihn die Kinder als Schultasche verwendeten. Vor dem Bahnhof verschwand er in der öffentlichen Toilette, wo er einen Blazer und ein Paar kurze Hosen auspackte, die er in einem Secondhandladen in Paris erstanden hatte. Wer ihn durch die Straßen gehen sah, würde weniger mißtrauisch auf den Anblick eines Burschen in Schuluniform reagieren als auf den eines Fremden in schäbigen Klamotten.

Er machte sich auf den Weg zu dem Haus und seiner Verabredung mit einem Engel.

6

Colombe führte Angel auf den Balkon hinaus, weg von dem Lärm, dem Zigarettenrauch und schmetternden Gelächter. Der Balkon des Crillon bot einen herrlichen Ausblick über die Champs-Elysees bis zum Arc de Triomphe und dem Eiffelturm. Auf den regennassen Fahrbahnen der Avenue zogen sich die roten Rücklichter und die weißen Scheinwerfer der

Autoschlangen wie Perlenschnüre hin. Der Asphalt zischte unter den Reifen der Wagen, die sich über die Place de la Concorde wälzten.

Colombe musterte Angel eingehend über den Rand seiner Champagnerflöte hinweg. »Warum ich?« fragte er sie.

»Warum Sie?«

»Das war es doch, was er Sie gefragt hat, nicht wahr? Max. Er sagte Ihnen, der Raum sei voll von attraktiven und ungebundenen jungen Männern. Und da stimme ich ihm zu. Warum also ausgerechnet ich? Die Antwort interessiert mich wirklich.«

»Ich dachte, der Sinn und Zweck einer Verführung läge darin, zu versuchen, die Antwort selbst herauszufinden.«

»Und Sie glauben, daß es das ist? Eine Verführung?«

»Ich weiß es nicht? Ist es denn eine?«

Er zuckte die Schultern und lächelte vielsagend.

»Sind Sie denn nicht daran gewöhnt, daß Frauen Sie attraktiv finden?«

»Ich fürchte, dazu passiert mir das leider zu selten.«

Jetzt lächelte sie ebenfalls. Wenn er ein Casanova war, wie Max gesagt hatte, dann jedenfalls ein sehr charmanter. »Das zu glauben fällt mir schwer.«

»Sie schmeicheln mir. Sehen Sie, ich bin nicht einer dieser schillernden, kreativen Menschen, sondern nur ein langweiliger Geschäftsmann.«

»Und was macht ein langweiliger Geschäftsmann hier?«

»Das hat etwas mit Geld zu tun, muß ich leider gestehen.« Er nickte einem weißbefrackten Ober zu und nahm zwei weitere Champagnerflöten von dem angebotenen Tablett.

»Lassen Sie mich raten. Ein Teil Ihres Geldes floß in meinen neuen Film?«

»Ich liebe es, die Kunst zu fördern, wo es mir möglich ist. Enttäuschte Kreativität, wenn Sie so wollen. Als kleiner Junge wollte ich ein Filmstar werden. Erinnern Sie sich an Belmondo in ›Außer Atem‹ ? Er war mein Held. Aber das Talent zum Schauspieler fehlte mir leider. Also verdiene ich mein Geld jetzt in einer anderen Branche und verwende es, um meine heimliche Leidenschaft zu pflegen. Das ist einer der Vorteile des Reichseins.«

»Und zu Anlässen wie diesem erscheinen Sie ohne Begleitung?«

»Bedauerlicherweise. Meine Frau empfindet derartige Veranstaltungen als recht ermüdend.«

»Somit ist Ihnen die Freiheit gegeben, junge Filmstars zu verführen.«

Er grinste verschmitzt. »Nur, wenn sie sich verführen lassen.«

Sie reichte ihm ihr leeres Glas. »Ich bin hungrig. Können wir irgendwo etwas essen gehen?«

Das *Jamin* ist ein kleines Restaurant, in dem nicht mehr als vier Dutzend Gäste Platz finden. Da man hier schon Monate im voraus einen Tisch reservieren mußte, war Angélique echt beeindruckt, daß Colombe einfach hereinspazieren konnte und sofort einen Tisch bekam.

Das Speiselokal war das Aushängeschild des berühmten Chef kochs, Joel Robuchon. Der Raum war in kühlen Minttönen gehalten, die Bankreihen entlang der Wände sowie die Stühle waren mit chintzbezogenen Sitzkissen gepolstert, und die Paravents zwischen den einzelnen Tischen garantierten ein gewisses Maß an Privatsphäre. Glasierte Keramikvasen und Zimmerpalmen verliehen dem relativ kleinen Raum eine gediegene Eleganz.

Robuchon kam aus der Küche, um Colombe persönlich zu begrüßen.

Als sie wieder allein waren, studierte Angélique ihren Begleiter eingehender. An sich sah er eher durchschnittlich aus, dachte sie bei sich, wie ein Buchhalter oder Bankangestellter. Doch seine teure Kleidung, die 18karätige Ebel am Handgelenk, der Duft von Dominican Bay Rum im Haar, all das signalisierte deutlich, daß er ein wohlhabender Mann war. Er strahlte eine gewisse Autorität aus, die seine Umgebung einschüchterte und ihn ungeheuer attraktiv machte.

Um seine Lippen spielte ein neugieriges, spöttisches Lächeln. »Sie fragen sich, wer ich bin«, stellte er fest.

»Ich hoffe, Sie halten sich nicht für ungewöhnlich scharfsinnig. Jede Frau fragt sich von dem Moment an, da sie die Einladung eines Mannes zum Abendessen annimmt, mit wem sie es zu tun hat.«

Er lachte. »Sie müssen mir verraten, was Max über mich erzählt hat.«

»Er sagte, Sie sind ein einsamer Junggeselle, der bei seinem Hausarzt wegen Impotenz in Behandlung ist.«

»Traurig, aber ich fürchte, wahr.«

»Weiß Ihre Mutter, daß Sie heute abend hier sind?«

»Ich werde sie anrufen, sobald wir das Lokal verlassen. Sie macht sich immer Sorgen, wenn ich noch so spät abends unterwegs bin.« Das Lächeln fiel von ihm ab. »Und meine Frau muß ich auch anrufen. Sie macht sich ebenfalls Sorgen.«

»Mit gutem Grund, wie es scheint.«

»Ich möchte aufrichtig zu Ihnen sein...«

»Das unterscheidet Sie bereits von allen Männern, denen ich bisher begegnet bin.«

Er ignorierte diese Spitze. »Ich bin verheiratet, ja, aber immer noch ein Mann. Ich liebe meine Frau, ich kümmere mich um all ihre materiellen Bedürfnisse - und auch ihre physischen, falls Sie das interessiert. Sie erwartet nicht, daß ich jede Nacht nach

Hause komme. Wir sind Menschen unserer Zeit. Sie hat auch ihre Affären, sollten Sie wissen. Wir verstehen einander.« Der Ober servierte die Vorspeise, geeistes Kaviargelee mit Blumenkohlcreme. Colombe häufte ein wenig davon auf seine Gabel und legte den Bissen auf ihre Zunge. »Was wäre das Leben ohne die Sinne?« meinte er bedeutungsvoll.

»Einfacher«, gab sie trocken zurück.

Er deutete eine kleine, zustimmende Verbeugung an, »Aber sehr langweilig.«

»Und wie schützen Sie sich vor dieser Langeweile, Roger?«

»Ich suche nach Anregung und neuen Erfahrungen. Und Sie?«

»Ich sagte Ihnen doch bereits, wenn Sie wissen wollen, was mich interessiert, müssen Sie es schon selbst herausfinden.«

»Ja, das zu erfahren, reizt mich sehr. Außerordentlich sogar.« Der Champagner und der Wein hatten ihn in eine träge, sinnliche Stimmung versetzt. Das war sein *vie en rose;* Kerzenlicht, das sich in Kristallgläsern spiegelt, der samtene Schimmer auf den Lippen einer Frau. Er war sich der Blicke der anderen Männer im Lokal sehr wohl bewußt, und das verschaffte ihm höchste Befriedigung, das war der Glanz der Macht, etwas zu besitzen, was ein anderer begehrte. Genau das war es, was er am Verführen und Erobern so liebte. Bei der Arbeit und beim Vergnügen. Das waren die einzigen Dinge, die das Leben für ihn lebenswert machten.

»Die Narbe an Ihrem Kinn«, murmelte er, indem er sich über den Tisch beugte.

»Stört sie Sie?«

»Im Gegenteil. Sie macht Sie noch anziehender. Wußten Sie, daß ein japanischer Töpfermeister bei jedem seiner Stücke bewußt kleine Unvollkommenheiten in Kauf nimmt, um es einzigartig zu machen? Der winzige Makel inmitten höchster Perfektion ist es, der dem Stück seine wahre Schönheit

verleiht.«

»Ein interessantes Konzept.«

Er streckte seine Hand aus und berührte ihre Narbe sanft mit den Fingerspitzen. »Und wie kam diese kleine Unvollkommenheit zustande?«

»In einem schnellen schwarzen Wagen. Mein Onkel saß am Steuer. Für mich endete es mit einem kleinen Makel. Für ihn mit dem Tod.«

Er zog abrupt seine Hand zurück. »Ich verstehe. Das tut mir leid.« Er fürchtete, daß dies der Anfang eines *vin tristesse* war, daß der Wein sie melancholisch machte.

Doch statt dessen sagte sie: »Das braucht Ihnen nicht leid zu tun. Der Bastard hat es verdient.«

Wenn sie jetzt die Augen schloß, konnte sie den Lastwagen auf sich zu rasen sehen. *La Vache Qui Rit,* die lachende Kuh. Die Erinnerung kehrte zurück, wie der Lastwagenfahrer ihr aus dem zertrümmerten Autowrack geholfen hatte; wie sie am Bordsteinrand gesessen und sich gewundert hatte, daß sie noch am Leben war; wie sie die qualmende Masse aus Glas und schwarzem Metall angestarrt hatte. Sie erinnerte sich wieder an Pauls über dem Lenkrad zusammengesackten Körper, hörte sein gurgelndes Röcheln...

Er war nicht sofort tot gewesen. Die zerebrale Blutung ließ sein Gehirn anschwellen, man mußte ihm die Schädeldecke aufschneiden, wie man ein Ei köpft. Fünf Tage später starb er trotzdem.

»Angel?« Colombe blickte sie besorgt an.

»Irgendwann werde ich Ihnen die Geschichte erzählen. Lassen Sie mich im Moment nur soviel dazu sagen: Falls er jetzt im Himmel ist, tun die Engel gut daran, sich mit dem Rücken an die Wand zu stellen. Er liebt sie jung und pummelig.« Sie schob ihren unberührten Teller von sich weg. »Können wir jetzt

gehen?«

Sein Lächeln war zuversichtlich und eifrig. »Selbstverständlich.«

7

Im Haus brannte kein Licht. Francisco öffnete seinen Rucksack und holte zwei rohe Steaks heraus, die er mit einem Schlafmittel präpariert hatte, das er sich von einem Arzt hatte verschreiben lassen. Die Dosis war nicht stark genug, um die Hunde zu töten. Seine Zeit im Zirkus hatte ihn gelehrt, Tiere zu respektieren, selbst bösartige.

Er warf das präparierte Fleisch über die Mauer und wartete.

Er hörte, wie die Hunde knurrend um den unerwarteten Leckerbissen rauften. Während er wartete, sah er zweimal die Scheinwerfer von Autos aufleuchten und mußte sich hinter einem Baumstamm verstecken. Es dauerte viel länger, als er erwartet hatte, bis das Schlafmittel bei den Hunden Wirkung zeigte. Beinahe eine halbe Stunde hörte er sie noch knurren und jaulen, doch schließlich wurde es auf der anderen Seite der Mauer still. Francisco entschied, daß von ihnen nun keine Gefahr mehr drohte.

Die Mauer stellte eine weitere Schwierigkeit dar, doch bei seinem ersten Besuch war ihm eine Platane aufgefallen, die nur knapp fünf Meter davon entfernt stand, und deren Äste in das Grundstück hineinreichten. Er kletterte am Stamm hinauf, bis er den ersten starken Ast erreichte, hangelte sich an ihm entlang auf die andere Seite der Mauer und ließ sich dort ins Gras fallen.

Den Sicherungskasten der Alarmanlage entdeckte er gleich über der Tür. Anschließend brach er das Vorhängeschloß des Gartenschuppens auf und fand darin eine Leiter. Er brauchte nur zehn Minuten, um den Bedienungskasten zu öffnen und die

Anlage außer Betrieb zu setzen. Wieder kramte er in seinem Rucksack, diesmal nach der Rolle Klebeband und dem Gummihammer. Er brach eine Scheibe aus der Verandatür der rückwärtigen Terrasse heraus und dann war er im Haus.

Colombe hatte seinen Mercedes am Bordstein unter einem Parkverbotsschild abgestellt. An der Windschutzscheibe flatterte ein Strafzettel. Er warf einen kurzen Blick darauf, knüllte ihn zusammen und ließ ihn in seiner Jackentasche verschwinden. »Heutzutage wird das Parken immer teurer«, meinte er grinsend.

»Können Sie mir ein Taxi rufen, Roger?«

»Ein Taxi? Ich kann dich heimfahren, *cherie.«*

»Mein Wagen steht noch vor dem Crillon.«

»Gut, dann fahre ich dich eben dort vorbei. Anschließend könnten wir...«

»Ich bin müde, Roger«, sagte sie, nun auch zum vertraulichen Du übergehend. Ich möchte nach Hause. Morgen früh muß ich zeitig aufstehen. Ich arbeite.«

»Aber ich dachte...«

»Ich weiß, was du dachtest. Wenn ich mich dazu entschließe, lasse ich es dich wissen. Aber heute gehe ich nicht mit dir ins Bett, Roger. Tut mir leid, wenn ich einen falschen Eindruck erweckt haben sollte.«

»Aber Angel...«Er versuchte, sie an sich zu ziehen, aber sie entwand sich ihm lachend. Sie steckte zwei Finger in den Mund und pfiff nach einem vorbeifahrenden Taxi. Es hielt am Bordstein an und sie sprang hinein. Roger stand mitten auf der nassen Straße und starrte ihr hinterher, während sie ihm aus dem Rückfenster zuwinkte. Miststück!

Francisco bewegte sich im Schein des Mondlichts durchs Haus, ließ seine Phantasie von der Dunkelheit beflügeln. Er machte kein Licht, sondern zog es vor, die Gewohnheiten seines

Idols zu erspüren, zu riechen, ihre Präsenz zu fühlen. Er kam sich vor wie ein Schatten, wie ein Geist. Die Welt war schöner ohne Licht. Das Licht erschuf Bilder, machte Entstellung und Häßlichkeit sichtbar.

Er stand in ihrem Schlafzimmer und war wie erstarrt. Hauchdünne Vorhänge bauschten sich in der nächtlichen Brise, die schwarzen Silhouetten der Platanen wiegten sich tanzend im Wind. Er atmete das feine Aroma intimer Gerüche ein; Parfüms, Kleider und andere, unbekannte Düfte. Francisco öffnete den Schrank, strich an ihren Kleidern entlang und roch dann an seiner Hand. Er hatte das Gefühl, als habe er den Weg in ihr Herz gefunden. Wenn er doch nur unsichtbar sein, für immer hier verweilen und in ihr Leben eintauchen könnte, in ihre Düfte und Geräusche, wann immer er wollte!

Neben dem Bett stand eine Kommode. Im Dunkeln tastete er über die Oberfläche und entdeckte Bürsten, Nagellacke und Parfumflakons. Er zog eine der Schubladen auf, vergrub seine Hand in den seidigen Wäschestapeln, rieb feine Spitzen und dünne Stoffe zwischen Daumen und Zeigefinger, schwelgte in seinem verbotenen Tun.

Das Hemd klebte ihm am schweißnassen Rücken.

Er dehnte diesen wunderbaren Moment so lange wie möglich aus, doch dann knipste er die kleine Taschenlampe an, die er vorsorglich eingesteckt hatte. Der schmale Lichtfinger tastete sich durch die Schatten, enthüllte die Fotografie eines jungen Mädchens mit seinem Vater und seiner Mutter, eine andere, die eine wunderschöne Frau im Profil zeigte, nackt. Er suchte ihren Toilettentisch und die Schubladen der Kommode ab, aber die Fotos blieben die einzigen Hinweise auf ihre Identität, die er finden konnte. Es gab kein Tagebuch, keine Briefe.

Er ging wieder auf den Kleiderschrank zu, als seine Suche jäh unterbrochen wurde.

Ein Wagen kam die Auffahrt entlanggefahren, und für einen

Augenblick huschten die Lichtkegel von Scheinwerfern durch das Schlafzimmer.

Francisco wagte nicht zu atmen.

Er hörte, wie sich ein Schlüssel im Schloß der Haustür drehte. Von der Diele fiel Licht ins Zimmer.

Angel.

Sie war hier. Sie war ganz nah!

Er hörte, wie sie die Schuhe auf dem Marmorboden abstreifte, hörte das Klirren von Autoschlüsseln auf dem Tisch in der Diele.

Das Herz klopfte ihm bis zum Hals. Wie konnte er sie wissen lassen, daß er hier war, ohne sie zu erschrecken? Was sollte er sagen? Hundertmal hatte er diese Szene in Gedanken durchgespielt, doch jetzt wußte er, daß seine Anwesenheit sich durch nichts rechtfertigen ließ.

Er setzte sich im Dunkeln auf die Bettkante und wartete.

Der Wein hatte sie leicht benommen gemacht. Sie ging ins Badezimmer und schminkte sich ab. Dabei dachte sie an Colombe und lächelte. Sie alle erwarteten von ihr, daß sie sich benahm wie in ihren Filmen. Sie wünschte, sie hätte ein Foto von seinem Gesicht gemacht, als sie ihn abwies.

Nun, vielleicht würde sie sich tatsächlich entschließen, Colombe als Liebhaber zu nehmen. Aber den Zeitpunkt bestimmte sie, nicht er. Zuerst einmal mußte er sich das Recht verdienen, einer ihrer erwählten ständigen Begleiter zu werden.

Sie zog den Reißverschluß ihres Kleids auf und ließ es auf die Fliesen fallen. Dann setzte sie sich auf den Rand der Badewanne, rollte die Strümpfe herunter, und nachdem sie die Unterwäsche ausgezogen hatte, stieg sie in die Dusche. Der heiße Wasserstrahl kribbelte angenehm auf der Haut. Sie schloß die Augen und spürte, wie die Verspannung in ihren Muskeln sich langsam löste.

Erst da fiel ihr auf, daß sie die Hunde nicht gesehen hatte, als sie aus dem Wagen gestiegen war.

Die Hunde stürmten immer bellend auf sie zu, wenn sie nach Hause kam. Sie hatte es vorhin nicht einmal bemerkt. Großer Gott, sie war anscheinend betrunkener, als sie dachte. Wo zum Teufel steckten sie nur?

Merde!

Plötzlich hatte sie Angst.

Sie stellte die Dusche ab. Das Wasser lief ihr aus den Haaren in die Augen, als sie nach einem Handtuch tastete. Sie trocknete sich rasch das Gesicht ab und schob die Tür der Duschkabine zur Seite. Durch die Dampfwolken sah sie eine kleine, untersetzte Gestalt in der Tür stehen.

Sie schrie.

Die Gestalt machte einen Schritt auf sie zu und hielt ihr ihren Bademantel entgegen. »Fürchten Sie sich nicht«, sagte Francisco. »Ich will Ihnen nichts tun.«

Ein Schulkind, dachte sie, beinahe erleichtert. Blazer, kurze Hosen. Doch dann sah sie den Alptraum eines Gesichts, zerknautscht und olivfarben, Bartstoppeln am Kinn, und sie wußte, daß sie sich in höchster Gefahr befand. Sie riß ihm den Bademantel aus der Hand und zog ihn über.

Sie versuchte, mehr Abstand zwischen sich und diese Erscheinung zu bringen, doch ihr Rücken berührte bereits die Kacheln der Dusche.

»Erinnern Sie sich an mich?«

Angélique schätzte die Entfernung zur nächsten verfügbaren Waffe ab. Im Badezimmerschrank befand sich eine kleine Schere. Oder sie konnte sich die Flasche Nagellackentferner schnappen und sie ihm ins Gesicht schütten. Doch das würde bedeuten, daß sie sich auf den nassen Fliesen an ihm vorbeikämpfen mußte. Gab es denn nichts anderes?

»Ich will Ihnen nichts tun«, wiederholte er. »Ich bin Ihr Freund. Ich bin gekommen, um Sie zu beschützen.«

Wie war er ins Haus gelangt? Hatte er die Hunde umgebracht? Was war mit der Alarmanlage geschehen? Er schien nicht bewaffnet zu sein, doch obwohl er so klein war, sah er aus, als sei er sehr kräftig.

»Verschwinden Sie«, sagte sie. Ihre Stimme klang wie ein Quieken.

»Ich könnte Ihnen niemals weh tun.«

»Wollen Sie Geld? Ich habe welches in meiner Handtasche. Unten in der Diele auf dem Tisch. Nehmen Sie sich, soviel Sie wollen und verschwinden Sie!«

Er kam auf sie zu. »Ich will Ihr Geld nicht. Ich will gar nichts. Ich will nur Ihr Freund sein.«

Sie stieß noch einen Schrei aus und rannte durchs Badezimmer zum Toilettentisch. Ihre Finger schlossen sich um den schweren Keramiktopf, in dem sie die Wattebällchen aufbewahrte, die sie zum Abschminken verwendete. Den schleuderte sie ihm mit voller Wucht an den Kopf und traf ihn knapp über dem Ohr. Er taumelte rückwärts, völlig verblüfft. Sie holte noch einmal aus, doch der Dampf des heißen Wassers hatte den glasierten Topf schlüpfrig gemacht. Er entglitt ihren Fingern, flog durchs Bad und zerschellte an der Duschkabine.

Francisco zog in Erwartung weiterer Geschosse den Kopf ein und rannte hinaus.

Sie knallte hinter ihm die Badezimmertür zu und schloß ab.

Im Haus herrschte völlige Stille, doch sie wartete noch eine halbe Stunde, bis sie einigermaßen sicher sein konnte, daß der Eindringling weg war. Bewaffnet mit der Nagelschere und dem Fläschchen mit Nagellackentferner schlich sie auf den düsteren Flur hinaus, rannte ins Schlafzimmer und stürzte ans Telefon. Die Leitung war tot.

Sie ging nach unten. Die Haustür stand sperrangelweit offen, und ihre Autoschlüssel waren vom Tisch in der Diele verschwunden. Was nun?

Sie könnte zu ihren Nachbarn gehen und dort um Hilfe bitten, doch deren Haus lag gut einen Viertelkilometer von ihrem entfernt. Sie müßte die dunkle Auffahrt hinunter und dann die verlassene Straße entlang gehen. Wenn er sie dort aus dem Hinterhalt angriff, im Dunkeln, hätte sie keine Chance, sich zu verteidigen.

Resigniert machte sie die Haustür zu und schnappte sich das längste Messer, das sie in der Küche finden konnte. Dann schaltete sie sämtliche Lichter im Haus ein, ließ sich in der Küche auf einen Stuhl fallen, mit dem Rücken zur Wand, und weinte.

8

Chefinspektor Serge Laborde kletterte aus dem kleinen Polizei-Fiat und schaute sich um. Nettes Plätzchen, stellte er beeindruckt fest.

Einer seiner Mitarbeiter kam die Treppe herunter auf ihn zu geeilt. »Guten Morgen, Inspektor.«

»Guten Morgen, Le Roux. Wie geht es ihr?« Laborde hatte beschlossen, sich persönlich um diesen Fall zu kümmern. Mademoiselle Belmont war die prominenteste Bewohnerin der Stadt, und die Vorstellung, daß ein kleiner Spanner seinen Ruf als *commissaire* dieses Distrikts beschmutzte, behagte ihm gar nicht. Das war genau die Art von Skandalen, die einem die Karriere vermasseln konnten.

»Sie scheint die Angelegenheit mit bemerkenswerter Gelassenheit zu meistern«, meinte Sergeant Le Roux und machte ein enttäuschtes Gesicht. »Sie sieht ganz anders als im

Film.«

»Na, na, Le Roux. Sie sind verheiratet, Ihre Frau ist im vierten Monat schwanger, und demnach sollte Sie das gar nicht interessieren. Was haben Sie herausgefunden, abgesehen von der Tatsache, daß Sie im Herzen immer noch ein romantischer Jüngling sind?«

Le Roux gab sich zerknirscht. »Der Eindringling hat die Hunde betäubt und ist über die Mauer geklettert. Mit Hilfe einer Leiter, die er in einem Schuppen fand, hat er die Alarmanlage außer Betrieb gesetzt und das Telefonkabel gekappt. Er schien genau zu wissen, was er tut. Hat eine Glasscheibe an der Verandatür eingedrückt, um ins Haus zu gelangen.«

»Und gestohlen hat er nichts?«

»Wie es aussieht nicht. Er hat einfach auf sie gewartet, bis sie heimkam.«

»Wann war das?«

»So gegen zehn Uhr gestern abend.«

»Und sie hat uns erst heute morgen verständigt?«

»Er hat, wie gesagt, das Telefonkabel durchgeschnitten und ihre Autoschlüssel mitgenommen. Verständlicherweise hat sie das Haus im Dunkeln nicht verlassen wollen, um Hilfe zu holen.«

»Hat ihn jemand gesehen?«

»Ich habe mich bei den Taxifahrern erkundigt. Einer sagt, er habe einen Mann, auf den die Beschreibung paßt, vor einigen Wochen hierher gefahren. Aber über letzte Nacht habe ich nicht viel herausgefunden. Er hat den letzten Zug nach Paris genommen. Der Fahrkartenkontrolleur sagt, er habe auf dem Bahnsteig einen Zwerg gesehen...«

»Einen was?«

»Einen Zwerg. Er ist zwergenwüchsig, Monsieur.«

»Ein Zwerg? Ein Zwerg bricht hier ein, spaziert dann zwei

Kilometer zum Bahnhof und nimmt den letzten Zug nach Hause? Wie ein Schulbub bei seinem ersten Rendezvous?«

»So scheint es.«

»Merde!«

»Mademoiselle Belmont sagt, sie kenne ihn. Nun, zumindest hat sie ihn wiedererkannt.«

Laborde grinste. So schlecht ließ sich der Tag nun auch wieder nicht an. »Nun, ich glaube, wir können es uns sparen, die Sûrete einzuschalten, was meinen Sie?«

Le Roux grinste zurück. »Ganz Ihrer Meinung, Monsieur.«

»Kommen Sie, wir wollen uns mal mit ihr unterhalten.«

Frankreichs Sensation saß in einem ausgeleierten schwarzen Jogginganzug im Schneidersitz auf einem Ledersofa. Sie hatte kein Makeup aufgelegt und ihre Haare waren fettig und ungekämmt. Auf dem Marmortisch neben ihr stand ein Becher mit kaltem Kaffee.

Laborde setzte sich. »Mademoiselle Belmont? Ich bin Chefinspektor Laborde. Soweit ich unterrichtet bin, hat Sergeant Le Roux bereits ein Protokoll aufgenommen.«

Sie nickte.

»Dieser Eindringling, den Sie beschrieben haben, Sie sagen, Sie hätten ihn wiedererkannt?«

»Ich glaube, ja.«

»Sicher sind Sie sich nicht?«

Sie holte tief Luft. »Ungefähr vor einem halben Jahr habe ich einen Film gedreht, und in einer der Szenen spielte dieser Mann mit, dieser Zwerg. Ich glaube, es war derselbe Mann.«

»Sie können es nicht mit Sicherheit sagen?«

»Nein, ich glaube nur, daß ich sicher bin, fürchte ich.« Sie zwang sich zu einem Lächeln. »Inspektor, es handelte sich um eine sehr kurze und recht unbedeutende Szene, die wir an einem

kaltem Morgen vor sechs Monaten gedreht haben. Ich fürchte, ich habe ihr nicht genug Aufmerksamkeit geschenkt.«

Laborde überlegte. Diesen Mann zu finden, sollte nicht allzu schwierig sein. Seinen Namen und seine Adresse konnte ihnen bestimmt das Besetzungsbüro nennen. Und wenn die Pariser Polizei ihn dann zu einer Vernehmung in sein Büro brächte, wäre sie möglicherweise in der Lage, den Mann eindeutig zu identifizieren. Eine rasche Festnahme käme seinen Vorgesetzten gewiß sehr gelegen.

»Er ist nur ins Haus eingedrungen. Er hat nicht versucht, Ihnen Gewalt anzutun?«

Sie schüttelte den Kopf. »Dazu habe ich ihm keine Chance gegeben.«

Ein Krüppel, dachte er. Ein Perverser, der irgendein abartiges Vergnügen darin fand, Prominente zu beschatten. »Das wäre soweit alles, Mademoiselle. Bestimmt können wir es arrangieren, daß Ihr Haus solange observiert wird, bis wir den Kerl verhaftet haben. Ich bin sicher, daß er harmlos ist, aber wir wollen kein Risiko eingehen.«

»Vielen Dank, Inspektor, das wäre mir sehr angenehm.«

Laborde versicherte ihr, daß sie mit einer schnellen Klärung des Falles rechnen könne und verabschiedete sich. Roux hatte recht, überlegte er beim Wegfahren. Sie sah wirklich völlig anders aus als im Film. Ohne Makeup und den roten Schmollmund sah sie für seinen unmaßgeblichen Geschmack sogar sehr viel besser aus.

Francisco saß in seinem Appartement im Marals und starrte auf die Straße hinunter. Noëlle flipperte im Café gegenüber, vor dem sich eine lachende Gruppe Studenten um eine Lambretta geschart hatte. Wie so oft fühlte sich Francisco als Außenseiter, als monströse Laune der Natur.

Seine Finger fuhren über die violette Beule an seiner Schläfe, und die Erinnerung daran ließ ihn unwillkürlich

zusammenzucken.

Ihm war es gleichgültig, ob die Polizei nach ihm suchte. Er war nutzlos, und er war häßlich. Seine Mutter würde sich schämen, wenn sie ihn so sehen könnte; sein Vater würde ihn auslachen, irgendwo unten in der Hölle, wo er dem Teufel seine Kunst vorführte.

Mein nutzloser, verkrüppelter, häßlicher Sohn. Seht nur, was für ein Clown er ist.

Francisco vergrub das Gesicht in den Händen. Er wollte am liebsten sterben.

Oder einen Mord begehen.

9

Jean Marie d'Alsace besaß den durchtrainierten, muskulösen Körper eines Olympia-Athleten und das Gesicht eines Sonnengottes. Eine einzelne Haarsträhne fiel ihm keck in die Augen. Er sah aus wie ein Dressman, und genau das war er früher auch gewesen. Man hatte sich seines Gesichts und seines Körpers bedient, um Elektrorasierer, Bier und Motorräder zu verkaufen.

Er zog sein Hemd aus. Seine unbehaarte Brust mit den kräftigen Muskelsträngen ließ einen unwillkürlich an eine Rodin-Statue denken. Er brüstete sich damit, auf seinem Bauch Steinbrocken zertrümmern zu können. Er streifte seine Jeans ab und schlenderte zum Bett.

Als er sich bückte, hielt sie das Laken hoch und hüllte ihn damit ein. Ihre sich windenden Körper verschmolzen in einer langen Umarmung. Sie bot ihm ihren Nacken dar und stieß einen leidenschaftlichen Seufzer aus... »Die ist es«, rief der Regisseur.

Angélique stieß den jungen Mann weg und setzte sich auf.

Dann warf sie sich den Bademantel über und verließ, ohne ein Wort an jemanden zu richten, das Set.

Der Mann schlang sich das Laken um die Hüften. Er hatte keine Erektion, und das sollte niemand merken. Die Crew würde ihn nämlich sonst sofort als schwul einstufen und wilde Gerüchte über ihn verbreiten. Er mußte trotz allem an seinen Ruf denken.

Er verstand nicht, was mit ihm los war. Sie machte ihn einfach nicht scharf, auch wenn alle sie mit der jungen Bardot verglichen. Seine Filmpartnerinnen zu verführen war ihm beinahe schon zur Gewohnheit geworden, aber diese hier hatte ihn mit einer derart unverhohlenen Verachtung behandelt, als sei er ein lästiger Straßenköter. Wahrscheinlich war sie lesbisch. Miststück.

Roger Colombe stand an der Schlafzimmertür und unterhielt sich mit einem der Produzenten. Als sie an ihm vorbeiging, grinste er sie an. Sie ignorierte ihn.

Ihr Wohnwagen stand im Kiesweg der Auffahrt. Sie drehten einige Szenen ihres neuen Films in einem Schloß außerhalb von Chantilly, und sie war überrascht, daß er sie hier gefunden hatte. Der Drehort sollte eigentlich streng geheimgehalten werden. Anscheinend hatte er sein Geld auch in dieses Projekt gesteckt.

Sie setzte sich vor den Spiegel und begann, mit einem Kleenex die dicken Lagen von Makeup und Puder zu entfernen. Der kleine Raum war ein einziges Blumenmeer; ihre Garderobiere hatte die einzelnen Sträuße in Vasen gestellt und gezählt - zehn Dutzend dunkelroter Rosen. Der Duft, den sie verströmten, war atemberaubend.

Es klopfte, und gleich darauf erschien Colombes Kopf in der Tür. »Angel?«

»Nein, Interflora. Wollen Sie ein paar Rosen kaufen?«

»So viele Blumen. Da muß ein Mann ja ganz schön verliebt in dich sein.«

»Etwas übertrieben, findest du nicht auch? Du hast mehr Geld als Verstand, Roger.«

Er kam herein und lehnte sich mit dem Rücken an die Tür. »Woher weißt du, daß sie von mir sind?«

»Sind sie von dir?«

»Vielleicht.«

Sie beobachtete ihn im Spiegel. Er lehnte lässig an der Tür, die Hände in den Jackentaschen vergraben. Seine Arroganz irritierte sie. »Was machst du hier?«

»Nur Geschäfte, fürchte ich.«

»Du willst selbst prüfen, wofür sie dein Geld ausgeben?«

»Ich habe nicht den geringsten Zweifel daran, daß sich diese Investition lohnen wird. Dein Name bürgt quasi für den Erfolg.«

»Vielen Dank für dein Vertrauen. Gibt's sonst noch was?«

Er legte seine Hände auf ihre Schultern, genoß das elektrisierende Gefühl der Seide und ihrer warmen Haut darunter. Sie spielte mit ihm, das war klar. Sie hatte ihm auf der Party und anschließend im Restaurant absichtlich falsche Hoffnungen gemacht. Aber das störte ihn nicht. Er kannte dieses Spiel, hatte es selbst schon oft gespielt.

»Ich habe dir ein Dutzend Nachrichten auf Band gesprochen. Du hast nie zurückgerufen.«

»Mein Anrufbeantworter ist kaputt.«

»Am Wochenende fahre ich in meine kleine Hütte am Strand. Vielleicht hast du ja Lust mitzukommen.«

»Und wo steht diese ›kleine Hütte‹ ?«

»In Monte Carlo. Mit Blick auf den Yachthafen.«

Sie lachte. »Gibt es dort fließendes Wasser?«

Er beugte sich herab, um den Duft ihres Haars einzuatmen. Ihre Augen trafen sich im Spiegel. »Ich kann kaum noch schlafen, weil ich ständig an dich denken muß. Du bist die

schönste und anziehendste Frau, die mir je begegnet ist.«

Sie tätschelte seine Hand. »Danke, Roger. Du hast wahrscheinlich recht. Wie gewöhnlich.«

Monte Carlo liegt am Fuße der imposanten Ausläufer der Seealpen. Auf den Klippen erheben sich klobige Appartementhäuser, Jugendstilvillen und prachtvolle Herrensitze in Butterblumengelb und Melonenrot in den azurblauen Himmel. Vor 150 Jahren war Monte Carlo ein abgelegenes Fischerdorf gewesen; heute ist es der Spielplatz der Reichen und Mächtigen; Könige und Premierminister, Ölscheichs und Industriemagnaten sind dort unter sich.

Im Sommer werden die kostbarsten Schmuckstücke aus Paris in die Schaufenster der ansässigen Juweliergeschäfte gebracht, vor denen sich dann lange Schlangen bilden. Vor dem Hotel de Paris, das an eine Hochzeitstorte aus Stein erinnert, parken schneeweiße Rolls Royce Corniches in trauter Eintracht neben roten und weißen Porsches oder goldenen Lamborghinis. In der von einer Glaskuppel überdachten Eingangshalle des Hotels steht eine Bronzestatue von Ludwig XIV., hoch zu Roß. Der eine Vorderlauf des Pferdes glänzt inzwischen wie pures Gold, nachdem ihn Generationen von Spielern in der Hoffnung auf Glück im Vorbeigehen gestreichelt haben. Nebenan, im Casino, funkeln Diamanten in allen Regenbogenfarben in den Dekolletes der Damen in Modellkleidern.

In einem Hubschrauber, der sie am Nachmittag am Flughafen von Nizza erwartet hatte, waren sie über die Felsenkuppen und die sich in tausend Kurven windende Küstenstraße in Monaco eingeschwebt. Colombes ›Hütte‹ entpuppte sich als Fünf-Zimmer-Villa mit Ausblick über den Strand von Monte Carlo, die sich hinter bleistiftdünnen Palmen und duftenden Zitronenbäumen versteckte.

Angélique hatte ihren Koffer noch nicht ausgepackt, da

erschien bereits Colombes Chauffeur in einem schwarzen Mercedes, um sie in die Stadt zu fahren.

Colombe hatte erwartet, daß die Arrangements, die er ihretwegen getroffen hatte, sie beeindrucken würden, doch statt dessen blieb die Atmosphäre zwischen ihnen weiterhin recht kühl. Das Wochenende entwickelte sich ganz und gar nicht in seinem Sinne.

Sie saßen in unterkühltem Schweigen erstarrt auf der Terrasse des Hotels Hermitage bei einem Glas Campari, während die Sonne hinter dem Grimaldi-Palast unterging. Für Anfang Mai war es außergewöhnlich mild, und die Abendluft erfüllt vom Duft der Magnolienblüten und extravaganten Parfüms. Unten im Hafen gingen flackernd die Straßenlaternen an.

»Und, wie findest du Monte Carlo?« erkundigte sich Colombe in dem Bemühen, ein Gespräch in Gang zu bringen.

»Na ja, rasend aufregend ist es nicht gerade, oder?« meinte Angélique. »Aber ich begreife jetzt, warum es bei den Amerikanern und den Arabern so beliebt ist.«

»Ich dachte, es würde dir gefallen.«

»Oh, die Aussicht von hier ist wundervoll«, murmelte Angélique. »Hat deine Frau sie je genossen?«

»Selbstverständlich«, gab Colombe zurück. Eine Spur von Verunsicherung lag in seiner Stimme. Piesackte sie ihn mit Absicht?

»Mit dir?«

»Warum fragst du ständig nach meiner Frau?«

»Warum erwähnst du sie nie?«

»Ich sagte dir doch bereits: Sie führt ihr Leben und ich das meine.«

»Und ist sie glücklich mit ihrem Leben?«

»Natürlich. Sie hat alles, was eine Frau sich wünschen kann.«

»Dich eingeschlossen?«

Seine Wangen glühten jetzt vor unterdrückter Wut. »Was willst du eigentlich von mir?«

»Sind wir deshalb hier? Weil ich etwas von dir will? Oder ist es vielleicht umgekehrt?«

»Ich verstehe dich nicht, Angel. Wirklich, ich verstehe dich absolut nicht.«

Ihre Blicke begegneten sich. »Nein, du verstehst mich nicht, Roger.«

»Vielleicht möchtest du lieber nach Paris zurück. Ich kann es arrangieren, daß mein Chauffeur dich noch heute abend zum Flughafen bringt, wenn du das vorziehst.«

Angélique drehte sich von ihm weg und widmete ihre Aufmerksamkeit wieder den Lichtern im Hafen. So, er verstand sie also nicht. Verstand sie sich eigentlich selbst? Seit dem Tag, als Paul auf dem Boul' Mich' mit dem Lastwagen kollidierte, fühlte sie sich verloren und all ihrer Gefühle beraubt. Was für eine Ironie, dachte sie. Bei der Arbeit vermittle ich Gefühle, die ich nicht empfinde, und in meinem Privatleben beobachte ich mich, als ob ich auf einer Leinwand agiere und Dinge tue, die ich nie wirklich erleben kann. Was ist das für ein unwiderstehlicher Drang, der mich dazu zwingt, Männer zu lieben, die mir eigentlich nichts bedeuten? Dazu drängt sich immer wieder die Horrorvision meiner toten Mutter in mein Leben, und manchmal kommt es mir so vor, als könnte ich mich nie davon befreien...

Unwillkürlich wanderten ihre Gedanken wieder zu dem Zwerg, der in ihr Haus eingebrochen war. Noch eine Horrorvision, die dem realen Vorhandensein von Türschlössern und Mauern dreist die Stirn bietet. Die Grenzen ihres Lebens waren von Angst überschattet, und eigentlich brauchte sie jemanden, der sie vor sich selbst beschützte. Aber wer?

Colombes Blicke ruhten unablässig auf ihr. Er nippte an

seinem Campari und beobachtete sie über den Rand des Glases hinweg, als sie spontan seinen Kopf zu sich heranzog. Sie öffnete die Lippen, küßte ihn und schmeckte den Campari in ihrem eigenen Mund, kalt und bitter, während sie unter dem Tisch mit der Hand nach seinem Bein tastete und ihre Finger über die Innenseite seines Oberschenkels wandern ließ.

Und dann lehnte sie sich unvermittelt zurück. »Du weißt immer noch nicht, warum ich dich will, habe ich recht?«

Er schüttelte den Kopf. »Aber ich bin begierig, es zu erfahren«, sagte er.

»Du bist ein Idiot.«

»Bin ich das?«

»Ich werde dir am Ende nur weh tun.«

»Das Risiko gehe ich gerne ein«, gab er selbstbewußt zurück. Keine Frau hatte ihm bisher je weh getan. Diese hier war zwar außergewöhnlich schön, und das Geheimnisvolle an ihr reizte ihn sehr, aber nein, weh tun konnte sie ihm niemals. Dessen war er sich absolut sicher.

Er trug sie in die Villa und hinauf ins Schlafzimmer. An allen vier Wänden und an der Decke befanden sich dort Spiegel. »Jetzt weiß ich, warum du deine Frau nie mit hierher nimmst«, wisperte sie.

In dem Zimmer hing der schwere Duft der Bougainvillea, die sich an dem schmiedeeisernen Balkon emporhangelte, und über dem Mittelmeer leuchtete, eingerahmt von den großen Balkontüren, ein kreisrunder Mond. Das kühle Licht tauchte den Raum in silberne Schatten.

Anstatt sie auf das Bett zu legen, stellte Colombe sie vor den Spiegel. Er trat hinter sie und streifte ihr die schmalen Träger des Abendkleides von den Schultern. Ihre Haut schimmerte wie Elfenbein. Sanft glitten seine Lippen ihre Wirbelsäule herab, ehe er sich hinkniete, um ihren Körper aus dem seidigen Stoff zu

schälen, der bald wie eine zweite Haut zu ihren Füßen lag.

Mit den Fingerspitzen folgte er den Umrissen einer winzigen karmesinroten Tätowierung, die er an ihrer rechten Hüfte entdeckt hatte. In der diffusen Beleuchtung fiel es ihm zunächst schwer, die Form auszumachen, doch dann wußte er, was die Tätowierung darstellte: ein gebrochenes Herz, das zwei winzige Blutträne weint.

»Du steckst voller Überraschungen«, murmelte er.

»Gefällt es dir, Roger?«

»Es ist aufregend. Wie du.« Sie lächelte zu ihm herab.

Colombe fuhr mit seinem Liebesspiel fort. Er nannte es »Eroberung im Stehen«.

Angélique beobachtete ihn im Spiegel bei seinem Tun. Er beherrscht sein Handwerk, dachte sie. Seine Hände sind zärtlich, seine Bewegungen langsam und gewissenhaft. Er spürte jeder kleinsten Kurve und verborgenen Vertiefung ihres Körpers nach, mit den Lippen und der Zunge, aber seine Augen trennten sich nie von ihrem Spiegelbild. Ich frage mich, wen er beobachtet? Mich? Oder sich?

Er entledigte sich seiner Kleider und drang in sie ein, von hinten. Ihre Körper wanden und bogen sich in synchronen Bewegungen, Colombes Finger liebkosten sie, ließen ihr sämtliche Kunstgriffe angedeihen, die er kannte, und er verharrte an der Schwelle der Lust, solange es ihm möglich war. Doch dann übermannte ihn sein Trieb, er spürte seinen Körper schlingern und zucken, und gemeinsam sanken sie aufs Bett. Er war wütend und enttäuscht, weil er sie ebenfalls zum Höhepunkt hatte bringen wollen, tröstete sich dann aber mit der falschen Gewißheit, daß er sie nun in gewisser Weise besaß.

10

Le Parvis, der Vorplatz von Notre Dame, ist ein beliebter Treffpunkt für Liebespaare, Studenten und Arbeitslose. Jeden Tag finden sich dort Straßenkünstler ein, um die Touristen zu unterhalten, wenn diese aus der berühmten Kathedrale geströmt kommen. Die Einnahmen können sich sehen lassen.

Ramón und Francisco hatten soeben ihre Vorstellung beendet und machten sich daran, weiterzuziehen.

Ramón hievte Francisco auf seine Schultern, den Kassettenrekörder in der einen, die Stofftasche mit ihren Requisiten in der anderen Hand. Beide lachten sie, zufrieden mit den großzügigen Spenden der Mittagstouristen, entzückt über ihre eigene Kunstfertigkeit. Die Touristen starrten sie fasziniert an, eingeschüchtert von dem Riesen mit nacktem Oberkörper, hingerissen von dem Zwerg im grellbunten Kostüm, den er auf dem Rücken trug. In einer Stadt, in der so viel zu sehen gab, waren sie wahrscheinlich das seltsamste Paar, das es zu bestaunen gab.

»Ramón!«

Er fuhr herum. »Nicole?«

Francisco erkannte sie sofort, das Mädchen aus der Wohnung über ihnen. Sie rannte durch die Menge auf sie zu, blaß und hübsch in der Sommersonne, dabei schaute sie sich ständig um, als ob sie jemand verfolgt.

»Was ist denn los?« sagte Ramón. »Was ist denn passiert?«

»Gott sei dank, daß ich euch gefunden habe!«

»Ist jemand hinter dir her?«

Sie packte ihn am Handgelenk. Sie mußte erst einmal verschnaufen und konnte nicht gleich antworten. »Du hast gesagt, daß ihr jeden Tag hier seid«, keuchte sie, und fuhr nach einer kleinen Pause fort: »Aber ich hatte schon Angst, daß ich

euch verpasse.«

»Jetzt erzähl schon, was los ist! Ist es dein Zuhälter, der dir Ärger macht?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein, die *flics!* Sie waren bei mir und haben sich nach deinem Freund erkundigt. Sie haben solange an meine Tür geklopft, bis ich aufgewacht bin, und wollten wissen, ob ich weiß, wo ihr seid. Zwei von ihnen warten immer noch vor eurer Wohnung.«

Francisco rutschte von Ramóns Schultern. Der Riese schaute zu ihm herab, das Gesicht dunkelrot vor Wut und Sorge. *»Madre de Dios!* Was wollen die von dir, kleiner Freund?«

Francisco schüttelte den Kopf. Ramón beugte sich herunter und berührte die bläuliche Stelle am Gesicht seines Freundes. »Es hat was damit zu tun, stimmt's? Was ist passiert? Du hast mir erzählt, du seist gefallen.«

Wie kann ich ihm nur die Wahrheit beibringen? überlegte Francisco, der es plötzlich mit der Angst bekam. Demnach hatte sie ihn also wiedererkannt. Jetzt würde die Polizei ihn verhaften, alles über die falschen Visa herausfinden und sie beide des Landes verweisen. Vielleicht stellten sie sogar Nachforschungen wegen des Brandes an, dem Marquichita und Camino zum Opfer gefallen waren...

»Ich sagte ihnen, ich wüßte nicht, wo ihr seid«, fuhr Nicole fort. »Sie haben an sämtliche Türen im Haus geklopft und sich nach euch erkundigt.«

»Sind sie dir hierher gefolgt?« fragte Ramón sie.

»Glaub' ich nicht.« Sie schaute Francisco an und verzog voller Abscheu das Gesicht. Sie griff nach Ramóns Arm. »Ramón, was ist los? Was hat er getan?«

Francisco wandte den Blick ab, doch Ramón hatte bereits einen Teil der Wahrheit erraten. Er nickte vielsagend. »*Hombre!* An dem Abend, als du mich abgefüllt hast... da hast du mir all

meine kleinen Geheimnisse aus der Nase gezogen, nicht wahr? Und anschließend hast du dich als Einbrecher versucht! Das war sehr schlau... aber auch sehr dumm.«

»Das geht dich nichts an! Ich bin derjenige, der in der Tinte sitzt. Dir passiert nichts. Wenn sie mich ins Gefängnis stecken, dann ist das ganz allein mein Problem.«

»Erzähl mir genau, was du verbrochen hast!« Francisco hatte nicht vor zu antworten. Ramón stellte den Kassettenrekorder und die Stofftasche auf den Boden und ging vor Francisco in die Hocke. »Bitte, erzähl es mir«, bat er ihn. »Wenn ich Bescheid weiß, kann ich dir vielleicht helfen.«

Francisco warf mit einer verzweifelten Gebärde die Hände in die Höhe. »Ich habe ihr nichts getan. Ich wollte nur mit ihr reden.«

»Mit wem?«

»Du weißt schon, die Schauspielerin. Angel.« Ramón sagte eine ganze Weile nichts. Er schloß die Augen und fuhr sich mit der Hand über den braungebrannten Schädel. »Also schön«, meinte er schließlich. »*Lo pasado, pasado. ›*Was geschehen ist, ist geschehen‹. In die Wohnung kannst du erst mal nicht zurück. Komm, setzen wir uns dort auf die Stufen und sehen zu, daß uns irgendwas Schlaues einfällt, wie wir dich aus dieser Patsche holen.«

Angéliques glatter Teint hatte eine bronzene Tönung angenommen, das Resultat des Wochenendes im sonnigen Monte Carlo. Max war traurig zu hören, daß sie sich doch mit Colombe eingelassen hatte, gegen seinen guten Rat; er war traurig, aber andererseits nicht überrascht. Angélique hörte nie auf seine Ratschläge, wenn diese persönliche Dinge betrafen, und tat nie das, was ein konservativer Mensch wie er als klug ansah.

Die frische Farbe, die die Sonne - und vielleicht Colombe -

ihrer Haut verliehen hatten, machte den Kontrast zu ihrem platinblonden Haar noch aufregender. Das dünne weiße Spitzenmieder, das sie unter dem azurblauen Sakko trug, ließ recht viel *decolletage* sehen. Max wußte, daß die anderen Männer sie - und ihn - anstarrten. Er konnte förmlich hören, was in ihren Köpfen vorging: Was macht dieses phantastisch aussehende Mädchen mit so einem alten Knacker?

Nur Geschäfte, beschied er ihnen schweigend.

»Wie gefällt dir die Arbeit mit Jean-Marie?« erkundigte er sich.

Sie schniefte. »Nach jeder Liebesszene muß ich mir als erstes die Zähne putzen. Ich glaube, der Typ lutscht Knoblauch wie andere Leute Bonbons.«

»Er ist der einzige adäquate Partner, den es im französischen Kino für dich gibt. Die Zeitungen sind bereits voll mit Schlagzeilen, daß ihr zusammen einen Film dreht. Und daß er ein Riesenerfolg wird, ist schon so gut wie sicher.«

»Als in den zwanziger Jahren der Tonfilm eingeführt wurde, bedeutete das für viele begnadete Schauspieler das Ende ihrer Karriere, weil sie sich wie Kamele anhörten. Wenn man irgendwann Filme mit Geruch produzieren kann, wird Jean-Marie dasselbe Schicksal ereilen.«

Max erlaubte sich ein dünnes Lächeln. »Wir müssen alle für unsere Kunst leiden.«

»Wie Van Gogh, meinst du? Wenn der gezwungen gewesen wäre, jemanden mit so einem Mundgeruch sechzehn Mal hintereinander zu küssen, hätte es ihm sein Hirn schon viel früher rausgeblasen. Ah, da kommt der Spargel.«

Sie saßen in der Brasserie Lipp, dem berühmten Belle-Epoque-Restaurant an der Rive Gauche, das quasi zu einem Nebengebäude der Nationalversammlung und der großen Zeitungsverlage avanciert war, die sich in nächster Nähe befinden. Max aß dort gern zu Mittag; die Umgebung kam

sowohl seinem Ego als auch seinem Sinn für soziale Gerechtigkeit entgegen. Man konnte dort keinen Tisch reservieren, und es war auch nicht so unverschämt teuer wie in vielen anderen Pariser Szene-Lokalen; aber um einen guten Platz zu bekommen, mußte man wichtig sein. Max bekam immer einen guten Platz.

Während der Vorspeise brachte Max das Gespräch auf den Eindringling, der sie neulich in ihrem Haus überrascht hatte. Angélique hatte ihm nur sehr wenig darüber erzählt, doch was er gehört hatte, reichte, daß er sich Sorgen machte. »Bist du sicher, daß es in Ordnung ist, wenn du so allein dort draußen lebst?«

»Woher weißt du, daß ich allein bin?«

»Bist du?«

Sie lächelte. »Im Moment schon. Mach dir keine Gedanken. Ich werde gut auf deine Investition aufpassen.«

»Du weißt genau, daß du für mich sehr viel mehr als das bist«, neckte er sie. »Und noch etwas sollst du wissen. Ich mache mir ernsthaft Sorgen um dich. Wenn du ein paar Wochen bei mir und Madeleine wohnen möchtest, so bist du herzlich willkommen.«

Sie legte ihre Hand auf die seine. »Du bist sehr lieb, Max. Aber ich komme schon zurecht. Ich habe eine bessere Alarmanlage einbauen lassen und trage mich mit dem Gedanken, einen Nachtwächter anzustellen. Außerdem war das nur ein harmloser Irrer. Du weißt doch, wie französische Fans sind. Die *flics* sagen, sie werden sich der Sache annehmen.«

»Du bist eine bemerkenswerte junge Frau, Angel. Ich glaube nicht, daß ich das Ganze so cool hätte hinnehmen können.«

Er wartete bis zum Kaffee, ehe er das Thema anschnitt, das ihm am meisten Kopfzerbrechen bereitete. »Wie ich hörte, warst du mit Roger Colombe in Monaco.«

»Deine Spitzel arbeiten höchst zuverlässig, Max.«

»Nun, du kennst ja das Sprichwort: In diesem Geschäft kannst du keinen Furz in Paris lassen, ohne daß sich in Saint Tropez jemand die Nase zuhält.«

»Was für ein appetitliches Gesprächsthema beim Mittagessen, Max.«

»Entschuldige. Aber es ist wahr. Du mußt sehr vorsichtig sein.«

Sie hob ihre Augen himmelwärts wie ein Teenager angesichts seines überfürsorglichen Vaters. »Hier kommt die Gardinenpredigt«, kicherte sie mit singender Stimme.

»Er ist ein übler Schürzenjäger, der überall seine Frauen sitzen hat. Sieh nur zu, daß du dich nicht... gefühlsmäßig engagierst.«

»Das Herz hat seine Gründe, Max.«

»Aber unser Gehirn ist für Denkvorgänge besser ausgestattet, Angel.«

Sie grinste ihn an wie ein Schulmädchen, und Max kam sich plötzlich ziemlich töricht vor. Er konnte ihr einfach nicht böse sein. »Ich weiß, du denkst, das geht mich alles nichts an«, sagte er. »Aber wenn du einen Nervenzusammenbruch erleidest und nicht arbeiten kannst, gehen mich zumindest fünfzehn Prozent davon etwas an. Und außerdem widerstrebt es mir grundsätzlich, wenn man dir Leid zufügt«, setzte er brummig hinzu.

»Ich werde es im Gedächtnis behalten«, erwiderte sie.

Doch Max wußte, daß er nicht darauf hoffen konnte.

11

Auf Ramóns Drängen hin, arrangierte es Nicole, daß Francisco vorübergehend bei einem ihrer Freunde in La Defense wohnen konnte. Dort versteckte er sich, tat keinen Schritt aus

der Wohnung, und Ramón besuchte ihn auch nicht, weil er wußte, daß die Polizei ihn observierte. Auf ihre Fragen hin hatte er erklärt, daß Francisco ganz plötzlich verschwunden sei, und er keine Ahnung habe, wo er sich aufhalte. Daß sie ihm das nicht abgekauft hatten, merkte er daran, daß seither Tag und Nacht ein weißer Fiat vor seinem Haus parkte, und er auf Schritt und Tritt überwacht wurde. Francisco hatte eine Frau mit Geld und reichen Freunden belästigt, und das war eine ernste Angelegenheit. Wenn er nicht irgend etwas unternahm, war es nur eine Frage der Zeit, bis sie ihn ausfindig gemacht hatten.

Ramón hatte einen Job im Les Bains gefunden, einem der heißesten Nightclubs der Stadt, wie ein kleines Neonschild in einer schmalen Gasse gleich hinter den Markthallen verhieß. Die Nachtschwärmer, die sich dort trafen, waren eine illustre Mischung aus Geschäftsleuten in Versace-Anzügen und lederbewehrten Punks von der Straße. In den Tagen von Marcel Proust war das Les Bains ein öffentliches Badehaus gewesen, und die Originalkacheln, die noch erhalten waren, boten eine exzellente Akustik für die stampfenden Tanzrhythmen.

Es war Montagabend, dennoch drängte sich auf der unteren Tanzfläche eine schwitzende Menschenmenge, die im Takt des neuesten U2-Hits auf und nieder hüpfte. Oben auf der Galerie saß Angélique, die Hand auf Colombes Oberschenkel drapiert. Auf dem niedrigen Tischchen zwischen ihnen stand ein Eiskübel mit einer Flasche Champagner.

Ramón, der auf eine günstige Gelegenheit wartete, ließ die beiden keine Sekunde aus den Augen. Als Colombe sich seinen Weg in Richtung Herrentoilette bahnte, schlenderte er durch den Raum und setzte sich neben Angélique. Diese fuhr irritiert herum. »Wer sind Sie?«

»Mein Name ist Ramón Suarez, ich arbeite hier. Ich muß mit Ihnen reden.«

Angélique musterte ihn über den Rand ihres Glases hinweg.

Seine Größe allein war schon furchterregend genug, aber sie ließ sich nicht einschüchtern. »Worüber?«

»Es geht um Francisco.«

»Um wen?«

»Er hat sich kürzlich in Ihr Haus in L'Isle-Adam eingeschlichen.«

Angélique stellte ihr Champagnerglas auf dem Tisch ab und betrachtete ihn nun mit einer Mischung aus Furcht und unverblümter Neugier. »Sie kennen ihn?«

»Er ist mein Freund«, erwiderte Ramón.

Angélique hatte sich wieder völlig im Griff. »Was wollen Sie von mir?«

»Ich möchte, daß Sie die Anzeige gegen ihn fallenlassen. Für die Ihnen entstandenen Schäden komme ich selbstverständlich auf.« Er legte einen Packen Scheine vor sie auf den Tisch. Es war das Geld für ihre nächste Monatsmiete.

Angélique lehnte sich zurück und dachte nach. »Weshalb sollte ich das tun?«

»Er wird nicht mehr in Ihre Nähe kommen. Dafür garantiere ich.«

»Ich kenne Sie doch überhaupt nicht. Wie können Sie mir da irgend etwas garantieren?«

»Ich könnte meinen Job verlieren, wenn ich so einfach mit Ihnen rede«, erklärte Ramón und warf dabei einen Blick über die Schulter. Ihr Freund mußte bald zurückkommen. »Sehen Sie, Francisco hat eine kleine Macke, ist aber absolut harmlos. Er würde Ihnen niemals etwas antun. Wenn er das gewollt hätte, warum ist er dann weggerannt? Der kleine Kerl bildet sich ein, in Sie verliebt zu sein, das ist alles.« Ramón erhob sich. »Ich bin aber nicht gekommen, um Sie anzubetteln. Die Entscheidung liegt ganz bei Ihnen.«

Angélique nahm das Geldbündel vom Tisch und hielt es ihm

hin. »Hier, ich brauche Ihr Geld nicht, Monsieur Suarez.«

»Es ist ein Beweis für meine ehrliche Absicht.«

Angélique zuckte die Achseln und ließ das Bündel wieder auf den Tisch fallen.

»Und?« drängte Ramón.

»Ich werde darüber nachdenken«, meinte sie. Ihr war klar geworden, daß dieser Hüne als Gegner weitaus gefährlicher war als sein zwergwüchsiger Freund. Und er hatte sie ebenso mühelos aufgespürt wie dieser Eindringling.

Ramón zog sich in die Schattenwelt der blitzenden Stroboskoplichter und zuckenden Körper zurück, ein Riese, der in dem blütenweißen Hemd und der schwarzen Fliege noch unheimlicher wirkte.

Plötzlich stand Colombe vor ihr. »Wer war das?«

»Offenbar haben wir einen gemeinsamen Bekannten«, meinte sie achselzuckend.

Jetzt sah er die Geldscheine. »Was geht hier vor?«

»Das ist meine Sache«, beschied sie ihm und ließ das Geld in ihrer Handtasche verschwinden. Hatte der Riese etwa versucht, sie zu bestechen? Wenn ja, so war er hoffnungslos naiv; sie verdiente in einer Stunde das Zehnfache dieser Summe. Plötzlich bekam sie Kopfschmerzen. »Ich bin müde«, erklärte sie Colombe. »Ich möchte nach Hause gehen.«

Am nächsten Morgen rief sie Laborde an.

»Ah, Mademoiselle Belmont. Ich nehme an, Sie möchten sich erkundigen, ob meine Kollegen in Paris Ihren mysteriösen Eindringling schon dingfest gemacht haben.«

»Haben sie?«

»Noch nicht. Aber wir sind ganz zuversichtlich, daß...«

»Ich kann ihnen einen Teil ihrer kostbaren Zeit ersparen. Ich ziehe die Anzeige zurück.«

»Aber... aber weshalb denn?«

»Es tut mir leid, wenn ich Ihnen Unannehmlichkeiten bereitet haben sollte.«

Langes Schweigen. »Ich glaube, ich verstehe nicht ganz.«

»Es war einfach nur ein Mißverständnis. Trotzdem vielen Dank für Ihre Bemühungen, Inspektor. Ich werde Ihren persönlichen Einsatz lobend erwähnen, wenn ich das nächste Mal mit dem Minister spreche.«

Damit legte sie auf.

In der Wohnung in La Defense klingelte das Telefon. Francisco riß den Hörer von der Gabel.

»Alles in Ordnung«, sagte Ramón. »Die Angelegenheit ist bereinigt.«

Francisco verschlug es vor Überraschung die Sprache.

»Bist du noch dran?« hörte er Ramón fragen.

»Wie hast du das angestellt?«

»Das tut nichts zur Sache. Du kannst die Wohnung jetzt verlassen. Alles klar?« Er hängte ein.

Francisco sah nachdenklich die Wand an. Er kam sich vor wie ein kleiner Junge, der etwas ausgefressen hatte. Sicherlich, er war Ramón dankbar für seine Hilfe, aber gleichzeitig verabscheute er sie. Er haßte es, weglaufen und sich verstecken zu müssen, während andere die Suppe für ihn auslöffelten, die er sich selbst eingebrockt hatte. Wie seine Mutter damals. Er sollte selbst für seine Sünden geradestehen; das war nur recht und billig. Das war die Pflicht eines jeden Mannes, auch eines Krüppels.

Er faßte jedoch den Vorsatz, seine Galgenfrist sinnvoll zu nutzen. Es war ihm klar, daß er einen schrecklichen Fehler begangen hatte. In ihr Haus einzudringen, war wichtig für ihn gewesen, hatte ihm gestattet, ihr wahres Ich zu atmen, in ihr Herz zu blicken. Aber er hätte nicht versuchen dürfen, ihr

gegenüberzutreten; zumindest noch nicht.

Von jetzt ab würde er sie vor dunklen Schatten bewahren.

12

Der Mercedes war ein ebenholzfarbener, AMG-getunter 500 SEC mit Turbo-Auspuffanlage, Front- und Heckspoilern und im selben Farbton gespritzten Chromteilen. Das Mädchen hinter dem Steuer hatte platinblondes Haar und trug eine Chanel-Sonnenbrille mit lederbezogenen Bügeln. Jeder Mann, der sie über die Champs-Elysees fahren sah, drehte den Kopf und starrte ihr hinterher.

Angélique, eingehüllt vom herben Ledergeruch der Innenausstattung und den hämmernden Rockrhythmen, die aus den Lautsprechern ihrer Kopfstütze dröhnten, nahm diese begehrlichen Blicke überhaupt nicht wahr; sie lauschte dem neuesten »Rattle and Hum«-Hit... *»I still haven't found what I'm looking for...«* Ich habe auch noch nicht gefunden, wonach ich suche, dachte sie. Ich bin berühmt, ich bin reich und kann jeden Mann haben, den ich will. Aber das reicht mir nicht. Nein, ich leide nicht unter irgendeinem Mangel, sondern vielmehr darunter, daß das alles nur ein billiger Ersatz für das ist, was ich wirklich will. Und was ist das?

Sie verließ Paris auf der A13 an der Porte d'Auteuil über die Brücke, die sich hinter dem eleganten Vorort Saint Cloud hoch über die Seine wölbte. Sie fuhr durch einen langen, schmutziggrauen Tunnel, der in eine von immergrünen Nadelbäumen gesäumte Avenue führte, und bog kurz vor Versailles auf die N186 nach L'Isle-Adam ab.

Was will ich denn eigentlich? fragte sie sich noch einmal. Hatte sie nicht bereits alles erreicht? Sie hatte erfolgreich, stark und unabhängig werden wollen - all das, was ihre Mutter hätte

sein können, wenn Marius nicht gewesen wäre. Und das hatte sie mit ihren zwanzig Jahren bereits geschafft. Sie befand sich auf dem Gipfel ihrer Karriere. Und was würde jetzt noch kommen? Mehr Filme. Mehr Geld. Mehr Colombes...

Sie fuhr durch die kleinen Dörfer, die sich an das Ufer der Oise schmiegten, passierte Maisons-Laffitte und Conflans-Saint-Honorine mit den Schleppkähnen, die dort an den Kais festgemacht waren.

Warum war ihr das nicht genug? Warum konnte sie ohne Pillen keine Nacht durchschlafen, warum kam sie nie zum Höhepunkt, wenn sie mit einem Mann schlief? Irgendwie kam ihr das alles vor wie ein schlechter Scherz. Sie war zur Traumfrau aller französischen Männer und zum Vorbild der Frauen geworden, und dabei hatte sie noch nie mit einem Mann einen Orgasmus erlebt. Dieses Kunststück vollbrachte sie nur allein, in der einsamen Dunkelheit ihres Schlafzimmers.

Aber niemals mit einem Mann.

Und immer noch verfolgten sie diese Alpträume. Von Simone. Von Paul...

Sie fragte sich, ob sie sich wohl jemals von dieser Vergangenheit befreien konnte.

Und da war Marius. Er saß noch immer in Melun ein, aber sie sah ihn jetzt kaum noch. Das Schuldgefühl hielt sie wach, die Verbitterung ließ sie nicht los. Drei Jahre noch, dann würde er frei sein. Und was dann? Sie vermied es, sich darüber Gedanken zu machen; sie wollte sich mit dieser Entscheidung nicht auseinandersetzen.

Sie passierte Pontoise und Auverssur-Oise und bog von der Schnellstraße nach L'Isle-Adam ab. Eine Platanenallee, die sich jetzt golden zu färben begann, führte sie zu ihrem Château, das zwei Kilometer vom Bahnhof entfernt lag und von einer hohen Sandsteinmauer umgeben war.

Vor dem Tor brachte sie ihren Wagen zum Stehen - und hielt

erschrocken die Luft an. Wut und Angst stiegen in ihr auf. Genau unter der Videokamera, mit dem Rücken zur Mauer, hockte eine zusammengekauerte Gestalt. Dieser verrückte Krüppel! Er war zurückgekommen! Es war ein Fehler gewesen, auf diesen Kellner im Les Bains zu hören! Was konnte sie von ihm schon erwarten?

Hinter dem Tor beschleunigte sie und trat dann abrupt auf die Bremse.

Das war gar nicht dieser Zwerg!

Sie erkannte den grauen Bart und den verknitterten Anzug; es war der Anzug, den er am Tag seiner Verhaftung getragen hatte. Sie legte den Rückwärtsgang ein, rollte zum Tor zurück und starrte den Mann an, schockiert, fassungslos, befremdet.

Marius.

Sie stellte den Motor ab und sprang aus dem Wagen.

Langsam und mit einem erschöpften Lächeln erhob er sich. »Kleiner Engel«, sagte er und breitete die Arme aus.

Sie umarmte ihn und fragte sich dabei, was sie empfinden sollte.

»Hallo, Papa«, sagte sie.

Die Schäbigkeit seiner eigenen Kleidung wurde Marius noch bewußter, als er seiner Tochter in ihrem modischen Outfit gegenübersaß. Sie war so ganz anders als das Mädchen, das er in Erinnerung hatte. Bei seiner Verhaftung war sie noch ein Kind gewesen; jetzt war sie eine wunderschöne und kultivierte junge Frau mit einer erfolgreichen Karriere, die ihr Ruhm und Reichtum eingetragen hatte. Er wußte nicht, wie er mit ihr umgehen sollte.

In Melun war es einfacher gewesen. Die durch seine Haft bedingte Entfremdung war hinter seiner Gefängniskleidung verborgen. Es war seine Welt gewesen, in der er die Rolle des Opfers spielen konnte. Doch jetzt war er frei und wußte, daß

man ihn genau als das erkannte, was er war.

Ein Versager und Krimineller.

Er kam sich auf einmal wie ein Fremder in dieser Umgebung vor, in der er sich einst so wohl gefühlt hatte wie in einem alten ausgetretenen Paar Schuhe. Das Restaurant war teuer, aber nicht exklusiv. Man hatte einen hübschen Ausblick auf die Oise, deren Wasser in der Nachmittagssonne glitzerte. Der Kellner servierte ihnen Flußkrebse in Weißwein-Sauce.

»Du hättest mir sagen sollen, daß du vorzeitig entlassen wirst«, murmelte sie.

»Ich dachte mir, ich erzähle es dir, wenn du mich besuchen kommst.«

Ein peinlicher Moment. Sie hatte ihn schon seit Monaten nicht mehr besucht. Irritiert wandte sie den Blick von ihm ab.

Was konnte sie darauf erwidern? In den ersten Jahren nach seiner Verhaftung hatte sie versucht, ihn jedes Wochenende zu besuchen. Doch nach jedem dieser Besuche war sie tagelang deprimiert gewesen; sie haßte die gierigen Blicke der anderen Insassen, verabscheute deren Pfiffe und die obszönen Gesten hinter den vergitterten Fenstern. Dann, als es mit ihrer Karriere bergauf ging, waren da die Dreharbeiten, Promotion-Touren, Werbeaufnahmen, Talkshows in Rundfunk und Fernsehen. Aber diese Verpflichtungen waren nicht der eigentliche Grund gewesen, eher eine willkommene Ausrede.

Tatsache war, daß selbst jetzt, sieben Jahre nach dem Tod ihrer Mutter, die Wunde noch genauso schmerzte wie damals. Sie hatte ihm nicht verziehen.

»Man hat mir drei Jahre erlassen, weil ich mich als Musterhäftling geführt habe«, sagte er nach einer Weile. »Aber dankbar bin ich dafür nicht. Und warum nicht? frage ich mich. Vielleicht, weil sie mir niemals die sieben Jahre zurückgeben können, die sie mir genommen haben.«

Sie wollte nicht über Melun sprechen. »Ich freue mich ja so sehr, daß du da bist«, log sie und drückte seine Hand. »Du mußt jetzt einfach alles vergessen.«

Marius spürte ihr Unbehagen. Ein Vater, der plötzlich vor der Haustür steht, und dem man wohl oder übel anbieten muß, bei einem zu wohnen, war gewiß keine freudige Überraschung, dachte er. Sie glaubt, ich werde ihr zur Last fallen. »Ich freue mich auch schrecklich, daß ich jetzt hier bei dir sitzen kann, kleiner Engel«, sagte er.

»Weißt du schon, was du machen wirst?«

»Noch bin ich kein Greis. Ich denke nicht daran, mich in ein Loch zu verkriechen und zu sterben. Wenn ich das gewollt hätte, dann hätte ich es bereits in Melun getan. Nein, ich werde wieder anfangen zu fotografieren. Diesmal jedoch um der Kunst willen, und nicht so sehr des Geldes wegen.« Er kostete den Wein. Ein exzellenter 1983er Cabernet. Die Trauben waren an den Rebstöcken gereift, unter derselben Sonne, vor der sie ihn damals mit dem Zuschlagen der Zellentür ausgesperrt hatten. Ein edler Jahrgang. War er das lange Warten wert? fragte er sich.

»Was sie mir in dem Prozeß vorgeworfen haben, habe ich nicht getan«, flüsterte er. »Ich schwöre dir, daß ich unschuldig bin.«

Angélique schob das Krebsfleisch auf ihrem Teller hin und her und gab keine Antwort.

»Ich habe deiner Mutter nicht weh getan, kleiner Engel. Nein, das habe ich nicht. Wenn sie Marius Belmont jedoch vorwerfen, ein schlechter Vater und Ehemann gewesen zu sein, ja, da haben sie recht, da muß ich meine Hand erheben und mich schuldig bekennen. Aber ich werde versuchen, es diesmal besser zu machen und das Versäumte nachzuholen. Jede Nacht, die ich im Gefängnis verbrachte, habe ich mir selbst das Versprechen gegeben, daß ich, sobald ich frei bin, an dir alles

wiedergutmachen werde.«

Sie schob ihren Teller von sich weg. Sie hatte das Essen kaum angerührt. »Laß uns nach Hause fahren«, sagte sie. »Ich möchte über diese Dinge nicht mehr reden.«

In diesem Augenblick wurde Marius klar, daß es noch ein langer Weg war, bis er seine Schuld getilgt haben würde.

13

Marius wanderte auf der Suche nach Hinweisen durch das ganze Haus.

Angélique war noch vor Sonnenaufgang aufgebrochen, um nach Paris in die Betancourt-Studios zu fahren, wo einige Szenen ihres letzten Films nachsynchronisiert wurden. Er war allein im Haus, allein mit den abstrakten Gemälden, japanischen Vasen und Originalen von Warhol und Whitely an den Wänden. Zum ersten Mal seit sieben Jahren stand es ihm frei, zu tun und lassen, was er wollte. Und er wollte herausfinden, was für ein Mensch seine Tochter geworden war.

Was er fand, war ein Barbotine-Speiseservice in einem der Küchenschränke, noch in den Originalkartons verpackt; blitzende Waschbecken für *Sie* und *Ihn* im Badezimmer, die Seife trocken, die Handtücher jungfäulichweiß und unbenutzt; die kalten Ledersitzgruppen in den unteren Räumen, die mit weißen Schutzbezügen verhüllt waren. Es gab reihenweise Bücher, ledergebundene Gesamtausgaben von Balzac und Dickens, doch als er sie aus dem Regal nahm und aufschlug, mußte er feststellen, daß es nur Attrappen waren, Buchdeckel ohne Seiten. Dies hier war ein Haus, wie man es in den Hochglanzmagazinen für Innenarchitektur fand, teuer und stilsicher eingerichtet, aber ein Heim, das jemandem gehörte, der sein Leben anderswo verbrachte.

Es gab keinerlei persönlichen Dinge, keinerlei Hinweise auf die Bewohnerin selbst. Er hatte damit gerechnet, Bilder zu finden, die sie mit ihren Liebhabern oder anderen Prominenten zeigten; Plakate ihrer Filme an den Wänden, den Cesar, den sie für *Der Bucklige* erhalten hatte; er hatte gehofft, einen noch so bescheidenen Fingerzeig auf das Leben zu finden, das sie jetzt führte. Doch da war nichts dergleichen.

Ein wenig schuldbewußt stieß er die Tür zu ihrem Schlafzimmer auf und ging hinein.

Er ließ seinen Blick durch das Zimmer schweifen, in dem im Gegensatz zu den übrigen Räumen eine chaotische Unordnung herrschte. Das Bett war ungemacht, die Laken auf den Boden geworfen worden. Vor dem Wandschrank lagen Kleider auf dem Fußboden, Dior-, Gaultier- und Chanelmodelle, einige davon noch nie getragen, wie er an den Preisschildern erkennen konnte. Nach außen hin Perfektion, aber im Innern das reinste Chaos.

Neben dem Telefon auf dem Nachttisch ein Anrufbeantworter, aber kein Terminkalender, kein Telefonverzeichnis. Im obersten Ablagefach des Kleiderschranks fand er eine große Pappschachtel mit Filmpreisen und Auszeichnungen, achtlos hineingeworfen wie ausgemusterter Trödel auf einem Flohmarkt. Er zögerte einen Moment, ehe er die Schubladen ihres Nachttischs aufzog.

Leer.

Leer bis auf zwei Fotos von Rambouillet. Das eine, eine Nacktaufnahme von Simone, stammte aus seinem Studio; das andere hatte auf einer Kommode im Eßzimmer gestanden. Ein Schnappschuß von ihm, Simone und der sechsjährigen Angélique, die in die Kamera lächelte. Und das war alles. Das waren die einzigen Erinnerungen, die sie an ihr gemeinsames früheres Leben besaß.

Verwirrt und beunruhigt setzte er sich auf ihr Bett. Das hatte

er nicht erwartet. Das war nicht das kleine Mädchen, das er in Erinnerung hatte, der Teenager mit den Plakaten von Rockstars an den Wänden und der Sammlung teurer Teddybären auf dem Bett, neben dem sich auf einem Tischchen Tagebücher, Zeitschriften und Schulbücher gestapelt hatten. Dies hier war kein Schlafzimmer, sondern ein Ankleidezimmer. Das Haus nur eine Fassade. Die Frau, der all das gehörte, schien gar nicht anwesend zu sein beziehungsweise nicht hier zu leben.

Er hatte erwartet, ja sogar gehofft, daß er nach seiner Entlassung ihre Finanzen in einem desolaten Zustand vorfinden und entdecken würde, daß sie von Agenten, Produzenten und Managern übers Ohr gehauen worden war. Er hatte damit gerechnet, daß falsche Liebhaber und vermeintliche Freunde sie ausbeuteten. Er hatte die Zeitungen und Magazine gelesen, die über ihre ruinösen Liebesaffären spekulierten, und obgleich die Berichte ihn beunruhigt hatten, hatte er die Hoffnung gehegt, daß er nach seiner Entlassung wieder eine zentrale Rolle in ihrem Leben spielen und ihr dabei helfen könnte, ihre Angelegenheiten, geschäftlicher wie privater Natur, in geordnete Bahnen zu lenken.

Nur um ihretwillen hatte er nicht schon vor Jahren aufgegeben. Ihre Existenz allein hielt das Feuer in ihm am Brennen, verankerte in ihm die Überzeugung, daß er noch einen wichtigen Grund hatte zu leben. Er wollte sie beschützen.

Und Melun hatte ihm demonstriert, daß er damit richtig lag. Einige seiner Mitgefangenen hatten Bilder von ihr aus Zeitschriften ausgeschnitten und an die Zellenwände gepinnt, und er wußte, daß sie vor diesen Phantasiebildern masturbierten, und ihre Verderbtheit war eine noch schlimmere Qual für ihn als der Verlust seiner Freiheit. Er saß erst wenige Wochen in Melun ein, als ein großer, kräftiger Bretone ihn provozierte, indem er im Gefängnishof schweinische Bemerkungen über sie machte - er hätte ihn beinahe mit seinen bloßen Händen umgebracht.

Jetzt war er wieder frei, um sich in ihren Augen zu

rehabilitieren, doch es schien, als wollte und brauchte sie ihn nicht mehr. Am Abend zuvor hatte sie ihm ganz deutlich zu verstehen gegeben, daß sie es schätzen würde, wenn er sich nicht in ihr Leben einmischte. Sicher, er konnte ihren Unmut verstehen, er hatte schon einmal versagt, aber diesmal wollte er alles anders machen.

Irgendwie würde er einen Weg finden und sie für die Vergangenheit entschädigen.

Angélique kam erst abends gegen acht aus dem Studio zurück. Als Marius die Scheinwerfer in die Zufahrt schwingen sah, eilte er in die Küche. Er hatte ein besonderes Abendessen zubereitet, ein Gericht, das er manchmal gekocht hatte, als sie noch in Rambouillet wohnten; *magret de canard,* entbeinte Entenbrust in grüner Pfeffersauce. Die Vorbereitungen hatten den ganzen Tag in Anspruch genommen, und er hoffte, sie damit an schönere Zeiten zu erinnern. Er entkorkte eine Flasche Beaujolais, den er dazu ausgewählt hatte.

Die Haustür fiel ins Schloß, und sie rannte durch die Halle und die Treppe hinauf. Augenblicke später hörte er die Dusche rauschen.

Er deckte den Tisch mit ausgesuchter Sorgfalt, legte eine frisch gebügelte weiße Leinendecke auf, packte das Barbotine-Geschirr aus und stellte venezianische Weingläser neben die Gedecke. Nach den sieben Jahren in Poissy genoß er das Kerzenlicht, das sich in den Kristallgläsern brach, mindestens genauso wie das Betrachten des abendlichen Sonnenuntergangs.

Heute abend würde er seine Tochter noch einmal kennenlernen.

Angélique kam in einem hautengen, hochgeschlitzten schwarzen Abendkleid die Treppe heruntergeeilt und befestigte im Laufen einen ihrer Perlenohrstecker. Als sie den gedeckten Tisch sah, blieb sie stehen und starrte ihn völlig verdutzt an.

»Was machst du denn da?« fragte sie.

»Sieht man das denn nicht?«

Sie zuckte die Achseln. »Ja, schon. Aber warum?«

»Du gehst doch nicht aus, oder?«

»Doch, und ich bin schon spät dran. Ich habe eine Verabredung zum Abendessen.«

Marius war gekränkt und verunsichert. »Aber... ich habe für dich und mich gekocht. Es ist mein erster Tag in Freiheit... mein erster ganzer Tag zu Hause.«

»Tut mir leid«, sagte sie, sah dabei aber eher ärgerlich als schuldbewußt aus.

»Du hättest mir Bescheid sagen sollen.«

»Bescheid sagen?«

»Dann hätte ich mir nicht die ganze Mühe gemacht.«

Sie hantierte immer noch mit ihrem Ohrring herum. »Ich habe dich nicht gebeten, dir irgendwelche Mühe zu machen. Schau, du brauchtest einen Platz zum Wohnen, und ich sagte, du kannst hier wohnen. Aber ich habe dich nicht gebeten, mich zu bekochen. Ich führe jetzt mein eigenes Leben, Papa.«

»Ja«, murmelte er. »Natürlich, entschuldige.«

Sie trat vor ihn hin und legte die Hände auf seine Schultern. »Das war ganz lieb von dir. Wirklich«, sagte sie und gab ihm einen Kuß auf die Wange.

Er zwang sich zu einem Lächeln. »Und - wo gehst du hin?«

»Ins Grand Vefours.«

»So?«

»Wie meinst du das?«

»Ohne BH.«

»Hör dich an! Du klingst direkt wie mein Vater!« Sie neigte den Kopf zur Seite. »He, das war ein Scherz. Lächle.«

»Le Grand Vefours! Ich hoffe, er bezahlt, wer immer es ist.«

»Warte nicht auf mich«, sagte sie, gab ihm noch einen Kuß und ging.

Er hörte den Mercedes-Turbo den Kiesweg der Einfahrt entlangröhren. So hatte er sich das nicht vorgestellt. Nein, so nicht. All seine guten Vorsätze, die er verwirklichen wollte und jetzt brauchte sie ihn nicht mehr. In seiner Verzweiflung packte er die Leinendecke und riß sie vom Tisch. Laut klirrend zerschellten das neue Porzellan und die Kristallgläser auf dem Fußboden.

14

Marius bekam Angélique erst zwei Tage später wieder zu Gesicht. Zwei Tage lang wanderte er durch das leere Haus und die gepflegten Gartenanlagen, plante die Unterhaltungen, die er mit seiner Tochter führen würde, versuchte, die Grundlage für ein neues Leben aufzubauen. Aus den Vorräten, die er in der gutsortierten Küche fand, kochte er raffinierte Mahlzeiten, die er allein zu sich nahm. Er sah fern, trank Kaffee und wartete.

Nach der ersten Nacht war er verärgert. Nach der zweiten Nacht, die er allein im Haus verbrachte, wurde er zornig.

Am dritten Abend, als er endlich das Knirschen der Wagenräder auf dem Kies hörte, zitterte er vor Wut.

Die Haustür wurde zugeschlagen. Als er hörte, wie Angélique auf dem Weg zur Treppe ihre Handtasche und die Autoschlüssel auf den Marmortisch in der Diele warf, kam er aus dem Wohnzimmer gestürzt, um ihr den Weg abzuschneiden. »Wo warst du?«

Angélique blieb auf der halben Treppe stehen. Sie strich sich das Haar aus der Stirn und starrte ihn entgeistert an. »Was?«

»Wo bist du gewesen!«

»Ich verstehe nicht«, sagte sie, doch der scharfe Klang ihrer

Stimme verriet ihm, daß sie sehr wohl verstanden hatte.

»Was für ein herzlicher Empfang.«

»Die ganze Zufahrt ist mit bunten Fähnchen beflaggt, und ich habe Luftballons und ein Spruchband bestellt. Entspricht das deinen Erwartungen?«

Marius durchquerte die Diele, die Hände zu Fäusten geballt. Er hätte sie am liebsten geohrfeigt. »Nein, aber nach sieben Jahren Gefängnis hatte ich eigentlich erwartet, daß du ein wenig Zeit für mich erübrigst. Du behandelst mich wie einen...«

»Wie einen was?«

Wie einen Verbrecher, dachte er.

»Wir haben so viel Zeit nachzuholen!« brüllte er.

»Nein, Papa. Zeit, die vergangen ist, ist unwiderruflich vergangen. Man kann sie nicht zurückholen.« Sie schüttelte den Kopf. »Was hast du denn erwartet?«

»Das nicht, Angélique. Nein, das nicht.«

»Du willst, daß ich wegen dir mein normales Leben unterbreche, habe ich recht?«

»Ja. Wenigstens für ein paar Tage!«

»Das geht aber nicht.«

»Sag mir, wo du so lange gewesen bist!«

»Ich habe gearbeitet, Papa. Manchmal wird es sehr spät im Studio, und dann habe ich nicht immer Lust, den weiten Weg von Paris nach Hause zu fahren. Reicht das als Erklärung?«

»Wo hast du übernachtet?«

»Das geht dich nichts an.« Sie drehte sich um und machte einen Schritt die Treppe hinauf.

»Angélique!«

Sie hielt inne und funkelte ihn zornig an.

Marius spürte, wie sich seine Wut verflüchtigte. Zurück blieb ein dumpfer Schmerz in seiner Magengrube, ein harter Kloß aus

Angst, Reue und Verwunderung. »Wo ist mein kleines Mädchen?« flüsterte er.

»Sie ist erwachsen geworden, Papa. Und damit laß es gut sein.«

»Aber was ist nur aus ihr geworden?«

»Wovon redest du?«

»Dieses Haus! Hier ist nichts, es ist leer. Wo ist das kleine Mädchen, das ich in Erinnerung habe, das kleine Mädchen mit dem schlampigen Zimmer, in dem überall Spielzeug und Bücher herumlagen? Dieses Haus, das bist nicht du. Es ist, als ob du hier überhaupt nicht wohnen würdest!«

»Das geht dich nichts an! Ich führe jetzt mein eigenes Leben! Du glaubst, du kannst einfach zurückkommen und mir wieder vorschreiben, wie ich zu leben habe? In diesen sieben Jahren bin ich erwachsen geworden, ohne dich, Papa. Und wenn ich genau darüber nachdenke, habe ich immer mehr oder minder ohne dich gelebt!« Sie rannte die Treppe hinauf.

»Liegt dir denn an niemandem mehr etwas?«, schrie er ihr hinterher. »Liegt dir nicht einmal mehr was an deinem eigenen Vater? Wer bist du jetzt? Wo ist mein kleiner Engel?«

Die Schlafzimmertür schlug zu.

Marius setzte sich auf die unterste Stufe, sackte förmlich in sich zusammen. Er hatte geglaubt, seine Sünden abgebüßt zu haben, als sich vor wenigen Tagen die Tore von Melun für ihn geöffnet hatten. Aber das war ein Irrtum gewesen. Die Strafe dauerte weiterhin an. Nur jetzt war es seine eigene Tochter, die die Folterinstrumente bediente.

Er erkannte Angélique nicht wieder. Seinen kleinen Engel. Das zwölfjährige Mädchen mit den strahlenden Augen hatte sich zu einer völlig fremden Person entwickelt. Wie konnte er nur herausfinden, wer sie geworden war?

15

Nicole wachte auf und streckte sich ausgiebig. Ihre geschmeidigen Bewegungen und das verschlafene Blinzeln erinnerten Ramón unwillkürlich an ein junges Kätzchen. Auf ihrer linken Brust prangte eine Tätowierung, ein rotes Herz mit der Inschrift PAPA, in dicken blauen Buchstaben. Ramón hatte beschlossen, sie niemals darauf anzusprechen.

Nicole angelte träge nach dem Wecker, der neben dem Bett stand. Gleich acht Uhr abends. Zeit für sie beide, sich für die Arbeit fertigzumachen. Ramón arbeitete von neun bis vier Uhr morgens und ging dann schlafen. Mittags stand er wieder auf, um mit Francisco die Touristen zu unterhalten, anschließend kam er zurück und schlief mit Nicole, die ihre Wohnung aufgegeben hatte und bei ihnen eingezogen war.

Sie schlüpfte aus dem Bett, und Ramón schaute ihr beim Anziehen zu. Sie war schön, obgleich sie nichts dafür tat. Trotz ihrer Tätigkeit waren die Kleider und Farben, die sie wählte, nicht dazu angetan, ihren Körper vorteilhaft zur Geltung zu bringen. Die Wirkung, die sie auf Männer ausübte, schien ihr gleichgültig zu sein, so als ob diese nichts mit ihr zu tun hätte. Sie akzeptierte ihre Ausstrahlung als das, was sie war: ein Gutschein für ihren täglichen Lebensunterhalt, der irgendwann einmal verfallen würde. »Wenn sie mir die Karte zum letzten Mal geknipst haben, setze ich mich in England zur Ruhe«, hatte sie ihm einmal erklärt. »Ich werde mir ein kleines Hotel kaufen und ein strenges Auge auf meine männlichen Gäste haben. Nach zehn Uhr abends darf keiner mehr das Haus verlassen. Ich werde die Hüterin der öffentlichen Moral werden.«

Sie kratzte den rosa Kaugummiklumpen vom Bettpfosten und steckte ihn in den Mund. Sie nahm ihn ausschließlich für Ramón heraus; ihre Kunden küßte sie niemals auf den Mund.

»Dein kleiner Freund ist noch nicht zurück«, sagte sie.

Ramón tat ihre Bemerkung mit einem Achselzucken ab. Francisco ging oft abends aus, ins Kino oder auf einen Kaffee in den Tabakladen gegenüber. Es war ihm irgendwie unangenehm, in der Wohnung zu sein, wenn Ramón und Nicole im anderen Zimmer im Bett lagen. Ramón konnte das verstehen.

»Francisco kommt schon zurecht«, meinte er.

Sie saß auf der Bettkante und zog sich die Schuhe an. »Er ist schon ein merkwürdiger Typ.«

»Weil er ein Zwerg ist?«

»Nein, nicht nur deswegen.«

»Warum dann?«

Nicole knöpfte sich die Bluse zu. Untenherum war sie immer noch nackt. Im Gegensatz zu anderen Frauen, die er kannte, war ihre Unterhose immer das letzte Kleidungsstück, das sie anzog. »Zuletzt an - zuerst aus«, sagte sie immer.

»Ich mag es nicht, wie er mich anschaut«, erklärte sie. »Er hat es auf Frauen abgesehen. Er hätte Michelle haben können, damals als er bei ihr wohnte, als er sich vor den *flics* versteckte. Sie sagte mir, daß sie es umsonst mit ihm machen würde, weil sie neugierig war, wie es wohl mit einem, du weißt schon, einem Zwerg sein würde. Aber er hat sie abgewimmelt.«

Ramón zuckte die Schultern. Wer wußte schon, was in Franciscos Kopf manchmal vorging?

»Hat er es je mit einer Frau getrieben?«

»Ich glaube nicht.«

»Armer kleiner Tropf.«

Ramón stützte sich auf seinen Ellbogen. Nicole war fertig angezogen und setzte sich vor den Spiegel, um sich die Lippen zu schminken und die Wimpern zu tuschen.

»Meinst du... du könntest ihm einmal aushelfen?« fragte er vorsichtig.

Nicole drehte sich um und starrte ihn entgeistert an. »Ich soll mit ihm vögeln?«

»Nur einmal, ich meine, es soll nicht zur Gewohnheit werden.« Als Nicole nichts dazu sagte, fuhr er fort: »Weißt du, mir tut der kleine Kerl einfach leid. Immerhin ist es doch dein Job, oder? Du brauchst dabei auch den Kaugummi nicht aus dem Mund zu nehmen.«

Nicole drehte sich wieder zum Spiegel um. »Das ist pervers.«

»Warum? Du tust das doch jeden Tag. Ich bezahle dich auch dafür.«

»Hm, ich weiß nicht...«

»Stell dir mal ein Leben ohne Sex vor. Kein Wunder, daß er komisch ist.«

Sie schüttelte den Kopf. »Er bedeutet dir wirklich eine ganze Menge, nicht wahr?«

»Jemand muß sich ja um ihn kümmern.«

»Warum?«

Ramón antwortete ihr nicht, und Nicole wußte, daß es klüger war, nicht weiter nachzubohren. Statt dessen sagte sie: »Hat er einen großen oder einen kleinen? Ich hab gehört, daß Toulouse-Lautrec in einem Bordell gewohnt hat. Die Mädchen dort nannten ihn Teekanne, weil er so klein war und sein Ding so groß.«

»Wirst du es tun?«

»Ich... werd's mir überlegen.«

»Er ist mein Freund, Nicole. Außerdem hat er heute Geburtstag.«

Sie stand auf und hängte sich die Tasche um. »Und was ist, wenn es mir mit ihm Spaß macht? Was machst du dann?«

»Na ja, er ist mein Freund«, meinte er lässig.

Die Antwort schien Nicole zu enttäuschen. »Weißt du, ein

Mädchen muß wissen, wo es steht, glaube ich.«

Als Francisco kurz vor zehn zurückkehrte, glaubte er, allein in der Wohnung zu sein und ließ sich auf das abgewetzte Sofa fallen. Ein kleines, heruntergewirtschaftetes Kino um die Ecke hatte an diesem Abend Angels *Bonjour Tristesse* gezeigt. Er fühlte sich deprimiert und gleichzeitig aufgewühlt, wie immer, wenn er sie auf der Leinwand agieren sah. Er kam sich vor wie ein Drückeberger, der sein Schicksal beständig ignorierte. Er sollte bei ihr sein und sie nicht anstieren wie ein Voyeur.

Er ging in die Küche, um sich eine Flasche Rotwein aus dem Schrank zu holen, als er hinter sich ein Geräusch hörte. »Ramón?«

»Ramón ist nicht da«, sagte Nicole, »aber er hat mich gebeten, dir etwas zu geben.«

Francisco drehte sich um. Nicole stand in der Schlafzimmertür, nackt von der Hüfte abwärts bis zu den hochhackigen schwarzen Stöckelschuhen. In ihre Schamhaare hatte sie eine hübsche rosa Schleife gebunden. »Dein Geburtstagsgeschenk. Von Ramón.«

Francisco starrte sie völlig verdutzt an. »Willst du nicht die Schleife abmachen und nachschauen, was es ist? Mitnehmen wirst du es leider nicht können, aber ich bin sicher, daß dir die Verpackung gefällt.«

Ihre Bluse war nicht zugeknöpft. Sie stemmte eine Hand in die Hüfte und schob dabei auffordernd das bißchen Stoff zur Seite, das ihre Brust verhüllte. Das also kann Mutter Natur vollbringen, wenn sie guter Stimmung ist, dachte Francisco, der sich plötzlich seiner eigenen Häßlichkeit schämte wie jemand, der sich in Arbeitsklamotten auf einer Cocktailparty wiederfindet.

»Was ist denn, Francisco?«

»Ich kann nicht.«

Ihr Lächeln war nicht unfreundlich oder spöttisch. »Gefalle ich dir denn nicht?«

»Doch, du bist schön. Sehr schön sogar.«

»Also, was ist dann?«

Sie nahm ihn an der Hand und zog ihn ins Schlafzimmer. Die Bettdecke war zurückgeschlagen. Sie setzte sich auf die Bettkante und zog ihre Bluse aus. Francisco konnte kaum atmen, sein Mund war staubtrocken. Er wußte nicht, was er tun sollte.

Sie streckte die Hand aus und zog ihn zu sich heran; dann nahm sie seine Hand und legte sie auf ihre Brust. Sie fühlte sich weich und warm an, und er streichelte sie zärtlich, mit offenem Mund wie ein staunendes Kind. Währenddessen knöpfte sie ihm die Hose auf. Sie hatte schmale Hüften, und er starrte auf die kleine Wölbung ihres Bauches, hypnotisiert von ihrem Duft und ihrem Körper. Er beschloß, nicht daran zu denken, daß Ramón sie wahrscheinlich dafür bezahlt hatte, daß dieses wunderschöne Mädchen ihn nicht wirklich liebte.

Er küßte ihre Wange, ihren Hals und kletterte dann aufs Bett zwischen ihre Beine. Wieder berührte er ihre Brüste, ehrfürchtig wie ein Priester eine Ikone berührt. Seine Hände zitterten, als er vorsichtig ihren Oberkörper nach hinten aufs Bett drückte. Er lag jetzt zwischen ihren Beinen und fragte sich, was er als nächstes tun sollte. In der Hoffnung auf irgendeine Ermutigung oder Anleitung sah er sie an und stellte fest, daß sie die Augen zugepreßt hatte.

»Nicole«, flüsterte er.

Sie zitterte wie ein Blatt im Herbststurm.

»Nicole?«

Da schnellte sie hoch, ganz unvermittelt, und stieß ihn vom Bett. »Ich kann's nicht! Ich kann's einfach nicht!« schrie sie. »Ich habe das Gefühl, als ob ein Käfer auf mir herumkriecht!«

Sie schnappte sich ihre Kleider und rannte aus der Wohnung.

Francisco hörte sie den ganzen Weg die Treppe hinunter schluchzen.

16

Angélique kam eines Nachmittags zeitig von Filmaufnahmen zurück und stellte erleichtert fest, daß niemand im Haus war. Marius fuhr häufig mit dem Zug nach Paris, wo er den ganzen Tag in der Stadt herumlief und fotografierte. Sie freute sich darauf, endlich wieder einmal für einige Stunden allein in ihrem Haus zu sein.

Er wohnte jetzt schon fast einen Monat bei ihr, und sie fragte sich des öfteren, wie lange er noch vorhatte, bei ihr zu wohnen, oder ob er etwa plante, für immer bei ihr zu bleiben. Sie hatte versucht, ihn dazu zu ermutigen, sich ein neues Leben aufzubauen. Sie hatte ihn in verschiedene Geschäfte begleitet, damit er sich eine neue Kameraausrüstung und die notwendigen Apparaturen kaufen konnte, um seine Filme zu entwickeln. Sie hatte sogar seinetwegen mit Leuten aus der Zeitungsbranche gesprochen, die sich noch an Marius' Arbeiten erinnerten und gewillt waren, ihm wieder Aufträge zu geben.

Doch Marius sagte, er sei nicht daran interessiert.

Statt dessen begann er, langsam aber sicher ihr Haus zu übernehmen, in dem sie ihm drei Zimmer in der oberen Etage überlassen hatte. Eines davon war jetzt sein Schlafzimmer, im anderen hatte er seine Dunkelkammer eingerichtet, und im dritten sein Studio. Aber bisher hatte er ihr noch nicht gestattet, einen Blick auf seine neuen Arbeiten zu werfen.

Nun beschloß sie spontan, daß sich eine günstigere Gelegenheit nicht so bald wieder bieten würde.

Gespannt zu sehen, wie sich die frühere Leidenschaft ihres Vaters nach sieben Jahren Melun entwickelt hatte, ging sie nach

oben.

Der Raum, den er als sein Studio bezeichnete, war leer. Die lange Fensterfront zerteilte das einfallende Sonnenlicht in helle Streifen, die sich auf den glänzenden Oberflächen der Schwarzweißbilder vereinigten, die an den kahlen Wänden festgepinnt waren.

Unwillkürlich erinnerte sich Angélique an eine andere Gelegenheit, vor vielen Jahren, als sie auf einer ähnlichen Entdeckungsreise in sein Heiligtum eingedrungen war und fragte sich, was ihr seine Bilder diesmal verraten würden.

Sie war auf alles vorbereitet, nur nicht auf diese Art von Bildern...

... ein Pariser Clochard von den Seine-Ufern, mit einem drei Tage alten Stoppelbart, einer Flasche billigen Fusel in der Hand und braunen Zahnstummeln, die aussahen wie Grabsteine. Er brüllte etwas in die Kamera, und seine Augen glitzerten wie die eines Irren.

... ein Kind, das auf einem Randstein hockte und einen toten Hund streichelte. Aus der Schnauze des Hundes rann Blut. Möglich, daß ihn ein Auto überfahren hatte, doch das Foto schwieg sich darüber aus. Wie eine häßliche Puppe lag er im Schoß des Kindes, das weinte und seinen Kummer in die Kamera zu schreien schien. Hinter ihm erhoben sich die grauen Türme von La Defense.

... an der anderen Wand ein Polizist, der den Verkehr an einem Motorradunfall vorbeidirigierte. Er hatte dem Blutbad den Rücken zugekehrt, die Kamera fing nur die schockierten Gesichter der Neugierigen im Vordergrund ein. Am äußersten Bildrand, ganz unscheinbar, waren die blutigen Umrisse eines Körpers zu erkennen, der aus der Windschutzscheibe eines Wagens ragte.

... oder das Porträt eines Priesters, der eine Zigarette rauchte. Sein Gesicht war von tiefen Falten durchzogen, und in seinen

grauen Augen lag ein Ausdruck, der entweder Zynismus oder aber Kapitulation verhieß.

Es waren allesamt gute, ja sogar brillante Aufnahmen, aber nicht die Art von Bildern, mit denen ihr Vater sich einst seinen Namen gemacht hatte; keines dieser Bilder zeigte eine Frau. Vielmehr zeigten sie nichts, was man im entferntesten als glamourös bezeichnen konnte beziehungsweise besaß keines der Bilder eine Art von Schönheit, die über die nackte Wirklichkeit hinausging. Doch diese schwarzweißen Beweisstücke der Niedergeschlagenheit ihres Vaters verschafften ihr keinerlei Befriedigung.

Sie verließ das Studio und machte die Tür hinter sich zu. Das war ein ganz anderer Marius als der, den sie in Erinnerung hatte. Es war so, als habe sie in die Seele ihres Vaters geschaut und entdeckt, daß diese sich völlig verändert hatte. Auf einmal wurde ihr klar, daß sie nicht abschätzen konnte, was sie von ihm zu erwarten hatte.

Diese Bilder zeigten etwas Unheimliches, Düsteres, etwas Gefährliches. In diesem Augenblick wünschte sie sich, mehr als je zuvor, daß er niemals zurückgekommen wäre...

Roger Colombe saß in seinem Büro im zweiten Arrondissement, dessen riesige Fensterfront einen großartigen Ausblick über die Stadt bot. Touristenboote schipperten die Seine hinauf und hinunter, der Berufsverkehr quälte sich über die Stadtautobahn, die parallel zum Fluß verlief, doch die dicken Fensterscheiben sperrten den Straßenlärm aus.

Colombe griff nach dem elfenbeinernen Brieföffner und schlitzte die Umschläge seiner privaten Post auf, einen nach dem anderen. Er tat das ganz automatisch, öffnete immer erst alle Umschläge, ehe er dann die einzelnen Briefe herausnahm. Doch plötzlich hielt er inne. Einer der Umschläge war mit Buchstaben adressiert, die aus einer Zeitung ausgeschnitten

waren.

Die unheilvolle Anonymität erschreckte ihn. Er setzte sich ruckartig auf und riß den Umschlag auf, in dem ein DIN-A4-Blatt mit weiteren aufgeklebten Buchstaben steckte. Er faltete es auseinander und las:

WENN SIE IHR WEH TUN, WERDEN SIE DAFÜR

BEZAHLEN ICH STEHE AUF DER SEITE DER ENGEL.

Minutenlang starrte Colombe auf den Briefbogen. Das war eine Drohung. Ganz eindeutig. Aber von wem? Und in welchem Zusammenhang? Seine Hand schwebte über dem Telefon. Vielleicht sollte er das der Polizei melden. Er zögerte. Was konnte die schon unternehmen? Ihm raten, einen Leibwächter zu engagieren? Kam gar nicht in Frage. Er hatte in seiner Jugend Kampfsport betrieben und es bis zum schwarzen Gürtel gebracht. Außerdem verabscheute er Filmstars und Manager, die sich ohne ihre Hundert-Kilo-Amme keinen Schritt aus dem Haus trauten.

Nein, das war bestimmt nur irgendein Spinner.

Er knüllte den Brief zusammen und warf ihn in den Papierkorb.

17

Angélique erwachte, als die Morgendämmerung graugelb über die Schieferdächer von Paris kroch. Das Bett neben ihr war leer. Colombe war weg. Er stand jeden Morgen um sechs Uhr auf, um im Bois zu joggen. Das Interesse, das er seinem Körper im Bemühen, den Zahn der Zeit aufzuhalten, entgegenbrachte, hatte Angéliques Ansicht nach etwas so Zwanghaftes an sich, daß er ihr beinahe leid tat. Sie setzte sich auf und strich sich das Haar aus der Stirn. Die seidenen Bettbezüge fühlten sich kalt an; Rogers Appartement hatte um diese Uhrzeit eine unheimlich

deprimierende Ausstrahlung, entschied sie. Am Abend, wenn die Lichter von Paris durch die großen Fenster hereinleuchteten und sich auf dem Marmorboden spiegelten, herrschte eine heimelige Atmosphäre in der Wohnung, aber am Morgen wirkte sie kalt steril und leer.

Colombe übernachtete während der Woche meist in diesem Appartement an der Avenue Ingres im 16. Arrondissement und fuhr nur an den Wochenenden in sein Château bei Lyon. Seiner Frau hatte er erklärt, daß eine Stadtwohnung für seine Arbeit sehr viel praktischer sei.

Seit Marius in ihr Haus in L'Isle-Adam eingezogen war verbrachte Angélique mehr und mehr Zeit in Colombes Wohnung, zu der sie einen eigenen Schlüssel besaß. Am Morgen versuchte sie jedoch, wenn möglich noch vor Rogers Rückkehr zu duschen und die Wohnung zu verlassen da es für sie nichts Deprimierenderes gab, als mit ihm zu frühstücken.

Sie stand auf und sammelte nackt, wie sie war, ihre Sachen vom Fußboden auf; das Lagerfeld-Abendkleid, ein Cartier-Armband mit Rubinen, Saphiren und Brillanten, das Colombe ihr am Nationalfeiertag geschenkt hatte. Am Abend zuvor hatten sie vor *»tout Paris«* geglänzt. Sie hatten bei *Lucas Carton* diniert und anschließend in der Oper ihre Logenplätze, nur Sekunden bevor sich der Vorhang zu einer Aufführung von »Carmen« hob, eingenommen.

Roger ist solch ein Angeber und Blender, dachte Angélique. Er hat kein echtes Interesse an Opern oder gutem Essen. Das einzige, wofür er sich interessiert, ist sein Ego.

Plötzlich überfiel sie eine gedrückte Stimmung. Sie setzte sich wieder aufs Bett und starrte den leeren Stuhl in der Ecke an. Einen Augenblick lang stellte sie sich vor, daß Simone auf diesem Stuhl säße und sie beobachtete, mit einem schmerzlichen und fragenden Ausdruck im Gesicht. Das Bild war so real, daß Angélique beinahe vor Scham den Blick abwendete.

»Warum tust du das?« hörte sie Simone fragen.

Warum ich das tue? Warum? »Für dich«, flüsterte sie.

»Das ist sinnlos, mein Engel. Du bist nicht glücklich dabei. Tu so etwas nicht für mich.«

»Ich muß es aber tun.«

»Und dieser Mann, der ist genau wie dein Vater. Warum schläfst du mit ihm? Er liebt dich nicht. Er benutzt dich doch nur.«

»Das weiß ich«, sagte sie laut. Simone, gerade Simone sollte verstehen, daß sie sich nicht täuschen ließ. Doch dann verschwand das Bild, und sie starrte wieder auf den leeren Stuhl. Sie kam sich albern vor.

Sie duschte, holte die Jeans und ein T-Shirt aus ihrer Tasche, zog sich an und verließ schnellstens die Wohnung. Sie zitterte am ganzen Leib. Das alles war freilich nur Einbildung gewesen, und doch fühlte sie sich, als sei ihr soeben ein Geist erschienen.

Marius lümmelte vor dem laufenden Fernseher auf dem Sofa. Vor ihm auf dem Fußboden lagen etliche Videokassetten verstreut, meistens Kopien ihrer Filme, neben ihm stand eine Flasche Johnnie Walker. Das Glas mußte ihm aus der Hand gefallen sein. Sein Atem roch nach Alkohol.

Über den Bildschirm flimmerte gerade eine Szene aus *Der Glöckner,* in der sich Quasimodo durch die Straßen hinter Notre-Dame schleppte, während die gröhlende Menge mit Fingern auf ihn zeigte...

»Was für ein häßlicher kleiner Affe!«

»Sein Vater war der Teufel persönlich!«

»Sieh ihn nicht an, das bringt Unglück!«

»Er ist verflucht!«

Sie schaltete das Videogerät aus. Marius schreckte aus dem Schlaf hoch. Er setzte sich auf, rieb sich das Gesicht und strich sich die stahlgrauen Haare aus den Augen.

»Hast du die ganze Nacht auf dem Sofa geschlafen?« fragte ihn Angélique.

Er nickte, noch ganz benommen vom Schlaf. »Möchtest du eine Tasse Kaffee?«

»Wie spät ist es?«

»Gleich sieben.«

»Sieben? Du warst wieder die ganze Nacht aus?«

»Ich bin inzwischen ein großes Mädchen, Papa. Ich mache dir einen Kaffee.«

Er folgte ihr in die Küche. Er war völlig zerschlagen, sah grau und sehr alt aus. Unter seinen Augen lagen dunkle Schatten, die Haut unter seinem Kinn war faltig. »Wer ist dieser Mann, bei dem du letzte Nacht gewesen bist?« wollte er wissen. »Ist es Colombe?«

»Woher kennst du Roger?«

»Ich gehe hin und wieder aus und rede mit Leuten.«

»Mit welchen?«

»Mit deinem Agenten zum Beispiel.«

»Max?« Sie stellte die Kaffeemaschine an und überlegte sich dabei eine passende Antwort. »Ich habe zufällig gestern mit ihm zu Mittag gegessen, aber er hat nicht erwähnt, daß er dich gesehen hat.«

»Ich bat ihn, dir nichts davon zu erzählen.«

»Er sollte eigentlich so klug sein und keine Gerüchte über seine Klienten verbreiten.«

»Wenn er mit mir über meine eigene Tochter spricht, dann hat das nichts mit Gerüchteverbreiten zu tun, finde ich. Außerdem, was macht das schon für einen Unterschied? Ich könnte genausogut den *France Soir* aufschlagen oder mir die Bilder in *Paris Match* anschauen.«

»Und?« Sie spürte, daß sich ein Streit ankündigte. Und

obwohl sie sich vorgenommen hatte, an diesem Morgen nicht mit ihm zu streiten, merkte sie, wie sich ihr Vorsatz verflüchtigte.

»Also, was hast du mit einem solchen Mann zu schaffen?«

»Das geht dich nichts an, Papa. Mit wem ich mich treffe oder mit wem ich in Bett gehe, das ist ganz allein meine Sache. Permanent von Paparazzi verfolgt zu werden, ist eine Geschichte, mit einem zusammenleben zu müssen, eine ganz andere.«

Marius überging ihren Einwand. »Dieser Mann ist verheiratet und hat überall irgendwelche Frauen sitzen. Wie ich hörte, wollte er vor ein paar Jahren für die republikanische Partei kandidieren, doch aus Angst vor Skandalen haben sie ihn ganz schnell wieder von der Liste genommen. Was willst du mit so einem Mann? Das einzige, was ihn interessiert, ist der Inhalt seiner Brieftasche und das Dreieck zwischen den Beinen einer Frau.«

»Ich finde das gar nicht komisch, Papa. Du fängst an, mir entsetzlich auf die Nerven zu gehen. Ich bin müde. Ich leg' mich nochmal hin.« Damit huschte sie an ihm vorbei.

»Bleib hier! Ich rede mit dir!«

Angélique blieb in der Tür stehen. »Das hier ist mein Haus und mein Leben. Wenn es dir nicht paßt, wie ich lebe, dann kannst du gerne ausziehen.«

Marius starrte sie in hilfloser Verzweiflung an.

Ramón fand Nicole im Café gegenüber am Flipperautomaten. Auf der dicken Glasplatte lag eine brennende Gauloise, in der Hand hatte sie eine Flasche Artois. Nicole war gut im Flippern; sie konnte mit einem Franc Einsatz einen ganzen Vormittag lang spielen. Ihr Körper bog sich im Rhythmus des Spiels, während der Automat eine Serie von Mißklängen von sich gab.

Ramón stand hinter ihr und schaute ihr zu. »Viel losgewesen letzte Nacht?«

»Normal.«

»Irgendwas Interessantes?«

Sie zuckte mit den Achseln und trank einen Schluck Bier, während die Kugel zwischen den Puffern hin und her schoß und die Punkteanzeige ratterte. »Ein paar Stammkunden und ein Mormonen-Missionar aus Salt Lake City. Der versuchte mich sogar noch zu bekehren, als er sich schon die Hose aufknöpfte.«

»Ein Mormone? Kannte er Michael Jackson?«

»Den kennt doch jeder.«

Sie versuchte sich auf das Spiel zu konzentrieren, spürte aber, wie sich Ramóns Blick in ihren Hinterkopf bohrte. Ihre letzte Kugel verschwand zwischen den Gummischwingen. Wütend knallte sie die Bierflasche auf die Glasplatte. »Scheiße, nur wegen dir.«

»Ich habe nur zugeschaut.«

Sie wirbelte herum, lehnte sich mit dem Rücken an den Automaten und verschränkte energisch die Arme vor der Brust. »Also los. Frag mich.«

»Was denn?«

»Na, wegen Francisco.«

Er hob seine mächtigen Schultern und ließ sie fallen. »Was ist mit Francisco?«

»Hat er es dir erzählt?«

»Er hat den ganzen Morgen kein Wort gesagt.«

Nicole schämte sich, und das machte sie noch wütender. Ramón hatte sie dazu überredet, es mit ihm zu tun, und jetzt fühlte sie sich mies, weil sie es nicht getan hatte. Das war unfair. »Ich konnte es nicht. Klar? Tut mir leid. Aber da gibt es nichts zu diskutieren.« Da sie es nicht fertigbrachte, ihm in die Augen

zu schauen, drehte sie sich um und steckte einen weiteren Franc in den Geldschlitz des Flippers.

Er wartete, bis sie mit dem Spielen angefangen hatte. »Warum nicht?«

»Ich konnte es einfach nicht.«

Sie hörte ihn seufzen. Er schien nicht sauer zu sein, nur enttäuscht. Und das war viel schlimmer.

»Ich dachte, als Professionelle könntest du ihm den Gefallen tun.«

Die Kugel rollte wieder ins Aus. »Verloren«, sagte sie. »Ich verliere sonst nie.«

»Ist doch nur ein Spiel.«

»Ach, laß mich in Ruhe.«

»Armer kleiner Kerl. Manchmal glaube ich, er ist der einzige Freund, den ich auf dieser Welt habe«, sagte Ramón. Dann trank er ihr Bier aus und verließ das Café.

18

Im Londoner Savoy Hotel, im Thames-Foyer, steht mitten im Raum ein großer Konzertflügel, der von kostbaren Kristallüstern erleuchtet wird und sich in den vergoldeten Barockspiegeln, die alle vier Wände zieren, spiegelt. In diesem Ambiente pflegt die vornehme Londoner Gesellschaft, mit dem ihrem Stande angemessenen Benehmen, den Fünf-Uhr-Tee einzunehmen. Nur selten mischen sich amerikanische oder australische Akzente unter das diskrete Gemurmel der Londoner Noblesse, und noch seltener trifft man dort Gäste aus Japan oder den Emiraten an. Steve McQueen, so erzählt man sich, wurde vor Jahren aus diesem exklusiven Hotel gewiesen, nachdem man ihn dabei ertappt hatte, wie er sich in seiner Suite einen Hamburger zu braten versuchte. Das Savoy ist noch immer von vornehmster

Eleganz. Colombe fühlte sich ausgesprochen wohl in dieser Umgebung. Schon vor Jahren war er zu dem Schluß gelangt, daß Reichtum und die damit verbundenen Privilegien die einzig erstrebenswerten Dinge des Lebens waren. Und schöne Frauen natürlich; jede Menge schöner Frauen. Zufrieden mit sich und der Welt studierte er seine Begleiterin. Angélique hatte sein Ansehen erheblich gesteigert, und der unverhohlene Neid, den ihre Beziehung bei seinen Geschlechtsgenossen auslöste, verschaffte ihm beinahe ebensoviel Befriedigung wie das Verhältnis mit Angélique an sich.

Und dennoch enttäuschte sie ihn. Seit vier Monaten schlief er mit Angélique, die sich ihm stets willig, ja sogar leidenschaftlich hingab, aber noch kein einziges Mal zum Höhepunkt gelangt war. Er hatte sich wirklich alle erdenkliche Mühe gegeben, es mit allen Tricks versucht, war zeitweise geradezu davon besessen gewesen, sie zu befriedigen, doch inzwischen begann ihn diese Herausforderung zu langweilen. Jede andere Gespielin mit diesem Fehler hätte er schon längst abgelegt, doch Frankreichs Sexsymbol Nummer eins als Geliebte zu haben, war ein exklusives Vergnügen, auf das er noch nicht verzichten wollte.

Beim Gedanken an Angélique fiel ihm wieder dieser anonyme Brief ein. Vor zwei Tagen hatte er eine weitere rätselhafte Warnung erhalten, ähnlich wie die erste, aus Buchstaben zusammengesetzt, die der Absender offensichtlich aus der Zeitung ausgeschnitten hatte. Diesmal lautete der Text: »WENN ENGEL WEINEN, WERDEN MÄNNER BLUTEN.« Seine Neugier war fraglos geweckt, doch er weigerte sich schon aus Prinzip, sich davon einschüchtern zu lassen.

Angélique beobachtete ihn mit ihrem typischen, spöttischen Lächeln, das ihn manchmal auf die Palme brachte. »Woran denkst du?« fragte er sie.

»Ich habe mir gerade überlegt, mit welchem Argument ein Hotel diesen total überhöhten Preis für ein Glas Orangensaft

rechtfertigen würde.«

»Nun, das Savoy berechnet dir im Grunde nicht nur den Preis für ein Glas Saft. Wofür du bezahlst, ist vielmehr die Gelegenheit, dieses in Gesellschaft von Medienbaronen und Filmstars zu dir zu nehmen.«

»Ein Filmstar bin ich selbst.«

»Gut, betrachten wir die Sache andersherum. Wo würdest du denn sonst deinen Orangensaft trinken wollen? Wenn man reich ist, muß man sein Geld für irgend etwas ausgeben. Und dabei kann man ebensogut jedermann wissen lassen, daß man begütert ist.«

Sie schüttelte den Kopf. »Du hast wirklich das sagenhafte Talent, jede Logik auf den Kopf zu stellen.«

»Möglich. Und du hast das Talent, deine Gedanken zu verbergen. In Wirklichkeit hast du gar nicht über Orangensaftpreise nachgedacht.«

Sie lächelte. »Nein.«

»Siehst du, ich kenne dich schon ein bißchen. Aber trotzdem habe ich noch nicht herausgefunden, warum du dich für mich entschieden hast. Was willst du von mir, Angel?«

»Ich möchte, daß du mich heiratest.«

Sein Lachen klang betont lässig. »Und warum sollte ich das wollen?«

»Findest du das so amüsant?«

»Wir sind beide erwachsene Menschen, wir verstehen einander. Du hast deine Karriere, und ich habe eine Frau und Kinder, die ich sehr liebe.«

»Wenn du sie so sehr liebst, warum sind sie dann in Lyon, während du mit mir hier in London beim Tee sitzt?«

Darauf gab er ihr keine Antwort.

»Wie ist deine Frau? Ist sie schön?«

Colombe behagte diese Art von Unterhaltung überhaupt nicht, doch er murmelte: »Sie ist anders als du.«

»In welcher Weise?«

»Sie ist mit dem zufrieden, was sie hat.«

»Bist du da sicher?«

»Glaub mir, ich kenne meine Frau.«

»Du kennst sie und schläfst mit mir. Aber mich kennst du kaum, wie du gesagt hast. Ist das deiner Meinung nach logisch, *cherie?«*

»Solche Dinge kann nur ein Mann verstehen«, entgegnete er, und seine Handbewegung sagte, daß er damit das Thema als erledigt betrachtete.

»Ich möchte deine Gattin gerne einmal kennenlernen. Sie muß eine bemerkenswerte Frau sein.«

»Das kannst du vergessen.«

»Wie schade.«

Er hob in gespielter Unterwerfung die Hände hoch. »Ich bin nicht nach London gekommen, um mich mit dir zu streiten«, sagte er und stand auf. »Ich gehe ins Bett.«

»Es ist hellichter Nachmittag.«

»Die Nächte sind zum Schlafen da, die Nachmittage für die Liebe. Kommst du mit?«

»Selbstverständlich!« Sie grinste eine matronenhafte englische Lady am Nachbartisch an, die ihre Unterhaltung mitangehört hatte. »Wozu hat man denn sonst eine Geliebte, nicht wahr?«

Paris:

Es war Mitte August. Die meisten Pariser waren vor der hochsommerlichen Hitze aus der Stadt geflohen und hatten sie den Touristen aus Deutschland, den USA und Schweden

überlassen. In dieser Jahreszeit verwandelt sich die französische Metropole in eine Stadt der Fremden, wo Männer in Hawaiihemden über Stadtplänen grübeln, mit Videokameras bewaffnete Japaner in Horden den Louvre stürmen, schmuddelige Tramper mit ihren Rucksäcken auf den Stufen von Notre-Dame herumlungern, und Touristen aus dem hohen Norden und solche aus Asien einander im Café de la Paix und im Deux Magots neugierig bestaunen.

Ramón und Francisco saßen auf der Treppe vor der Kirche Saint-Germain-des-Près und zählten die Münzen, die Francisco in seinem Hut gesammelt hatte. Auf der anderen Straßenseite ging die Vorstellung munter weiter, die Feuerschlucker und Akrobaten setzten sich für die Touristen, die unter der grünen Markise des Deux Magots ihren Kaffee schlürften, immer wieder aufs neue in Szene. Nebenan im Flore hielten attraktive und gutgekleidete junge Männer diskret unter den Tischen Händchen.

»Deutsche, Japaner und Schwule«, sagte Ramón. »Was ist nur aus dieser Welt geworden?«

Francisco nuschelte eine unverständliche Antwort.

»Was ist denn los mit dir?«

Schweigend fuhr Francisco fort, die Münzen zu kleinen Türmen zu stapeln.

Ungehalten warf Ramón die Münztürme um und ging zwei Stufen nach unten, damit er Francisco geradewegs ins Gesicht sehen konnte. »Bist du sauer auf mich?«

»Warum sollte ich auf dich sauer sein?«

»Seit drei Tagen hast du kaum ein Wort mit mir gesprochen. Was ist los?«

Francisco wandte sich angelegentlich den verstreuten Münzen zu, baute mit unendlicher Geduld neue Türmchen auf. »Ich bin nicht sauer auf dich.«

»Ist es wegen Nicole?«

»Weshalb sollte ich dir deshalb böse sein? Oder mich darüber aufregen, daß du mir eine Nutte kaufst, ohne mich vorher zu fragen? Warum sollte ich sauer auf dich sein, nur weil du mich wie einen Idioten hast dastehen lassen?«

»Ich dachte, ich tue dir damit etwas Gutes.«

Bei der Erinnerung an dieses unmögliche Mißgeschick röteten sich Franciscos Wangen vor Zorn und vor Scham.

»Warum erzählst du mir nicht, was schiefgelaufen ist?«

»Ich will darüber nicht reden.«

»Wie es aussieht, will keiner von euch beiden darüber reden. Ich dachte, ich sei dein Freund, aber du willst mir nicht sagen, was dich bedrückt. Nennst du das vielleicht Freundschaft?«

Wütend fegte Francisco mit der Hand über die aufgestapelten Münzen, die daraufhin klirrend die Stufen hinunterhüpften und auf den Gehsteig rollten. Ramón schnappte sich sogleich Franciscos Narrenkappe und rannte damit die Treppe hinunter, um den Lohn ihrer nachmittäglichen Arbeit einzusammeln, ehe es ein anderer tat.

»Warum suchst du dir immer diese Sorte von Frauen aus?« schrie ihn Francisco an.

»Welche Sorte von Frauen? Wovon redest du?«

»Frauen wie Nicole! Frauen wie Marquichita!«

Ramón starrte ihn mit großen Augen an. »Du wußtest das?«

»Warum hast du mir damals nicht erzählt, daß du was mit ihr hast? Statt dessen schaust du zu, wie ich mich vor ihr zum Trottel mache, und treibst es heimlich mit ihr auf der Wiese hinter...«

»Du hast mir hinterherspioniert!«

Während sie sich anbrüllten, klaubte Ramón den Rest der Münzen auf. Inzwischen hatte sich eine Gruppe von Studenten

und Touristen auf dem Gehsteig versammelt und verfolgte interessiert ihre hitzige Auseinandersetzung, die offenbar viel unterhaltsamer war als die Darbietungen der anderen Straßenkünstler.

»Wenn du es mir gesagt hättest, hätte ich mich nicht dermaßen zum Idioten gemacht!«

»Das hättest du so oder so getan! Außerdem habe ich sehr wohl versucht, dich zu warnen. Aber du wolltest ja nicht auf mich hören! Ich sagte dir doch, daß sie ein Miststück ist!«

»Wie lange bist du mit ihr gegangen?«

»Ungefähr ein halbes Jahr. Sie hat es nur getan, um Camino zu ärgern, weil sie es genoß, wenn sich die Männer um sie prügelten. Mich hat sie auch zum Trottel gemacht, denk dir nichts! Frauen sind Teufel, allesamt!«

Erst als ein Teil der Zuschauer Ramóns Feststellung mit lautem Applaus und Gejohle quittierte, merkte Francisco, daß sie Publikum hatten.

»Du hättest es mir sagen sollen«, wiederholte er murmelnd.

Ramón sammelte die letzten Münzen auf. »Hätte das irgendeinen Unterschied gemacht?«

Francisco hatte keine Lust weiter zu streiten. Er wußte, daß er Unsinn redete. Es war nur der Schmerz, der aus ihm herausgebrochen war, und außerdem mußte er seinen Zorn an irgend jemandem auslassen. Die Welt würde nie etwas Gutes für ihn bereithalten.

»Trotzdem, ich mag die Frauen immer noch!« brüllte er und stapfte unter dem tosenden Beifall der Umstehenden davon. Ramón warf ihnen einen wütenden Blick zu, setzte sich auf die Stufen und begann das Geld zu zählen.

19

Roger Colombe hatte eine anstrengende Woche in Zürich, New York und Tokio verbracht, um Kapital für einen Vorstoß in das französische Kabelfernsehen zu organisieren. Doch sein straffer Terminkalender hatte ihm noch genügend Zeit für vergnüglichere Momente gelassen: In Japan hatte sein Gastgeber ihm eine junge Geisha aufs Zimmer geschickt, und während seines Aufenthalts im New Yorker Hilton hatte er eine attraktive Stewardess verführt. Das waren zusätzliche Leckerbissen gewesen, die er sich neben seiner gewohnten Diät leistete, doch als er am Pariser Flughafen Charles de Gaulle landete, waren seine Gedanken wieder ganz auf die Herausforderungen und Rätsel gerichtet, die seine gegenwärtige Geliebte für ihn bereithielt. Ein junger Mitarbeiter seines Pariser Büros erwartete ihn bereits mit seinem schwarzen SEL am Flughafen und chauffierte ihn von dort direkt nach L'Isle-Adam.

Angélique hatte es sich auf einer Bambusliege auf der Terrasse hinter dem Haus mit der neuesten *Vogue*-Ausgabe bequem gemacht. In Griffweite stand ein Eiskübel mit einer Flasche Perrier. Sie blickte von ihrer Zeitschrift auf und hob überrascht die Brauen.

»Sag mir, daß du mich vermißt hast«, flüsterte er.

Angélique zog die Stirn in Falten und machte ein nachdenkliches Gesicht. »Warten Sie. Sagen Sie's mir nicht... Dir Name liegt mir auf der Zunge...«

»Wenn du mir deine Zunge gibst, werde ich deiner Erinnerung umgehend auf die Sprünge helfen.« Er küßte sie leidenschaftlich, nahm ihr dann die Zeitschrift aus der Hand und schleuderte sie übermütig in den Pool. »Seit einer Woche denke ich ausschließlich an deine Oberschenkel.«

»Was deine Verhandlungen, speziell mit den Japanern, gewiß erheblich erschwert hat.«

»Ich muß dich haben«, sagte er. »Jetzt sofort.«

Sie schlang die Arme um seinen Nacken. »Glaubst du, das ist ein geeignetes Heilmittel gegen den Jetlag?«

»Das beste überhaupt.«

»Sollen wir hinauf ins Schlafzimmer gehen?«

»So lange kann ich nicht warten«, erklärte er.

Die Fahrertür des schwarzer Mercedes in der Zufahrt stand sperrangelweit offen. Anscheinend hatte der Fahrer es zu eilig gehabt, um sie zu schließen. Marius stieg aus seinem Citroen und musterte den anderen Wagen mit ausgesprochenem Mißfallen. Er konnte sich denken, wer der Besitzer war. Also würde er Colombe doch noch kennenlernen. Er stürmte ins Haus, rannte von Zimmer zu Zimmer und rief Angéliques Namen. Schließlich fand er sie auf der Terrasse. Sie saß rittlings auf Colombes Schoß, den langen, weiten Sommerrock über seine Knie gebreitet. Sie winkte Marius zu.

»Papa, komm her, ich möchte dich mit Roger bekanntmachen.«

Marius trat auf die Veranda hinaus. Er nickte dem anderen Mann zu, der sich auf der Liege zurückgelehnt hatte, die Hände immer noch an Angéliques Hüften. Um seine Lippen spielte ein gezwungenes Lächeln.

Keiner der beiden Männer machte Anstalten, dem anderen die Hand zu schütteln.

»Monsieur Colombe, ich habe schon viel von Ihnen gehört.«

»Nur Gutes, will ich hoffen«, entgegnete Colombe leichthin.

»Nein, eigentlich nicht. Die meisten Leute bezeichnen Sie als wertloses Stück Scheiße.«

»Aber Papa!« rief Angélique entrüstet.

Marius musterte seine Tochter mit einem harten Blick. Dann sah er etwas Weißes hinter der Liege auf den Fliesen. Er brauchte nur eine Sekunde, um zu erkennen, was es war: ihr

Slip. Das erklärte Colombes blödes Grinsen, und warum keiner der beiden aufgestanden war, um ihn zu begrüßen.

»Merde!« murmelte er, drehte sich auf dem Absatz um und ging zurück ins Haus.

Kurz darauf hörte Marius den Mercedes wegfahren. Er gab sich alle Mühe, seine Wut zu ignorieren und sich statt dessen auf seine Arbeit zu konzentrieren. Er stand über eine flache Schale mit Entwicklerflüssigkeit gebeugt und beobachtete, wie die schemenhaften Bilder langsam Gestalt annahmen. Er hatte den Nachmittag mit einer früheren Geliebten verbracht und einige Porträts von ihr geschossen. Zwölf Jahre waren seit ihrer letzten Begegnung vergangen, und das Wiedersehen hatte bei ihm einen bittersüßen Nachgeschmack hinterlassen. Er wußte, daß seine Kamera das Altern einer wunderschönen Frau eingefangen hatte, die Anmut, Würde und Traurigkeit, die die feinen Linien und Schatten ihres Gesichts verrieten. Das waren die ersten Bilder, die er seit seiner Entlassung von einer Frau gemacht hatte, ein Erlebnis, das für ihn einer Aufarbeitung seiner Probleme gleichkam. Früher hätte eine so intime Fotosession im Bett geendet, heute hatten er und die Frau sich hinterher auf eine Tasse Kaffee zusammengesetzt und sich über ihre Kinder unterhalten.

Die Tür flog auf, und das grelle Licht, das in die Dunkelkammer flutete, zerstörte die empfindlichen Negative, noch ehe sie sich vollständig entwickelt hatten.

Marius wirbelte herum. »Angélique! Wie kannst du...«

Ihre Stimme schnitt jede weitere Maßregelung ab. »Ich will, daß du ausziehst, Papa.«

»Was?«

»Du trampelst wie ein Elefant durch mein Leben und beleidigst meine Liebhaber in meinem eigenen Haus! Du hattest die Chance, mein Vater zu sein. Aber du hast dich als unerträglich erwiesen!«

»Angélique, nimm Verstand an! Willst du dich wirklich auf seine Seite stellen? Siehst du denn nicht, was für eine Sorte Mann er ist? Er benutzt dich doch nur!«

»Ein Charakterzug, der dir nicht unbekannt ist, wie ich annehme!« Sie drehte sich um und stürmte hinaus. Marius rannte ihr hinterher.

»Ich will nur nicht mitansehen, wie du dein Leben an ein Stück Dreck vergeudest!«

»Meine Mutter hat es doch auch getan«, gab Angélique zurück. »Warum stört es dich plötzlich, wenn ich das gleiche tue?«

Ihre Worte trafen ihn wie ein Schlag ins Gesicht. »Ich habe den Preis für meine Fehler bezahlt!« protestierte er. »Jeden Tag, sieben Jahre lang!«

»Das war nicht der Preis, Papa. Das war nur die Anzahlung.«

Das Schild an der Tür besagte:

ERMITTLUNGEN PRIVAT UND GESCHÄFTLICH

Marcel Barbout war ein unscheinbarer Mann. Dies war, wie Francisco annahm, für den Beruf, den er ausübte, sicherlich von Vorteil. Die Zigarettenasche auf seinem Anzug und die nikotinverfärbten Finger waren offenbar das Resultat vieler mit Warten verbrachter Stunden, in denen es außer Rauchen nichts zu tun gab. Er stellte Francisco keine Fragen, und solange er bar bezahlt wurde, schien es ihm gleichgültig zu sein, wozu die Informationen, die er besorgte, verwendet wurden.

Der Teppich in seinem Büro hatte schon bessere Zeiten gesehen, ebenso wie der große graue Aktenschrank, der sich mit einer Mausefalle eine staubige Ecke teilte.

»Haben Sie meinen Bericht fertig?« erkundigte sich Francisco, nachdem er Platz genommen hatte.

»Vielleicht können wir zunächst das Geschäftliche erledigen«,

sagte Barbout und schob ihm die Rechnung über den Tisch. Francisco las die Gesamtsumme und spürte, wie ihm schwach wurde. Die ganze Geschichte war viel teurer geworden, als er erwartet hatte. Er griff in seine Jackentasche und brachte ein mit einem Gummiband zusammengehaltenes Bündel Banknoten zum Vorschein. Es war das Geld, das er und Ramón in einer Kaffeebüchse gespart und hinter dem Kühlschrank versteckt hatten. Früher oder später mußte er Ramón das Verschwinden ihrer eisernen Reserve erklären.

»Vielen Dank«, sagte Barbout und steckte das Bündel ein. Im Gegenzug händigte er Francisco einen braunen Umschlag aus. »Möchten Sie meine Dienste noch weiterhin in Anspruch nehmen?«

»Wenn ja, werde ich mich wieder bei Ihnen melden«, sagte Francisco.

Nachdem er sich verabschiedet hatte, zündete Barbout sich eine neue Gauloises an und schaute nachdenklich aus dem Fenster. Nur ganz wenige seiner Klienten gehörten zu der Klasse, die man gemeinhin als *»le tout Paris«* bezeichnete, und noch weniger zählten zur Prominenz. Daher wunderte er sich um so mehr, welche Verbindung zwischen einem Roger Colombe und diesem seltsamen kleinen Mann bestehen mochte. Doch das, vermutete er, würde er wahrscheinlich nie erfahren.

Er verstaute das Geld in einer kleinen Stahlkassette, die er anschließend in seinem Schreibtisch einschloß.

Francisco lag auf seinem Bett, lauschte dem monotonen Gurren der Tauben auf dem Dach, dem Gebrüll der Algerier unten im Laden an der Ecke und dem Fernseher, der eine Etage höher in voller Lautstärke lief. Der Krach störte ihn nicht. Im Gegenteil, er fühlte sich dabei weniger einsam.

Seufzend wandte er sich wieder dem Bericht des Detektivs zu. Er hatte bei seinen Nachforschungen in der Nationalbibliothek bereits selbst eine Menge Informationen über Roger Colombe

zusammengetragen; daß er vor achtzehn Jahren das Medienimperium seines Vaters geerbt hatte und später auch ins Verlags- und Eletronikgeschäft eingestiegen war; daß ein Busineß-Magazin ihn als einen der hundert reichsten Männer Frankreichs führte.

Außerdem hatte er in Erfahrung gebracht, daß Colombe eine Frau und zwei Töchter hatte, die in einem Château außerhalb von Lyon lebten; daß er viel Zeit auf Geschäftsreisen verbrachte und sein Privatleben zu etlichen Gerüchten und Andeutungen Anlaß gab. Die Paparazzi hatten ihn zusammen mit einigen der bekanntesten Frauen Europas abgelichtet, überwiegend Filmstars und Fotomodelle.

Barbouts Bericht, der in erster Linie die aktuelleren Ereignisse abdeckte, enthielt eine Zusammenfassung sämtlicher Aktionen von Colombe während der vergangenen Woche. Er führte zudem die Adresse seiner Pariser Wohnung in der Avenue Ingres und die seines Büros an den Champs-Elysees auf. Laut Barbouts Ermittlungen hatte Colombe zweimal die Oper besucht und beinahe jeden Abend in einem exklusiven Restaurant wie dem *Grand Vefour* oder dem *Lucas Carton* verbracht. Zwei verschiedene junge Damen hatten seine Wohnung aufgesucht, und Francisco fragte sich, ob eine von beiden vielleicht Angel gewesen war.

Die einzige Routine, an der er festhielt, war sein täglicher Fünf-Kilometer-Lauf durch den Bois de Boulogne um sechs Uhr morgens.

Beim Lesen fragte sich Francisco zum wiederholten Male, warum Angel sich mit einem solchen Mann eingelassen hatte. Sie brauchte jemanden, der sie wirklich liebte, der ihr die Fürsorge angedeihen ließ, die sie verdiente. Dieser Roger Colombe war nicht gut genug für sie.

Er hatte Ramón sein Wort gegeben, daß er Angel nicht mehr kontaktieren würde. Doch er mußte weiterhin versuchen, sie

irgendwie vor diesem Mann zu beschützen. Bald würde sich ihm die Gelegenheit bieten, ihr zu beweisen, wie sehr er sie liebte, und dann würde alles gut werden. Dann würde sie lernen, seine Liebe zu erwidern.

20

Sie hatte Colombe erzählt, daß sie für mindestens zwei Wochen zu Dreharbeiten nach Almeria in Südspanien fliegen müsse und dort im Hotel Aguadulle untergebracht sei. Sie hatten bereits eine Woche gedreht, als der Regisseur von einem Skorpion in den Fuß gestochen wurde und zur Behandlung ins Krankenhaus hatte gebracht werden müssen. Der Produzent informierte die Schauspieler und die Filmcrew, daß man die Dreharbeiten für zwei Tage unterbrechen werde.

Angélique, die von der heißen, staubigen Stadt die Nase voll hatte, charterte sofort ein Privatflugzeug nach Madrid und nahm von dort den nächsten planmäßigen Flug nach Paris, wo sie am frühen Nachmittag eintraf. Einer spontanen Idee folgend, nahm sie am Flughafen ein Taxi zu Colombes Appartement in der Avenue Ingres und schloß mit dem Schlüssel, den er ihr gegeben hatte, die Wohnungstür auf. Kaum hatte sie die Tür hinter sich zugezogen, hörte sie eine weibliche Stimme aus dem Badezimmer rufen: »Bist du das, Roger? Ich bin in der Dusche.«

Angélique blieb einen Augenblick vor der Badezimmertür, unter der kleine Dampfwölkchen hervorquollen, stehen und überlegte. Dann ging sie hinein.

»Sei so lieb und gib mir ein Handtuch, *cherie«,* flötete die Stimme.

Angélique nahm ein Handtuch aus dem Regal und drückte es dem Mädchen in die ausgestreckte Hand. Es kam nackt aus der Dusche und rieb sich das Gesicht trocken.

Die beiden Frauen standen sich gegenüber und starrten sich zunächst wortlos an.

»Du hast Cellulite am Hintern«, bemerkte Angélique. »An deiner Stelle würde ich einen Diätspezialisten aufsuchen.«

Damit verließ sie das Badezimmer.

Angélique war noch keine zehn Minuten zu Hause, da klingelte auch schon das Telefon.

»Angel?«

Colombes Stimme klang wütend und nervös. Angélique streckte sich lächelnd auf dem Ledersofa aus und genoß die Situation.

»Engel?«

»Hallo... Roger.«

»Ich kann dir alles erklären, Angel. Und ich bin wahnsinnig wütend. Dieses Mädchen, das kannte ich schon, bevor wir uns begegnet sind, und ich wußte nicht, daß sie immer noch einen Wohnungsschlüssel hat...«

»... ist schon in Ordnung, Roger. Wir sind doch beide erwachsene Menschen, erinnerst du dich? Es stört mich überhaupt nicht, wenn du andere Frauen hast.«

Am anderen Ende der Leitung herrschte einen Moment verdutztes Schweigen. »Dann bist du nicht sauer auf mich?«

»Aber nein. Warum sollte ich?«

»Nun, weißt du, manche Frauen...«

»Ich bin nicht ›manche Frauen‹, Roger. Ich bin anders als die Frauen, die du bisher hattest. Das solltest du inzwischen eigentlich wissen.«

»Ich bin froh, daß du das verstehst.«

»Selbstverständlich verstehe ich das.«

»Wann sehe ich dich?«

»Ich muß morgen nach Spanien zurückfliegen. In ungefähr

einer Woche bin ich wieder hier.«

»Bitte, ruf mich sofort an, wenn du wieder in Paris bist, ja?« Sie hörte ein leises, glucksendes Lachen. »Bis dahin werde ich mir Mühe geben und ein braver Junge sein.«

»Und ich werde versuchen, ein braves Mädchen zu sein«, sagte Angélique und legte auf. »Aber versprechen kann ich nichts«, erklärte sie dem schweigenden Apparat.

21

Lyon:

Das Château stand inmitten eines Buchenwaldes, der sich über eine Fläche von 48 Hektar in Richtung Lyon erstreckte. Angélique passierte ein großes, schmiedeeisernes Tor und fuhr dann langsam eine von Pappeln gesäumte Allee entlang.

Ein Diener in weißer Livree öffnete ihr die Eingangstür. Die erhobene Braue ließ deutlich seine Überraschung und Mißbilligung angesichts der jungen blonden Dame in dem engen schwarzen Rock erkennen. Ein Blick an ihrer Schulter vorbei auf den roten Sportwagen, der neben dem Springbrunnen parkte, genügte, daß auch seine zweite Braue einen Satz nach oben machte.

Angélique händigte ihm einen gepolsterten braunen Umschlag aus, dessen Inhalt sich weich anfühlte. »Bitte, geben Sie das Madame Colombe und sagen Sie ihr, ich möchte sie gerne sprechen. Mein Name ist Belmont. Angélique Belmont.«

Juliette Colombe riß den Umschlag auf, den Ricard ihr ausgehändigt hatte. Er enthielt eine seidene Herrenunterhose, die das Monogramm ihres Mannes trug.

»Sie bitten die junge Dame wohl besser herein.«

Der Salon war sehr beeindruckend. Ein wuchtiger Marmorkamin dominierte den mit dunklem Rosenholz

getäfelten Raum. Auf dem Kaminsims standen zahlreiche Chenet-Bronzen, darüber hing ein Gemälde von Poussin. In der Mitte des Raums lag ein kostbarer, ovaler Seidenteppich.

Angélique stellte fest, daß Juliette Colombe eine äußerst attraktive Frau war. Sie strahlte eine Art von vornehmem Selbstbewußtsein aus, das die grauen Strähnen in ihrem Haar noch unterstrichen. Sie trug goldene Ohrringe, eine Goldkette und ein goldenes Armband. Auf ihrem Schoß saß ein schneeweißer Pekinese, den sie mit einer gleichgültigen Zärtlichkeit streichelte. Kerzengerade thronte sie auf einem Aubusson-Sessel und musterte Angélique mit der kühlen Geringschätzung einer Eiskönigin.

»Es ist überaus freundlich von Ihnen, daß Sie sich die Mühe gemacht haben, die persönlichen Dinge meines Gatten zurückzubringen«, sagte sie. »Es ist wirklich schlimm, wie unachtsam er mit seinen Habseligkeiten umgeht. Dürfen wir Ihnen eine Erfrischung anbieten?«

»Ja, gerne. Eine Tasse Kaffee vielleicht.«

»Bitte, nehmen Sie doch Platz. Wie war nochmal Ihr Name?«

»Belmont. Angélique Belmont.«

»Sind Sie von weit hergekommen?«

»Von Paris.«

»So eine lange Fahrt wegen einer so unbedeutenden Kleinigkeit. Das ist wirklich sehr liebenswürdig von Ihnen.«

Angélique setzte sich neben Madame Colombe unter das große Erkerfenster. Sie tauschten ein höfliches Lächeln.

»Nun ja«, begann Juliette nach einer Weile, »ich muß sagen, es ist recht amüsant, einmal eine der kleinen Huren meines Gatten persönlich kennenzulernen.«

»Überraschen dürfte Sie das eigentlich nicht. Immerhin sind es viele, und Europa ist gar nicht so groß.«

Das war ganz und gar nicht die Reaktion, die Juliette

Colombe auf ihren Eröffnungszug erwartet hatte. Hier hatte sie es mit einer anderen Sorte Frau zu tun, stellte sie fest. Diese ließ sich weder einschüchtern noch aus der Fassung bringen. Aber mit einer Frau, die in Gegenwart der Gattin ihres Liebhabers keinerlei Schamgefühl empfand, konnte etwas Grundlegendes nicht in Ordnung sein.

»Hat Ihr Besuch noch einen anderen Grund, Mademoiselle?«

»Ich wollte Sie einfach gerne kennenlernen.«

»Weshalb?«

»Weil ich selbst herausfinden wollte, was für eine Frau Sie sind. Es hat mich interessiert, ob Sie dumm sind, oder warum Sie sich wie einen Fußabtreter behandeln lassen.«

»Wie können Sie es wagen...«

»Er hat eine Villa in Monte Carlo mit einem rundum verspiegelten Schlafzimmer. Er hat zwei Geliebte in Paris mich und eine andere, deren Namen ich nicht kenne, und der wahrscheinlich auch unerheblich ist. Doch ich könnte Ihnen die Adresse der Wohnung geben, in der er uns empfängt, falls Sie das interessiert. Sie liegt an der Avenue Ingres. Außerdem würde es mich nicht wundern, wenn er noch andere Gespielinnen in Paris hätte, doch ich denke, meine Ausführungen beweisen bereits zur Genüge, was für eine Sorte Mann Ihr Gatte ist. Meinen Sie nicht auch?«

Juliette Colombe stieß den kleinen Pekinesen so rücksichtslos von ihrem Schoß, daß er leise jaulend davonschlich. Dann erhob sie sich. Ihre Stimme klang leise und gemein. »Verschwinden Sie, Sie ordinäre Schlampe!«

Angélique zuckte gleichgültig mit den Schultern und stand ebenfalls auf. »Ich habe Sie nicht aufgesucht, um Sie zu erniedrigen, Madame. Ihr Gatte sagte mir, Sie wüßten über mich Bescheid, und ich wollte nur herausfinden, ob das wahr ist. Aber wie es scheint, hat er mich wieder belogen.«

»Verschwinden Sie!«

Ricard brachte ein Tablett mit einer silbernen Kaffeekanne und zwei Gedecken herein, stellte jedoch mit einem Blick fest, daß der Kaffee nicht mehr benötigt wurde.

»Vergessen Sie nicht, Roger seine Unterhose zurückzugeben!« rief Angélique über die Schulter und verließ den Salon.

22

Angélique sonnte sich auf der Liege neben dem Swimmingpool, als sie auf dem Kiesweg der Einfahrt das Knirschen von Reifen vernahm. Im gleichen Augenblick spürte sie, wie sich sämtliche Muskeln in ihrem Körper anspannten.

Während sie wartete, blätterte sie achtlos die Seiten des Romans um, in dem sie gerade gelesen hatte.

Ein Schatten fiel über ihr Gesicht. Sie sah hoch. »Hallo, Roger«, sagte sie. »Welch unerwartete Überraschung!«

Wortlos stemmte Roger den Absatz seines Schuhs gegen die Liege und kippte sie mit einem kräftigen Stoß um. Angélique, die rücklings auf die harten Steinplatten fiel, schlug sich dabei die Hüfte und die Ellbogen an. Ihre Sonnenbrille flog in hohem Bogen über die Veranda und zerbrach.

»Du verdammtes Miststück! Was hast du dir dabei gedacht?«

»Du hast meine Chanel-Brille kaputtgemacht«, fauchte Angélique. »Hast du eine Ahnung, was die kostet?«

Er stieß die Liege mit dem Fuß beiseite und baute sich vor ihr auf. »Juliette hat mir von deinem Überraschungsbesuch erzählt.«

»Wir sind doch erwachsene Menschen, erinnerst du dich? Deine Worte, nicht meine. Ich wollte doch nur ein kleines Gespräch unter Erwachsenen mit ihr führen.«

»Sie will sich scheiden lassen.«

»Aber weshalb denn? Ich dachte, sie versteht das alles«, entgegnete Angélique spöttisch. »Du hast doch gesagt, sie ist glücklich.«

»War sie auch - bis du aufgekreuzt bist und sie erniedrigt hast.«

»Oh, habe ich dir etwa alles ruiniert? Armer Roger. Alles ist im Lot, solange jeder seinen Platz kennt, nicht wahr? Solange du deine Gespielinnen nicht draußen im Marmorbrunnen vögelst, kann Juliette so tun, als sei nichts vorgefallen. So funktioniert das doch bei euch, oder?« Sie schob sich an ihm vorbei, um ins Haus zu rennen. »Sie ist eine erbärmliche Kreatur. Und du auch«, zischte sie.

Im nächsten Augenblick packte Roger Angélique an den Haaren und schlug ihr mit dem Handrücken so fest ins Gesicht, daß sie rückwärts in den Pool fiel. Hustend und leicht benommen von dem Schlag tauchte sie auf.

Roger sprang ihr hinterher, bekam sie an den Schultern zu fassen und drückte ihren Kopf wieder unter Wasser. Angélique, die keine Zeit gehabt hatte, Luft zu holen, spürte, wie ihre Lungen sich krampfartig zusammenzogen und dadurch das Wasser durch Mund und Nase einsogen. Sie würde ertrinken! Er hatte vor, sie zu ertränken! Sie versuchte, ihren Kopf an die Oberfläche zu bringen, aber er war zu stark.

In ihrer Todesangst krallte sie die Fingernägel in seinen Schritt und kniff ihn dort so fest sie konnte. Da mußte er sie loslassen, um ihre schmerzhafte Attacke abzuwehren. Angélique gelang es, aufzutauchen. Gierig nach Luft schnappend, paddelte sie an den Beckenrand.

Er hechtete ihr sofort hinterher. Sie trat mit den Beinen nach ihm und traf ihn mit der Ferse so hart am Mund, daß er kurzzeitig unterging.

Sie floh aus dem Pool, stürzte ins Haus und in die Küche. Auf

der Suche nach einem Messer riß sie sämtliche Schubladen auf, und als sie ein passendes gefunden hatte, umklammerte sie es mit beiden Händen und hielt es schützend vor ihren Körper. Sie zitterte wie Espenlaub und hustete sich die Seele aus dem Leib.

Sekunden später kam Roger von der Terrasse ins Haus gestürmt. Der tropfnasse Seidenanzug klebte ihm am Körper und hinterließ große Pfützen auf den Fliesen. In seinen Augen flackerte ein gefährliches Feuer.

»Wenn... du versuchst, auch nur... einen Schritt näherzukommen, bringe... ich dich um!«

Er hatte die Hände zwischen die Beine gepreßt und keuchte vor Schmerzen. »Dafür lasse ich dich bluten, du miese Hure.«

»Raus!«

»Das wird dir noch leid tun!« brüllte er, trat aber den Rückzug an. Auf dem Weg zur Haustür warf er alle Gegenstände um, die ihm unter die Finger kamen. Dann hörte sie seinen Wagen davonbrausen.

Ich muß noch heute den Sicherheitscode der Türschlösser ändern lassen, dachte sie noch, dann fiel ihr das Messer aus der Hand. Sie sank zu Boden und erbrach einen Schwall Chlorwasser.

Die Eingangstür stand offen, die kostbare japanische Vase lag in Scherben auf den Marmorfliesen der Diele, im Wohnzimmer hatte jemand die teure Stereoanlage aus dem Regal gerissen, die jetzt kaputt auf dem Teppich lag.

Marius stieß einen leisen Fluch aus.

Was war hier passiert? Was nützten Hunde und eine Alarmanlage, wenn Angélique sie tagsüber nicht einschaltete? Wozu ein elektronisch gesteuertes Gartentor, wenn solche Dinge passieren konnten?

»Engelchen?«

Plötzlich überfiel ihn Panik. Bitte, Herr, laß alles in Ordnung sein mit ihr, laß ihr nichts passiert sein! betete er im stillen. Wenn ihr irgend etwas zugestoßen ist...

»Angel...?«

Er hörte ein Geräusch in der Küche und rannte sofort los. Sie stand mit dem Rücken zur Tür und schenkte sich einen Whisky ein. Obwohl es relativ heiß war, schien sie zu frieren.

»Kleiner Engel? Was ist denn passiert? Bist du in Ordnung?«

Sie schniefte. »Nur eine kleine Eifersuchtsszene, Papa.« Er legte die Hände auf ihre Schultern und drehte sie zu sich herum, damit sie ihn ansah. Ihre Lippe war aufgeplatzt, die eine Seite ihres Gesichts knallrot und das Auge beinahe zugeschwollen. »Dein Gesicht! Mein Gott, wer hat dir das angetan?«

Sie trank einen Schluck Whisky und zuckte zusammen. Die scharfe Flüssigkeit brannte wie Feuer auf ihren aufgeplatzten Lippen. »Bitte, Papa, halt dich da raus.«

»Colombe! Diesen Schweinehund bringe ich um!« Angélique wandte sich seufzend ab. »Mein Vater, der Knastbruder.« Sie ging zum Kühlschrank, nahm ein paar Eiswürfel aus dem Tiefkühlfach und wickelte sie in ein Geschirrtuch. Den improvisierten Eisbeutel drückte sie dann vorsichtig gegen das geschwollene Auge. »Es sieht schlimmer aus als es ist. Morgen früh wird die Schwellung zurückgegangen sein.«

»Hat er das getan? Hat er dich so zugerichtet?«

»Er hat mir eine Ohrfeige verpaßt, das ist alles. Du weißt ja, wie Männer sind. Frauen verprügeln fällt für die in dieselbe Kategorie wie Joggen.«

»Dieser verdammte Scheißkerl...«

»Das geht dich nichts an, Papa! Laß es gut sein. Das ist mein Leben. Ich werde die Geschichte schon selbst zurechtbiegen.«

»Du bist immer noch meine Tochter, und deshalb geht mich dein Leben sehr wohl etwas an!«

»Nein! Ich brauche deine Hilfe nicht! Bitte, geh wieder!« Sie ließ erschöpft den Kopf sinken. Marius trat vor sie hin, mit ausgestreckten Armen, doch sie drehte sich von ihm weg. Sie trank noch einen Schluck Whisky und legte den Kopf in den Nacken, um ihren blutenden Gaumen mit dem scharfen Alkohol zu spülen. »Was willst du überhaupt hier?«

»Ich bin gekommen, um meine restlichen Sachen abzuholen.« Er beobachtete sie, wie sie den Whisky schluckte, ehe sie den Eisbeutel wieder vorsichtig an ihre Wange drückte. »Hast du die Polizei verständigt?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Gut«, sagte er.

»Warum?«

»Warum? Weil ich mich persönlich um diese miese Kröte kümmern werde.«

Er wandte sich zum Gehen.

»Papa!«

»Es ist mir völlig egal, was du dazu sagst«, brüllte er. »Er wird dafür bezahlen!«

Und damit verließ er das Haus.

23

Max Barres war kein Kind seiner Zeit. Die Wände seines Büros waren nicht mit Fotos seiner Klienten gepflastert, sondern mit Bildern von Stars, die lange vor seiner Zeit auf der Bühne und der Leinwand aktiv gewesen waren. Da hing ein Charles-Kiffer-Poster von Maurice Chevalier aus dem Jahr 1939 und ein anderes von Edith Piaf für eine Columbia-Aufnahme von *La Petite Lili.*

In seinem Büro herrschte ein ähnliches Papierchaos wie in

dem eines Rechtsanwalts. Sein Schreibtisch und das Sofa unter dem Fenster waren mit Briefen, Papieren, Fotos und Ordnern übersät. Als die Sekretärin Angélique in sein Büro führte, konnte er ihr erst einen Sitzplatz anbieten, nachdem er einen Stapel Akten von einem Stuhl aufgehoben und auf dem nächstbesten Aktenschrank deponiert hatte.

»Was ist denn mit deinem Gesicht passiert?« war seine erste Frage. Er nahm die Zigarre aus dem Mund und musterte sie mit höchst besorgter Miene.

»Ich bin gefallen.«

Er glaubte ihr kein Wort. »Du kannst es dir nicht leisten, zu fallen, Angel.«

»Das weiß ich auch, Max.«

»Wenn du dein Gesicht kaputt machst, machst du alles kaputt. War Roger dabei, als du gefallen bist?«

»Er war jedenfalls nicht weit weg.«

»Das dachte ich mir.« Er wandte sich zu seiner Sekretärin um. »Bringen Sie uns bitte zwei Tassen Kaffee, Marie, und vielleicht einen kleinen Schluck zur Stärkung, ja?« Marie verließ das Büro und machte leise die Tür hinter sich zu.

Max nahm hinter seinem Schreibtisch Platz und drückte nervös die halbgerauchte Zigarre in dem Aschenbecher aus, den er vor dreißig Jahren in Harry's Bar geklaut hatte. Seine Reaktion überraschte Angélique. Sie hatte nur ganz selten erlebt, daß ihn irgend etwas aufregte.

»In deinem Gesicht bleibt doch hoffentlich nichts zurück?« meinte er.

»Nein, ich habe doch nur eine aufgeplatzte Lippe, Max.«

»Ich möchte nur nicht, daß du irgendwelche Schwierigkeiten hast, Angel. Nicht jetzt. Ganz besonders im Augenblick nicht.«

»Nicht jetzt? Wovon sprichst du, Max?«

»Ich habe eine tolle Neuigkeit für dich. Wie ist dein

Englisch?«

»Ganz passabel, warum?«

»Ich habe hier ein Drehbuch, das du dir ansehen solltest.« Sie zuckte die Achseln. »Und?«

»Eines, das du dir sehr sorgfältig ansehen solltest.« Er schob es ihr über den Schreibtisch hin. Als Angélique die Mappe hochnahm, fiel ihr Blick auf den Copyright-Hinweis unten auf dem Titelblatt: American Artists - eines der fünf größten Filmstudios von Los Angeles.

»Das Budget beläuft sich auf vierzig Millionen Dollar, und für die männliche Hauptrolle ist bereits Martin Riordan engagiert. Das wird eine größere Produktion werden, Angel. Und es geht dabei um sehr viel Geld.«

So, hier ist sie also, dachte Angélique, die Traumfabrik. Sie muß ständig mit Schönheit gefüttert werden, und ich bin die nächste, die ihr geopfert wird. Ist das nicht genau das, was ich immer wollte? »Hollywood«, sagte sie.

»Amerikas erfolgreichster Produzent ist gerade in Paris. Er hat mich gestern angerufen und mir das Drehbuch schicken lassen. Ich bat ihn, heute morgen zu mir ins Büro zu kommen.«

»Wie heißt er?« erkundigte sich Angélique, während sie das Skript durchblätterte.

Die Tür ging auf, und Marie führte Amerikas Top-Produzenten herein. Max sprang auf, um ihn zu begrüßen. Angélique starrte ihn nur mit großen Augen an. Es war Noah Kalinsky.

Er hatte sich kaum verändert. Sein Haaransatz war etwas zurückgewichen, was er mit einem grauen, kurzgeschnittenen Bart ausglich. Mit seiner hohen Stirn, der langen, geraden Nase und dem markanten Unterkiefer sah er immer noch aus wie ein römischer Senator. Er trug Jeans, ein Baseball-Shirt und darüber ein Armani-Jackett. Die goldene Halskette, bemerkte Angélique,

schien lang genug, um damit die Queen Elizabeth II. zu vertäuen. Er versuchte wohl, cool und gleichzeitig einflußreich zu erscheinen.

Er lächelte sie an. »Hi, Angel. Wir kennen uns, erinnerst du dich?«

Keine Spur von Verlegenheit oder Unsicherheit. Er tat so, als seien sie sich einmal auf einer Dinnerparty begegnet und wären quasi alte Bekannte.

»Ich kann mich sehr gut erinnern«, erwiderte sie auf englisch.

Er streckte ihr eine große Pranke entgegen, die sie akzeptierte wie einen toten Fisch. »Tut mir leid, was mit Paul passiert ist«, meinte er. »Er war ein netter Kerl.«

»Ja. Solche wie ihn gibt es heute nicht mehr.«

Er lachte. »Ja, das ist leider wahr.«

Max beobachtete die beiden nachdenklich. »Kennt ihr euch?«

»Er hat mich einmal vergewaltigt«, sagte Angélique auf französisch. »Aber davon abgesehen könnte ich nicht behaupten, daß wir gute Bekannte wären.«

Kalinsky grinste immer noch. Wahrscheinlich hatte er sie nicht verstanden. Ihrer Erfahrung nach machten sich die wenigsten Amerikaner die Mühe, Französisch zu lernen, selbst wenn sie häufig in Frankreich zu tun hatten, und wenn, sprachen sie es nur gebrochen.

Max starrte sie mit offenem Mund an.

»Was hast du eben gesagt?« fragte Kalinsky sie und bestätigte damit ihre Vermutung.

»Er fragte mich, wo wir uns kennengelernt haben.«

»Und, was hast du ihm geantwortet?«

»Ich sagte ihm, daß du pervers bist und kleine Mädchen vergewaltigst. Das hat seine Meinung von dir erheblich erhöht.«

Kalinsky schämte sich dieser Beurteilung seines Charakters

kein bißchen. Im Gegenteil, er warf den Kopf in den Nacken und lachte.

Das *Lucas Carton* war einst der schillerndste Treffpunkt der Belle Epoque gewesen, wo knapp bekleidete *demimondaines* es sich mit schnauzbärtigen, Zylinder tragenden Herren in den diskreten Salons der oberen Etage des Restaurants getroffen hatten. Kürzlich war das Lokal von Alain Sendersen, einem der großen Helden der *nouvelle cuisine* übernommen worden. Jetzt war es ein beliebter Aufenthaltsort von Geschäftsleuten mit üppigen Spesenkonten und von japanischen Touristen, die die Kaufkraft des Yen ausnutzten.

Max hatte das Lucas Carton gewählt, um Kalinsky zu beeindrucken, obgleich Angélique vermutete, daß der sich in einem McDonald-Restaurant heimischer gefühlt hätte.

»Du bist seit unserer letzten Begegnung recht fleißig gewesen«, meinte Kalinsky an Angélique gewandt.

»Gutes kann nur besser werden.«

Er lachte wieder. »Ja, das ist richtig. Weißt du, ich habe deine Karriere mit großem Interesse verfolgt. Paul hatte stets ein gutes Auge für Talente, und ich habe seine Meinung in vielen Dingen respektiert.«

Er grinste und wartete auf ihren Kommentar. Offenbar versuchte er, sie zu weiteren Beleidigungen herauszufordern. Sie schwieg.

»Wie ich höre, bist du hierzulande heiß begehrt.«

»Ich war schon immer heiß begehrt, Noah.«

»Wie wahr, wie wahr.« Er grinste Max an, der angesichts der zweideutigen Konversation leicht irritiert die Stirn runzelte. »Haben Sie das Drehbuch gelesen?« fuhr er fort.

»Angel hat gerade eben einen Blick darauf geworfen«, sagte Max. »ich habe es gestern überflogen.«

»Und?«

»Mir sagt es zu. Aber die Entscheidung liegt bei Angel.«

»Es wird ihr gefallen«, meinte Kalinsky selbstbewußt und wandte sich wieder an Max. »Okay, hier also mein Angebot: Eine halbe Million und ein Prozent der Einnahmen. Nicht ganz soviel wie Martin Riordan bekommt, aber Marty ist eine ganz heiße Kiste. In den Staaten haben wahrscheinlich nur ich und der französische Botschafter den Namen ›Angel‹ schon einmal gehört. Aber wenn der Film so einschlägt, wie wir hoffen, dann können Sie sich das nächste Mal Ihren Scheck selbst ausstellen. Na, was sagen Sie dazu?«

Max schaute Angélique an. »Vielleicht«, meinte er zögernd.

Kalinsky grinste. »Ja, vielleicht«, wiederholte er.

Der Oberkellner kam an den Tisch. »Monsieur Kalinsky? Ein Anruf für Sie. Am Empfang.«

Kalinsky warf seine Serviette auf den Tisch. *»Shit,* da läßt man extra sein Handy zu Hause, und trotzdem telefonieren einem die Mütter hinterher.«

Als er den Tisch verlassen hatte, rief sich Angélique die Nacht in Erinnerung, in der sie von Kalinsky und ihrem Onkel vergewaltigt worden war. War es eine Vergewaltigung gewesen? fragte sie sich wieder, wie schon so viele zahllose Male zuvor. Brutal waren sie nicht gewesen. Sie hatten vielmehr angenommen, daß nur zählte, was sie wollten, daß ihre Schönheit und ihre Verfügbarkeit sie zu einer Art öffentlichem Eigentum machten. Was sie an der Sache am meisten erschütterte, war, daß Paul und Kalinsky keinerlei Reue zeigten. Sie hatten überhaupt nicht begriffen, wie sehr sie sie verletzt hatten. Manchmal glaubte sie beinahe, sie war diejenige, die etwas falsch gemacht hatte.

»Kannst du mir vielleicht erklären, was hier vorgeht?« sagte Max leise.

Sie berührte Max' Hand mit ihren Fingerspitzen und fühlte sich ein wenig besser. »Als ich sechzehn war, hat Paul, mein

Onkel, Kalinsky wegen eines Verleih-Vertrags kontaktiert. Ich schätze, ich war der letzte Trumpf, den er noch im Ärmel hatte.«

»Das ist unglaublich«, sagte Max.

»Was, der Inzest? Das passiert doch ständig. Oder daß man mittels einer Frau Verträge aushandelt? Für Kalinsky gehört das zum täglichen Brot. Mein Onkel ist nur zufällig auf die amüsante Idee verfallen, diese beiden Alltäglichkeiten zu kombinieren.«

»Bitte sag mir, daß du scherzt.«

»Hörst du mich lachen?«

Max drückte ihre Hand. »Mein armer Engel.«

»Ach, das liegt schon Jahre zurück. Darüber bin ich hinweg.«

»Bist du denn nicht zur Polizei gegangen?«

»Hätte das irgend etwas gebracht? Hätte mir irgend jemand geglaubt? Nein. Außerdem war ich danach viel zu verängstigt und geschockt.«

»Möchtest du lieber gehen? Wir müssen mit diesem Scheusal keine Geschäfte machen. Da kommen gewiß noch andere Angebote. Und wenn nicht...« Er zuckte die Achseln. »Die Bardot machte ihre Karriere auch ausschließlich in Frankreich. Es liegt ganz bei dir, Angel. Sag mir, was du tun willst.«

»Laß mich darüber nachdenken, Max. Ich werde es mir überlegen.«

Vielleicht.

Im ganzen Haus brannte kein einziges Licht. Angélique saß im Dunkeln und beobachtete, wie sich die roten Anzeigelämpchen der Stereoanlage in ihrem Cognacschwenker spiegelten. Dann starrte sie auf das Tabletten-Röhrchen, das sie zwischen Daumen und Zeigefinger hielt, und überlegte. Es wäre so einfach, für immer abzutreten. Wie lange würde es dauern, die Tabletten zu schlucken? Dreißig Sekunden? Eine Minute?

Ein relativ schmerzloser Tod. Nicht wie mit einer Rasierklinge oder einem Seil. Einfach schlucken und warten, bis einen der Schlaf übermannte.

Der arme Max wäre freilich am Erdboden zerstört. Er war der Meinung, ihr den absoluten Hauptgewinn beschert zu haben, und konnte dabei nicht wissen, daß sie im Augenblick verzweifelt auf etwas wartete, das sie glücklich machte. Hollywood war einst ihr Traumziel gewesen; doch inzwischen war es für sie nur eine andere Arena, wo sie Simone beweisen konnte, daß man spielen und gewinnen konnte.

Und mittlerweile war sie auch gar nicht mehr sicher, ob sich das überhaupt lohnte. Ihr Herz war gebrochen. Alles war genauso eingetroffen, wie sie es geplant hatte, aber nichts davon hatte sie glücklich gemacht, oder ihr auch nur annähernd ein Gefühl von Befriedigung verschafft. Wenn sie in sich hineinschaute, blickte sie nur in den tiefen Abgrund der Verzweiflung. Sie brauchte jemanden, der sie davor bewahrte, aber sie hatte nicht die geringste Ahnung, wer dieser Jemand sein könnte. Und genauso wenig wußte sie, wie er sie retten konnte.

Sie war schon zu weit gegangen, es gab keinen Weg mehr zurück. Sie warf die Tabletten beiseite. Sie hatte ihre Entscheidung getroffen: Vielleicht würde sie, wie Columbus, in Amerika ihr Heil finden.

24

Der Bois de Boulogne, den die Pariser kurz *Le Bois* nennen, ist alles, was noch von dem ehemaligen Foret de Rouvray übriggeblieben ist, ein ausgedehnter bewaldeter Park mit Spazier- und Reitwegen, kleinen, künstlich angelegten Seen, Restaurants und Cafés. Bei Tag bevölkern Kinder, Liebespaare und Jogger den Park; nachts bieten dort Prostituierte ihre

Dienste an.

An diesem Morgen waren die Buchen und Eichen von dichten Nebelschleiern verhüllt, und die Luft war kalt und beißend. Roger Colombe verließ das geheizte Foyer seines Appartements und startete in einem schnellen Laufrhythmus, um seinen Körper aufzuheizen. In wenigen Minuten erreichte er den Bois.

Die Straßenbeleuchtung in der Stadt brannte noch, und die Autos auf der Avenue Victor Hugo fuhren mit eingeschalteten Scheinwerfern. Hinter der östlichen Skyline von Paris dämmerte ein grauer Tag, der die Kuppel von Sacre-Coeur und die häßlichen Bürohäuser von La Defense zu einem dunklen Relief verschmolz.

Roger liebte das Laufen zu dieser morgendlichen Stunde, liebte das Gefühl, wach und aktiv zu sein, während die übrige Stadt noch schlief. Das Joggen war für ihn Ausdruck seiner Selbstdisziplin und erinnerte ihn daran, warum er Erfolg hatte, während so viele andere sich mit Mittelmäßigkeit zufriedengaben.

Dicke Tautropfen hingen an den Grashalmen, in denen sich das erste Sonnenlicht, das sich durch die Baumwipfel kämpfte, glitzernd brach. Ein Eichhörnchen, das auf dem Weg saß, nahm erschrocken Reißaus und flitzte den nächsten Baumstamm hinauf.

Vor sich sah er ein kleines Kind zwischen den Schatten der Bäume zu seiner Rechten verschwinden. Er verlangsamte sein Tempo, neugierig und ein bißchen verunsichert. Der watschelnde Gang des Kindes kam ihm irgendwie merkwürdig vor, und er wunderte sich, welches Kind wohl um diese Uhrzeit allein im Bois de Boulogne herumstrolchen mochte. Sein erster Impuls war, hinter dem vermeintlichen Kind herzulaufen und nachzusehen, was da los war.

Doch dann zögerte er und entschied sich dagegen. Das ging

ihn im Grunde gar nichts an, dachte er und nahm sein altes Tempo wieder auf.

Nach einer Weile verlor er sich im Rhythmus seines Atems, konzentrierte sich ausschließlich auf die Arbeit seiner Lungen und Muskeln. Er fiel in eine Art Trance, die durch die erhöhte Endorphinausschüttung in seinem Körper ausgelöst wurde, ein Phänomen, das jedem professionellen Läufer bekannt ist.

Nur unbewußt nahm er wahr, daß plötzlich jemand vor ihm auf dem Weg stand, und das Messer sah er erst in dem Augenblick, als es ihn traf; er lief ohnehin zu schnell, um noch rechtzeitig reagieren zu können. Er spürte auch nicht den geringsten Schmerz. Es waren die Überraschung und der Schock, als er sein eigenes Blut sah, die ihn schließlich in die Knie zwangen. Der Unbekannte stach noch zweimal zu, und Colombe tastete nach den Wunden wie jemand, der in den Taschen seines Jacketts nach den Autoschlüsseln sucht. Er versuchte, die Blutung zu stoppen, wußte aber, daß es sinnlos war, und plötzlich hatte er nicht mehr die Kraft, auch nur den Arm zu heben. In seinen Ohren begann es merkwürdig zu rauschen, dann trübte sich sein Blick. Er konnte nicht fassen, was ihm da geschah.

Der Kriminalbeamte, der eine Stunde später in den Bois de Boulogne geschickt wurde, stand im nassen Gras, die Hände tief in den Hosentaschen vergraben und wunderte sich, wie ein Mann mitten im Herzen einer der größten Städte der westlichen Welt ermordet werden konnte, ohne daß irgend jemand etwas davon bemerkt hatte. Ein anderer Jogger hatte um halb sieben die Leiche entdeckt. Sie wies drei tiefe Wunden auf, eine in der Brust und zwei im Unterleib, die auf Stichverletzungen hindeuteten. Ein Dutzend Polizisten hatte sich bereits im Park auf die Suche nach der Mordwaffe gemacht, bislang aber noch nichts gefunden. Zu allem Unglück hatte es vor einer halben Stunde heftig geregnet, so daß die Chance, irgendwelche Spuren zu finden, ziemlich gering war.

Keine Zeugen, keine Mordwaffe.

Er hatte einige *clochards,* die unter den Bäumen in der Nähe geschlafen hatten, zur Vernehmung aufs Polizeirevier bringen lassen. Doch dies war eher aus Verzweiflung geschehen als aus der Überzeugung, von ihnen irgendwelche nützlichen Aussagen zu erhalten. Die meisten Stadtstreicher bemerkten nichts, wenn sie betrunken waren, und im nüchternen Zustand sahen sie Gespenster.

Er stand eine ganze Weile neben der Leiche, studierte die Haltung des Toten und suchte nach Hinweisen, die er vielleicht übersehen hatte. Der Mann lag auf der Seite, zusammengekrümmt, die Hände an den Unterleib gepreßt. Offenbar war er unter höllischen Schmerzen gestorben. Sein Körper lag in einer Lache geronnenen Blutes, das in einem dünnen Rinnsal bis an den Wegrand gelaufen war.

Der Tote trug Jogging-Schuhe, ein weißes Blouson und blaue Shorts. Seine Arme und Beine waren sonnengebräunt, doch am rechten Handgelenk leuchtete ein heller Streifen, den offenbar eine Armbanduhr hinterlassen hatte. Der Kriminalbeamte erinnerte sich an einen anderen Mordfall, den er im April untersucht hatte, und bei dem ein Mann wegen einer 80-Francs-Armbanduhr, »Made in Hong Kong«, erschlagen worden war.

Vielleicht hatte er es hier ebenfalls mit einem Raubmord zu tun.

Hatte der Mann die Uhr getragen, als er an diesem Morgen zum Joggen gegangen war? Das war ein wichtiger Anhaltspunkt, den er nachprüfen mußte.

Aber zunächst einmal mußte er den Mann identifizieren.

Anschließend würde er dann mit der üblichen Routine beginnen. So viele Einzelheiten wie möglich über den Mann in Erfahrung bringen: Was er beruflich gemacht hatte, wen er kannte, wer ihn mochte und wer seine Feinde waren. Gewiß würde er auf eine oder mehrere Personen stoßen, die einen

Grund gehabt hatten, ihn zu ermorden, doch solange er keinen Zeugen oder irgendwelche Indizien gefunden hatte, um den- oder diejenigen mit dem Verbrechen in Verbindung zu bringen, war das alles ohne Bedeutung.

Er bückte sich und schaute dem Mann aus nächster Nähe in die Augen, die nichts mehr sahen und im Tod glasig geworden waren.

»Nun, Monsieur X, haben Sie Ihren Mörder gesehen? War es einer der *clochards,* der sie aus dem Hinterhalt überfallen hat, oder jemand, den Sie kannten, und der an diesem Morgen hier auf Sie gewartet hat?«

Das Gesicht des Toten erwiderte stumm seinen Blick, erstarrt in einer Grimasse des Entsetzens und der Verblüffung. Kein Zeuge, keine Mordwaffe. Der Beamte hatte kein gutes Gefühl bei diesem Fall. Irgendwie drängte sich ihm die Vermutung auf, daß dieses Opfer sein Geheimnis mit ins Grab nehmen würde.

25

Es war bereits Mittag, als Ramón aufwachte und aufstand. Er ging in die Küche und brühte Kaffee auf, fand einen halben Ring Lyoner und ein Baguette. Er schnitt eine Scheibe von der Wurst ab und schob sie zusammen mit einem Stück Brot in den Mund.

Das reichte ihm als Frühstück.

Kauend schlenderte er in Franciscos Zimmer. Sie sollten zum Centre Beaubourg gehen und versuchen, die letzten Touristen vor dem langen Winter zu erwischen. Es überraschte ihn, daß Francisco ihn nicht schon vor einer Stunde geweckt hatte. Es war ein strahlender Herbsttag, der gute Einnahmen erwarten ließ.

Auf der Türschwelle blieb er wie angewurzelt stehen. »Was

machst du da?« fragte er erstaunt.

»Packen«, antwortete ihm Francisco. Seine Requisiten hatte er in die Stofftasche gestopft und die wenigen Kleidungsstücke, die er besaß, in einem alten Pappkoffer verstaut. Er saß auf der Bettkante und schlug sorgfältig das goldgerahmte Bild seiner Mutter in ein Hemd ein. Das legte er oben in den Koffer und klappte den Deckel zu.

»Warum denn?«

»Weil ich gehe«, erwiderte Francisco.

»Ohne mich?«

Francisco konnte Ramón nicht in die Augen schauen. »Du hast deine Arbeit und du hast Nicole. Ich bin dir doch nur im Weg.«

»Wie kommst du darauf, daß du mir im Weg bist?«

»Ich kann hier nicht mehr bleiben.«

»Warum denn nicht? Was ist denn los? Was ist passiert?«

Francisco mied noch immer seinen Blick. »Ich habe genug von Paris. Wir sind jetzt ein Jahr hier, es ist September und bald sind die letzten Touristen weg. Dann müßten wir allein von dem Geld leben, das du im *Les Bains* verdienst, und ich will keine Almosen.«

»Du weißt doch, daß ich mich um Geld nicht schere.«

Francisco zerrte sein Gepäck vom Bett. Am Gesichtsausdruck seines Freundes konnte Ramón ablesen, daß jede weitere Diskussion sinnlos war. Sein Entschluß stand fest.

»Und wo willst du hin?«

»Nach Amerika.«

»Amerika?«

»Ja, nach Amerika. Schau nicht so verdutzt. Uns Spanier hat es doch schon immer nach Amerika gezogen. Das liegt uns gewissermaßen im Blut.«

»Aber warum ausgerechnet Amerika?«

»Ich war gestern bei Georges. Er sagt, er hat einen Job für mich in Los Angeles.«

»Was für einen Job?«

»Du weißt schon, einen Job als Schauspieler.«

»Schauspieler? In einem Film?«

Franciscos Blick klebte starr am Fußboden. »Ganz recht, in einem Film. Schließlich habe ich ja Erfahrung.«

»Du hast einen ganzen Vormittag in ›Der Glöckner‹ mitgespielt, und genau diese Szene haben sie rausgeschnitten.«

»Irgendein amerikanischer Produzent sucht jemanden, der einen französischen Zwerg spielen kann. Wen sollten sie für diese Rolle denn engagieren? Depardieu vielleicht?«

»Es gibt viele Kleinwüchsige in Amerika. Außerdem ist dein Englisch miserabel. Die werden glauben, du bist ein illegaler Einwanderer, und dich nach Mexiko abschieben.«

Francisco schob sich an ihm vorbei. »Ramón, du bist der beste Freund, den ich jemals hatte, und ich kann dir niemals vergelten, was du für mich getan hast. Aber ich kann nicht länger hierbleiben. Mein Entschluß steht fest. Ich gehe.«

»Wer bezahlt denn dein Ticket?«

»Stephen Spielberg. Kann ich jetzt gehen?«

»Du lügst mich an. Was ist der wirkliche Grund für deinen überstürzten Aufbruch?«

»Wenn ich nach Amerika gehen will, so steht mir das frei. Ich muß dich nicht um Erlaubnis fragen.«

»Du brauchst eine *green card,* um dort arbeiten zu dürfen.«

»Das ist alles schon arrangiert.«

Ramón schaute auf seinen Freund herab. Armer kleiner Kerl. Wie sollte er nur ohne ihn zurechtkommen? »Du sagst mir nicht die ganze Wahrheit.«

»Hier in Paris hält mich nichts mehr. Ich habe weder einen Job, noch eine Rente.« Er streckte Ramón die Hand hin, ohne ihn dabei anzusehen. »Auf Wiedersehen.«

Ramón ignorierte die angebotene Hand. Statt dessen bückte er sich, hob seinen Freund hoch und umarmte ihn. »Wer wird sich um dich kümmern, kleiner Freund?«

»Ich kann sehr gut auf mich selbst aufpassen. Laß mich runter, du großer Hornochse.«

Ramón stellte ihn wieder auf die Beine. Francisco nahm seinen Koffer und die Tasche und ging zur Tür.

»Dann paß nur gut auf dich auf«, rief ihm Ramón hinterher.

Francisco blieb vor der Tür stehen. »Du auch.« Er zögerte. »He, großer Mann, du brauchst mich nicht. Du hast deine Freundin. Warum willst du mich da auch noch?« Er machte die Tür auf und hievte seine zwei Gepäckstücke hinaus in den Flur. »Auf dem Nachttisch liegt eine Wochenmiete.«

»Warte! Nimm das Geld mit, ich brauche es nicht.« Er ging zurück in Franciscos Zimmer, um das Geld zu holen. Als er zurückkam, war Francisco weg.

Nicole kam in einem ausgeblichenen Morgenrock aus dem Schlafzimmer geschlurft. Ihre Augen waren noch ganz verquollen. »Was war denn das für ein Lärm?« Sie strich sich das Haar aus dem Gesicht und lehnte sich gegen den Türflügel. »Sag schon, Ramón.«

»Er ist weg.«

»Wer? Francisco?«

Ramón nickte.

»Wie? Er ist ausgezogen?«

»Er sagt, er geht nach Amerika.«

»Amerika?« Nicole zuckte die Achseln und verschwand in der Küche. »Ist noch Kaffee da?«

Sie legte prüfend eine Hand um die emaillierte Kanne. Noch warm genug, entschied sie und goß den lauwarmen Rest in zwei angeschlagene Henkeltassen. Während sie an dem pechschwarzen, bitteren Gebräu nippte, wurde sie allmählich munter. »Amerika!«

Ramón nahm einen Schluck aus seiner Tasse, verzog angewidert das Gesicht und kippte den Inhalt in den Ausguß. »Er sagt, er hat dort einen Job. Eine Filmrolle.«

»Als Pinocchio?«

»Darüber macht man keine Witze!«

Seine heftige Reaktion überraschte sie, machte ihr Angst. »Was ist denn los?«

»Allein kommt er niemals durch.«

»Ach was, er ist ein großer Junge... Verzeihung, ich meine, er ist kein Baby mehr. Du weißt schon, was ich meine.«

»Ich kann ihn nicht allein gehen lassen.«

Plötzlich war Nicole hellwach. »Was?«

»Er braucht jemanden, der auf ihn achtgibt.«

Ihre Blicke trafen sich.

»Was, hat er dich als seinen Leibwächter engagiert?« spottete Nicole.

»Er ist mein Freund.«

»Und das heißt, daß du mich verläßt? Einfach so?«

»Es tut mir leid.«

Nicole hob resigniert die Schultern. Warum sich aufregen? Sie stellte die Tasse ab. »Ist mir doch egal«, sagte sie. Dann schob sie sich an ihm vorbei und rannte über den Flur ins Bad.

Er ging ihr hinterher. »Ich muß gehen«, sagte er.

»Dann geh doch! Tu, was du nicht lassen kannst!« Damit knallte sie die Tür hinter sich zu.

Eine halbe Stunde später hämmerte Ramón gegen die

Badezimmertür und brüllte, daß er jetzt ginge. Würde sie wenigstens rauskommen und ihm auf Wiedersehen sagen? Sie antwortete nicht. Sie lauschte seinen Schritten auf der Treppe und erst als sie sicher war, daß er fort war, ließ sie ihren Tränen freien Lauf.

Der Pariser Flughafen Charles de Gaulle liegt im Norden der Stadt in Roissy. Erst 1980 fertiggestellt und als ultramoderner Alptraum aus Plexiglas und Chrom entworfen, machte er ein Jahrzehnt später bereits einen veralteten und schäbigen Eindruck.

Ramón lief kreuz und quer durch die Abflughalle, ehe er Francisco am TWA-Schalter entdeckte, wo dieser gerade einen Flug nach Los Angeles buchte. Eine bizarre, mitleiderregende Gestalt, dachte Ramón, wie er da in dem bunten Ski-Anorak, den er ihm in der Kinderabteilung von *Printemps* gekauft hatte, vor dem hohen Schalter stand.

Ramón stellte sich wortlos hinter ihm an.

Francisco schüttelte den Kopf. »Ich wußte genau, daß du kommst.«

»Ich wollte schon immer nach Amerika.«

»Du machst einen großen Fehler.«

»Vaya, jemand muß sich doch um dich kümmern!«

»Hast du genug Geld für dein Ticket? Ich habe nämlich keins mehr. Wenn ich in Los Angeles ankomme, bin ich absolut pleite.« Francisco stellte sich auf die Zehenspitzen. »Ich hoffe, es gibt genug zu essen auf diesem Flug. Möglicherweise ist das die letzte Mahlzeit, die ich für eine Weile zu sehen bekomme.«

Die Frau schenkte ihm ein Lächeln, enthielt sich aber einer Antwort und tippte ihre beiden Namen in den Computer ein.

»Ich verstehe deine große Eile immer noch nicht, kleiner Freund.«

»Ich habe einfach die Nase voll von Paris, das ist alles.

Außerdem will ich mich nicht den Rest meines Lebens als bucklige Mißgeburt angaffen lassen. In Amerika leben sie alle so. Das ist wie ein großer Zirkus. Dort werde ich mich richtig zu Hause fühlen.«

»Die werden dich aber nicht bleiben lassen.«

»Ich werde ein Touristenvisum beantragen. Ich sage einfach, ich besuche meine Cousins Dopey und Doc in Anaheim. Das wird ihnen gefallen. Später werde ich dann andere Arrangements treffen.« Er schaute zu dem kahlköpfigen Riesen in Jeans und schwarzem Polohemd hoch. »Warum tust du das? Du mußt nicht mitkommen. Du hast einen Job und genug Geld, um deine Miete zu bezahlen. Und Nicole. Sie ist hübsch... warum gibst du sie auf?«

»Du hast vollkommen recht. Mein Leben ist viel zu bequem geworden. Höchste Zeit, zu neuen Ufern aufzubrechen.«

»Bequem! Ich träume von einem bequemen Leben! Großer Mann, du weißt ja gar nicht, wie gut du's hast.«

Ich muß gehen, dachte Francisco. Du nicht. Und trotzdem bin ich froh, daß du mitkommst, weil du der beste Freund bist, den ich je hatte. Aber ich weiß, daß du wütend auf mich sein wirst, wenn du herausfindest, was ich getan habe. Und ich werde sehr vorsichtig sein müssen, denn dann wirst du versuchen, mich von meinem Weg abzuhalten.

Es stand gestern in der Zeitung. Angel ist nach Amerika abgereist. Ich muß bei ihr sein. Sie ist in großen Schwierigkeiten und braucht meine Hilfe. Es ist genau wie bei Quasimodo und Esmeralda. Die hatte auch Angst vor ihm, zu Anfang.

Aber diesmal wird es anders sein. Diesmal werde ich keine so dummen Fehler machen. Diesmal werde ich Geduld haben.

Und diesmal werde ich sie retten.

TEIL IV

1

Los Angeles:

Die Paparazzi der Skandalblätter mischten sich unauffällig unter die rotuniformierten Parkwächter vor Noah Kalinskys Villa in Bel Air. Es waren ausnahmslos teure Autos, die dort abgestellt waren: Rolls Royces, Mercedes, Jaguars, selbst ein bulliger Zwölfzylinder-Bentley war darunter. Doch der einzige Wagen, der wirklich alle Blicke auf sich zog, war ein altes, zitronengelbes Cadillac-Cabrio.

Das Haus, eine weiße Villa im Kolonialstil, stand in einem weitläufigen, mit tropischen Bäumen bepflanzten Park. Weiße, konische Säulen stützten den überdachten Haupteingang, die eisenbeschlagenen Eichentüren wurden zu beiden Seiten von zwei bronzenen Aktfiguren flankiert, die auf marmornen Podesten thronten.

»Und, was sagen Sie zu diesem Haus?« erkundigte sich Bill Marks.

»Es ist so...«

»Bescheiden?« grinste er.

Sie nickte. »So typisch Noah.«

Sie gingen hinein.

Bill Marks arbeitete für die Agentur William Morris, die wahrscheinlich erfolgreichste und angesehenste Agentur im amerikanischen Filmgeschäft. Max hatte sie an diese Agentur empfohlen. Und obwohl er immer noch Angels Hauptagent und Manager war, wußte er, daß William Morris sie in Los Angeles besser vertreten konnte als er selbst.

Agenten spielen in Hollywood eine entscheidende Rolle für die Zukunft einer jungen, aufstrebenden Schauspielerin, hatte er ihr erklärt; sie ging weit über das bloße Aushandeln von Verträgen hinaus. Sie lasen die Drehbücher, begleiteten ihre Klienten bei Interviews, sorgten für die passende Garderobe, stellten sicher, daß sie rechtzeitig zu Vorsprechterminen und Pressekonferenzen erschienen, berieten sie in allen Dingen, die ihr öffentliches Image betrafen, angefangen von der Frisur bis hin zur Villa in passender Umgebung. Darüber hinaus achteten sie darauf, daß ihre Schützlinge die richtigen Leute kennenlernten und zum richtigen Zeitpunkt das Richtige sagten.

Das war auch der Grund, warum Bill Marks darauf bestanden hatte, Angélique zu ihrer ersten wichtigen Party in Hollywood zu begleiten.

Die Marmorfliesen im Atrium glänzten wie poliertes Kristall. Ein Kellner in weißer Livree reichte ihnen ein Silbertablett mit schwarzen Buttons, auf denen in goldenen Lettern die Worte »ICH BIN EIN FREUND VON NOAH KALINSKY« prangten. Bill nahm zwei der Anstecker und gab einen davon Angélique.

Sie schüttelte abwehrend den Kopf. »So würde ich unsere Beziehung nicht definieren«, sagte sie und deutete auf den Wasserfall unter der geschwungenen Freitreppe. »Sind das echte Forellen, die da drin rumschwimmen?«

»Nein, mechanische«, erklärte Bill. »Sie haben sie in *Der weiße Hai* verwendet.«

Angélique lächelte. Sie mochte Bill. Er war einer der nettesten Männer, die sie bisher kennengelernt hatte; aber er war schwul, also zählte das wohl nicht.

Sie schlenderten durch das Foyer in einen Saal, in dem der größten Marmorkamin stand, den Angélique außerhalb von Versailles je zu Gesicht bekommen hatte. Kostbare Kristallüster funkelten an der hohen Decke, und in einer Ecke stand unübersehbar ein weißer Bechstein-Flügel. Auf einem langen

Tisch in der Raummitte waren um eine große Silberschale voll Kaviar Platten mit Lachsmousse und Cashewnüssen angerichtet.

»Wie hübsch«, bemerkte Angélique. »Ein umgebautes Fußballstadion.«

»Noah liebt es, Eindruck zu schinden.«

Im Haus und in den Gartenanlagen tummelten sich Hunderte von Gästen. Das ›Glitzervolk‹, wie Bill sie nannte. Auf dem Rasen neben dem Swimmingpool hatte man ein Zelt für das warme Büffet aufgebaut, und aus der Soundanlage dröhnte der neueste Simply Red-Hit: »Money's too Light to Mention.« War das wohl Zufall oder ein beabsichtigter Scherz? fragte sich Angélique im stillen. Angst einflößen konnte ihr diese Zurschaustellung von Reichtum nicht - Roger war sehr vermögend gewesen, und sie selbst hatte in ihrem bisherigen Leben auf nichts verzichten müssen -, aber eine derartige Geldverschwendung hatte sie noch nie gesehen, und sie war tatsächlich ein wenig schockiert.

Bill hatte sie gewarnt, daß sie auf dieser Party mit zwei- bis dreihundert Gästen rechnen mußte, und jetzt stellte sie fest, daß sie davon vielleicht gerade mal ein halbes Dutzend kannte.

»Merde!« fluchte Angélique leise.

»Fürchten Sie sich nicht«, sagte Bill. »Betrachten Sie den Abend als Ihre Einführung in die unhöfliche Gesellschaft.«

»Und was wird hier von mir erwartet?«

»In Los Angeles sollten Sie sich unbedingt an folgende drei Spielregeln halten. Erstens, benutzen Sie immer ein Kondom. Zweitens, die einzigen Kerle, vor denen Sie sich hüten sollten, sind die, die Sie auf die Toilette einladen. Und drittens, die einzige Kultur, die Sie in Los Angeles finden werden, steckt im Joghurt. Und bitte geben Sie diesen letzten Satz nicht als mein Zitat aus, denn den hat ursprünglich Johnny Carson geprägt.«

»Und jetzt?«

»Und jetzt... verteilen wir Kußhände und mischen uns unters Volk. Ob es Ihnen gefällt oder nicht, das hier sind Ihre neuen Freunde.«

Er hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit Errol Flynn. Eine dünne dunkle Strähne fiel ihm über das eine Auge, und der teuflische Bogen seiner Brauen verlieh selbst dem beiläufigsten seiner Blicke eine eindeutig sexuelle Note. Seine Augen waren von einem unglaublichen Eisblau, und sein bubenhaftes, unschuldiges Grinsen machte ihn ungeheuer charmant. »Wenn er lächelt, sieht er aus, als schmilzt meine Pussy gerade in seinem Mund«, soll Madonna laut *Variety* einmal gesagt haben. In Wirklichkeit hatte sein Agent sich diesen Spruch ausgedacht.

Kevin Reyne stand neben dem Pool und unterhielt sich mit Celine Davis, der Produzentin, die ihm seine erste wichtige Rolle verschafft hatte. Als sie bemerkte, wie seine Augen über ihre Schulter hinwegwanderten, wußte sie, daß sie dabei war, seine Aufmerksamkeit zu verlieren. Na ja, immerhin hatte sie sich bereits gute fünf Minuten mit ihm unterhalten und dies konnte sich in Gesellschaft so vieler schöner Frauen sehr wohl als Rekord verbuchen lassen.

Celine war daran gelegen, sein Interesse an ihrem jüngsten Filmprojekt zu wecken, die Geschichte zweier DEA-Agenten im Goldenen Dreieck. »Miami Vice gegen Deer Hunter«, erklärte sie ihm.

Doch Reyne hörte ihr schon gar nicht mehr zu. »Wer ist das?« fragte er, und zwang sie, mitten im Satz abzubrechen. Celine drehte sich um und sah Angélique, die sich etwa zwanzig Schritte von ihnen entfernt mit einem William-Morris-Agenten unterhielt. Sie trug ein trägerloses schwarzes Minikleid mit einem passenden Bolero darüber und schwarze, hochhackige Pumps mit goldgesprenkelten Absätzen. Das Haar hatte sie zu einem französischen Zopf streng nach hinten geflochten, ihre Augen verbarg eine Designer-Sonnenbrille. Kevin Reyne war nicht der einzige Mann, dem sie aufgefallen war, stellte Celine

fest. Jeder »Schwanzträger« im Raum starrte sie mit lüsternem Interesse an, was sie jedoch kaum zu bemerken schien.

Bitch!

»Sag bloß, du weißt nicht, wer das ist!« entgegnete sie erstaunt.

»Komm, treib' keine Spielchen mit mir, Celine.«

»Das ist die französische Schauspielerin, die Noah für das neue Martin-Riordan-Projekt engagiert hat. ›Angel‹, nennt er sie. Heiliger Vater, schau dir nur diese Lippen an! Die müssen mit Collagen unterfüttert sein. Ich freß 'nen Besen, wenn die nicht jeden Tag eine aufs Maul kriegt, denn naturgegeben ist so ein Knutschmund nämlich nicht!«

»Am besten ruft jemand umgehend den TRG an. Die bringt es fertig und inszeniert hier einen wilden Tumult.«

Celine spürte die bekannten Stiche der Eifersucht. Wenn Reyne doch nur sie einmal so begehrlich anstarren würde! »Das ist doch alles nur Klebeband und Schminke, Kevin.«

»Na und, von mir aus kann sie aus Pappmaché sein.«

»Vergiß es, Kevin. Wie ich hörte, ist sie lesbisch.« Reyne runzelte die Stirn. »Wo hast du das gehört?« Celine schnitt eine gelangweilte Grimasse, die »Das weiß doch jeder...« besagte.

»Ich wette, das stammt von Martin Riordan«, grinste er. »Das Gerücht verbreitet er über jede Frau, die nicht mit ihm ins Bett steigt. Warte nur, den Burschen kauf ich mir!«

»Ich wette um ein Dinner bei Morton's, daß du ihm die Fresse polierst.«

»Aber, aber, Celine, das hat doch ein Kevin Reyne nicht nötig«, gab er zurück und empfahl sich mit seinem berühmten Lächeln. Aufmerksam bahnte er sich seinen Weg durch die Menge.

»Hi, ich bin Kevin Reyne.«

Angélique bedachte ihn mit demselben Blick, mit dem sie

einen Gebrauchtwagen gemustert hätte. Bill Marks trat unwillkürlich einen Schritt zurück, als sähe er ein Unglück kommen, dem er aus dem Weg gehen wollte. Er hatte ein Lächeln aufgesetzt, das Reyne nicht sonderlich gefiel.

»Sprechen Sie mit mir?« entgegnete sie.

Ihr Tonfall hatte dieselbe Wirkung auf ihn, als hätte ihm soeben jemand einen Eimer kaltes Wasser ins Gesicht geschüttet. Achtung, die hat Haare auf den Zähnen, dachte er. »Ich liebe einen französischen Akzent. Und diese Stimme woher haben Sie die?«

»Von Gott. Wie ich sehe, hat er Ihnen auch eine gegeben. Zu schade.«

Reyne blinzelte. »Hallo, ganz schön cool die junge Dame. Hat man Sie schon mal wegen Beleidigung angezeigt?«

»Noch nicht. Aber ich habe das Gefühl, als könnte es jede Minute...«

»Ich wollte doch nur freundlich sein.«

Sie sah ihm direkt in die Augen. »Das glaube ich nicht. Es kam mir eher so vor, als wollten Sie versuchen, mich auf die Liste derjenigen bemitleidenswerten Opfer zu setzen, die Sie in ihrem kurzen und unglücklichen Leben in Ihr Bett gezerrt haben. Ich weiß über Sie Bescheid, Mister Reyne. Ich habe alle Ihre Eskapaden in den Klatschspalten verfolgt. Sagen Sie, wenn ich aussehen würde wie Margaret Thatcher, wären Sie dann immer noch so freundlich zu mir? Hier, probieren Sie eines dieser köstlichen Häppchen.«

Sie drückte ihm ein Stück Toast mit Beluga-Kaviar in die Hand und ließ ihn stehen. Reyne starrte ihr mit offenem Mund hinterher.

Bill Marks bedachte ihn mit einem spöttischen Grinsen. »Ich fürchte, diese Runde haben Sie verloren.«

Kalinsky kämpfte sich durch die Menge auf sie zu. »Hallo,

Angel! Schön, daß du gekommen bist!«

Sie hauchte einen Kuß in die Luft, eine neue Begrüßungsform, die sie nach zwei Wochen in Kalifornien beinahe perfekt beherrschte. »Hallo, Noah.«

»Ich sehe, du bist schon eifrig dabei, Freundschaften zu schließen. Was hältst du von Kevin? Toller Bursche, nicht wahr?« Kalinsky lächelte, doch seine Augen waren hart und hatten einen seltsamen Glanz.

»Ja, ganz toll.«

»Wie ich hörte, hast du hart gearbeitet«, fuhr er fort.

Das stimmte. Sie hatte die ersten beiden Wochen in San Francisco gedreht und bisher nur eine einzige Nacht in dem Haus, das William Morris für sie in Malibu gemietet hatte, verbracht.

»Ich wollte dich schon längst anrufen«, sagte er.

»Weshalb?«

»Ach, nur um zu hören, ob du dich schon eingelebt hast. Wie gefällt dir Kalifornien?«

»Den nächsten Wildfremden, der mir einen guten Tag wünscht, den kastriere ich an Ort und Stelle.«

Er lachte, während er besitzergreifend den Arm um ihre Hüfte legte und sie in Richtung Treppe dirigierte. Sie kam sich vor wie in einer Drehtür. »Komm, laß dich ein bißchen herumführen. Du kennst mein Haus noch nicht, oder?«

»Nein, aber in meiner Kindheit haben mich schon ähnliche Alpträume verfolgt.«

Er stimmte wieder ein Gelächter an, als hätte sie ihm den besten Witz aller Zeiten erzählt. Was muß ich nur anstellen, um ihn zu beleidigen? wunderte sich Angélique. Vielleicht hört er mir überhaupt nicht zu. Oder vielleicht ist mein Englisch so schlecht, daß er kein Wort davon versteht...

An den Wänden hingen Hockneys, de Konings und Eschers,

riesige Mosaike aus Marmor und Bleiglas, dazwischen Lampen, die aussahen wie überdimensionale Vasen. Im zweiten Stock war ein privates Fitneßstudio untergebracht, mit Gymnastikraum, einer Sauna und einem Yakuzzi. Die dritte Etage beherbergte eine Bibliothek, einen privaten Filmvorführraum und daneben eine riesige Graffiti-Wand - an der man sich jedoch nur auf ausdrückliche Einladung hin künstlerisch austoben durfte. Stephen Spielberg hatte sich dort mit einer Zeichnung von E. T. verewigt, Jack Nicholson einen Limerick von zweifelhaftem Geschmack beigesteuert.

»Und das ist sozusagen das Nervenzentrum des Hauses«, erklärte er.

»Oh, ist das der Ballsaal?«

»Das Schlafzimmer«, gab er zurück und machte die Tür zu.

Sie trat auf den Balkon hinaus. Von dort blickte man auf einen japanischen Kiesgarten und einen herzförmigen Swimmingpool, der teilweise von dem aufgestellten Zelt verdeckt wurde.

»Hübsches Planschbecken«, bemerkte Angélique.

»Danke. Ein Geschenk von mir an meine Frau zum Hochzeitstag. Eigentlich hat mir ja einer in Penisform vorgeschwebt, aber die Firma baut keine Pools in Olympia-Maßen.«

Das Schlafzimmer war ein Paradebeispiel für schlechten Geschmack. In der Mitte prangte ein Himmelbett mit einem violetten Samtüberwurf. An der gegenüberliegenden Wand stand ein überdimensionaler Fernseher; die anderen Wände und die Decke waren mit rosa Velours bezogen. In einer Ecke thronte auf einer Säule eine Alabasterbüste, die nach genauerem Hinsehen wohl Noah darstellen sollte.

Kalinsky nahm eine Fernsteuerung zur Hand und schloß mittels Knopfdruck die Vorhänge. »Und, was sagst du zu meinem Schlafgemach?«

»Ich würde sagen, du solltest mal einen Innenarchitekten kommen lassen«, war ihre Antwort.

»Das haben wir bereits«, erwiderte er, diesmal ohne jegliche Ironie. »Einen der besten in Los Angeles.«

»Kaum zu glauben.«

»Ja, nicht wahr? Hättest du dir das jemals vorstellen können, als du noch ein Kind warst?«

»Was vorstellen?«

»Dich. Das hier... Hollywood.«

»Werden deine Gäste dich nicht vermissen?« wechselte sie abrupt das Thema und versuchte, an ihm vorbei zur Tür zu gehen, doch er versperrte ihr den Weg.

»Ich habe große Pläne mit dir. Du könntest eine zweite Monroe werden.«

»Denk nur daran, was mit der ersten passiert ist.«

»Die Frage ist, was du zu tun bereit bist, damit es dazu kommt.«

Sie bedachte ihn mit einem spöttischen Zwinkern. »Hart arbeiten?«

Er lachte laut auf. »Du bringst mich noch um.«

»Ein sehr verlockender Gedanke, muß ich zugeben.«

»Weißt du, eine Menge Leute glauben, daß du nur ein französisches Flittchen bist, das ich aus Paris mitgebracht habe. Aber denen werden wir es schon zeigen. Du hast Köpfchen. Und ich liebe deinen Sinn für Humor.«

»Ich weiß nicht, was ich sagen soll, Noah. Ich bin überwältigt. Ist das das richtige Wort?«

Er kam immer näher. »He, aber du mußt noch ein paar Kleinigkeiten lernen. Wenn du hier wirklich etwas erreichen willst, mußt du dir über eins im klaren sein. In Hollywood geht es nicht um Darstellung, sondern um Macht. Und ich besitze

Macht. Ich kann deine Träume wahr werden lassen. Von jetzt an möchte ich, daß du mich als Gott betrachtest.«

»Ich bin Atheist...«

»... aber nichts ist umsonst, okay?« Er kam ins Dozieren. »Vergiß das nicht. In dieser Welt gibt es nichts umsonst.«

Unauffällig drängte er sie immer weiter in Richtung Bett. Nein, diesmal nicht, dachte sie. Ich bin keine naive Fünzehnjährige mehr.

Unvermittelt riß sie ein Knie hoch, traf ihn, wo sie ihn hatte treffen wollen, und huschte an ihm vorbei. Er sog zischend die Luft ein, ging in die Knie und gab, das Gesicht auf den violetten Samtüberwurf gepreßt, würgende Geräusche von sich. Anscheinend war sie rabiater zu Werke gegangen, als sie vorgehabt hatte.

Innerhalb von Sekunden lief sein Gesicht so krebsrot an, daß sie befürchtete, ihn wirklich ernsthaft verletzt zu haben. »Bist du okay?« fragte sie ihn.

»Ohhh... Gooooott«, keuchte er. Auf dem Überwurf glänzte ein Speichelfleck.

»Noah?«

Er stöhnte noch einmal laut auf und rollte sich auf dem Teppich wie ein Embryo zusammen.

Angélique entschied, daß es noch eine Weile dauern würde, bis er wieder auf die Beine kam. Sie ging zur Tür. »Ich denke, du solltest doch noch einmal einen Innenarchitekten bemühen«, sagte sie und ging nach unten, um Bill Marks zu suchen.

Kalinsky kämpfte gegen die Übelkeit an, die immer wieder in Wellen in ihm aufstieg. Er spürte, daß er sich jeden Moment erbrechen mußte und versuchte, in das angrenzende Badezimmer zu kriechen. Er schaffte es nicht bis dorthin.

Als der Würgereiz nachgelassen hatte, blieb er eine Zeitlang auf dem Rücken liegen und wartete darauf, daß die Schmerzen

nachließen. Verdammtes Miststück! Er hatte ihr den großen Durchbruch verschafft, und so revanchierte sie sich bei ihm dafür! Na, das würde ihr noch leid tun. Noah Kalinsky setzt sich immer durch. Immer.

2

Kalinsky fuhr zu den American's San Fernando Studios, um sich mit dem englischen Regisseur Paul Riddington die ersten Muster von »Overkill« anzusehen. Die Szene, die gerade über die Leinwand flimmerte, stand gar nicht im Drehbuch. Angélique hatte sie einer spontanen Eingebung folgend erfunden, und Riddington fand sie so gut, daß er sie während fünf Takes ausgearbeitet und schließlich gedreht hatte. Es war eine Parallele zu der berühmten Monroe-Szene in »Das verflixte siebte Jahr«, in der die Luft aus dem U-Bahn-Schacht ihr den Rock hochwirbelt, eine Idee, die Jahrzehnte später Kelly Le Brock in »Die Frau in Rot« kopierte. In dieser Szene wurde nichts gesprochen, sie lebte allein von der Persönlichkeit und dem schauspielerischen Können der Darstellerin.

In dem Haus, in dem ein Teil der Dreharbeiten stattfand, gab es ein Warmwasserbecken auf der Veranda. Angélique hatte sich darin ausgestreckt, um sich nach einem harten Drehtag ein wenig zu entspannen. Plötzlich kniete sie sich über eine der Wasserdüsen und spielte der Crew lachend einen Orgasmus vor.

Riddington gefiel das so gut, daß er vorschlug, die Szene in den Film einzubauen.

Kalinsky nahm im Vorführraum Platz, um sich das an diesem Tag gedrehte Rohmaterial anzuschauen. Da war eine kurze Probeaufnahme für die Kameraposition von Angélique im Badeanzug, dann zoomte die Kamera auf ihr Gesicht. Es wurde rasch offenkundig, daß sie sich mit der Wasserdüse vergnügte, doch Riddington überließ es der Phantasie des Zuschauers, sich

Angéliques Position unter Wasser auszumalen. Sie schloß die Augen, biß sich auf die Unterlippe und ließ ein katzenhaftes Schnurren hören, das die Richtmikrophone gerade noch einfangen konnten.

Dann verschwand Angélique aus dem Bild. Sie tauchte im schäumenden Wasser unter, und einen Augenblick später erschien nur ihre Hand am Beckenrand, mit dem Badeanzug, den sie elegant fallen ließ.

Sekunden später tauchte sie wieder auf, mit klatschnassen Haaren und Wassertropfen im Gesicht, und stützte das Kinn am Beckenrand auf. Sie schlängelte sich über die Wasserdüsen, die Lippen in angespannter Konzentration geschürzt.

Die Kamera zoomte auf ihre Hände, die die Beckenumrandung so fest unklammerten, daß die Fingerknöchel weiß hervortraten.

Als die Kamera zurückfuhr, hatte Angélique den Mund zu einem leidenschaftlichen Stöhnen geöffnet. Sie schien gegen eine unsichtbare Kraft anzukämpfen. Ihre Nackenmuskeln waren gespannt wie Bogensehnen. Es war, als würden sie jeden Augenblick zerreißen.

Schließlich stieß sie einen Schrei aus und verschwand im blubbernden Wasser. Als sie das nächste Mal auftauchte, füllte ihr Gesicht die ganze Leinwand aus. Ihre Augen glänzten. Ihre Lippen teilten sich zu einem befriedigten Lächeln.

Das war das letzte Bild.

»Glauben Sie, wir kriegen diese Szene an der Zensur vorbei?« meinte Riddington nach einer Weile.

Kalinskys Mund war vor Anspannung staubtrocken. »Ich schätze ja. Man sieht sie ja nicht nackt. Was unter Wasser passiert, bleibt reine Vermutung.«

Die nächste Frage kam wie aus der Pistole geschossen: »Und, was halten Sie davon?«

Kalinsky zuckte die Achseln. »Sie ist sensationell.« Seine Hose spannte sich im Schritt.

Als Produzent dieses Films konnte er höchst zufrieden sein. Er hatte Angélique von Frankreich in die Staaten gebracht, weil er wußte, daß sie die richtige, die hundertprozentig richtige Besetzung für diese Rolle war. Dieser Film würde an der Ost- und der Westküste ein Riesenerfolg werden, abgesehen davon, daß er seinen Star billig eingekauft hatte.

Gleichzeitig aber war er wütend und frustriert. Er wollte sie für sich selbst haben. Gewissermaßen als Bonus; seine Prozente nach Abzug aller Unkosten.

Er hatte sie ja schon einmal gehabt, rief er sich in Erinnerung, nachdem er in Gedanken seine Erfolgsliste durchgegangen war. Aber viel wußte er nicht mehr von dem Abend, nur daß er ziemlich betrunken und sie blutjung gewesen war. Ein Quicky war das gewesen, eine schnelle Nummer, mehr nicht.

Aber jetzt war die Sache eine andere. Sie war zu einer jungen Frau erblüht, die Zeit und Aufmerksamkeit erforderte. Es war wie der Unterschied zwischen einem Hamburger im Stehen und einem gepflegten Abendessen im Le Dome. Der eine stillte den Hunger; das andere auch alle anderen Bedürfnisse.

Sie war eine ausgezeichnete Schauspielerin und eine wunderschöne junge Frau. Mit seiner Hilfe konnte sie den Pantheon erklimmen, zur Göttin werden. Es hing allein von ihr ab.

Oder genauer gesagt, von ihm.

Er mußte ihr nur dabei helfen, die richtige Entscheidung zu treffen.

3

Nachdem eine grauorange Sonne hinter der staubigen

Dunstglocke von L.A. verschwunden war, erwachten in der schnell einsetzenden Dämmerung die Leuchtreklamen der Kinos entlang des Sunset Boulevard zum Leben. Eine überdimensionale Whoopi Goldberg lächelte auf die schwarze Prostituierte an der Ecke Gardiner Street herab, die eindeutige Reitbewegungen mit dem Unterleib zu vollführen begann, als sie ein Chevy-Coupe mit jungen Burschen vorbeirollen sah. Sie pfiffen und johlten, während der Fahrer sich aus dem Fenster lehnte und mit einer Fünf-Dollar-Note wedelte. Sie zeigte ihnen verächtlich den erhobenen Mittelfinger.

Ramón bog vom Boulevard ab, den Kassettenrekorder in der Hand und Francisco auf den massiven Schultern. Sie führten ihre Kunststücke jetzt regelmäßig am Muscle Beach vor - dasselbe Programm wie vor dem Centre Beaubourg und verdienten damit genug für die Miete einer kleinen Zweizimmerwohnung. Es hatte den Anschein, als habe Franciscos Filmrolle nur in seiner Phantasie existiert; aber das hatte Ramón schon geahnt, ehe sie Paris verlassen hatten.

Los Angeles war für Ramón nur ein weiteres Abenteuer auf seinem turbulenten Lebensweg. Was nutzte die ganze Freiheit, war seine Devise, wenn man sie nicht auskostete? So viele Menschen vertrödelten ihre Zeit, gefangen in Lebensumständen, die sie nicht begriffen und die ihnen eigentlich gar nicht behagten. Das Leben war ein kostbares und sehr empfindliches Geschenk. Das hatte sein kleiner Bruder Leopolde ihn gelehrt.

Die Mauern der Mietshäuser waren mit Chicano-Parolen und Graffitis beschmiert, und an der grüngestrichenen Eingangstür klebte ein vergilbter Sticker, auf dem zu lesen stand: »MARIA CAMACHO - DER BESTE BLOW-JOB IN DER NACHBARSCHAFT.« Ein spanischer Radiosender klagte eine traurige *ranchera* aus einem der offenen Fenster.

Obwohl der Oktober sich bereits dem Ende zuneigte, war es schwül und stickig. Das Thermometer sank selten unter dreißig Grad, und die andauernde Tiefdrucklage ließ die Autoabgase

schon seit Tagen nicht aus dem Becken von Los Angeles entweichen. Francisco plagte ein trockener Reizhusten.

»Wir sollten aus dieser Stadt verschwinden. Das Klima tut dir nicht gut.«

»Mir gefällt es hier«, keuchte Francisco.

»Vaya, mir auch. Aber mir wäre es lieber, wenn ich die Luft, die ich einatme, nicht auch noch sehen könnte.«

»Wo sonst kannst du auf den Ruinen eines Erdbebens mit den schönsten Frauen der Welt kokettieren? Alles, was wir brauchen, ist ein guter Agent. Du könntest ein neuer Schwarzenegger werden, und ich der neue De Vito.«

Ihre Wohnung lag im zweiten Stock. Als sie oben an der Treppe angekommen waren, schallte ihnen spanisches Gezeter und Geschrei entgegen. Eine Tür wurde aufgerissen und eine schwarzhaarige Latina in einem Batman-T-Shirt kam wild gestikulierend in den Flur gestürmt. Dort blieb sie stehen und brüllte etwas in die Wohnung zurück. Drinnen schrie ein Kind wie am Spieß. Im nächsten Moment kam eine Flasche durch die Tür geflogen und zersplitterte an der gegenüberliegenden Wand.

»Wahre Liebe«, brummte Ramón.

Die Wohnung war stickig und roch nach Schweiß und Olivenöl. Francisco schaltete die Klimaanlage an, die ratternd auf Touren kam und die Wasserlache auf dem Linoleumboden im Wohnzimmer weiter vergrößerte. Ramón ließ die Stofftasche fallen, ging in die Küche und schlug ein paar Eier in die Pfanne. Bei seinem Körperbau brauchte er sechs Mahlzeiten am Tag.

Bei den Mexikanern nebenan ging der Streit munter und mit unverminderter Lautstärke weiter. Francisco holte sich ein Bier aus dem Kühlschrank und verzog sich damit ins Schlafzimmer. Dort schob er als erstes einen Stuhl unter die Türklinke, holte dann seine TWA-Reisetasche aus dem wackeligen Kleiderschrank, wuchtete sie aufs Bett und zog den Reißverschluß auf.

Anschließend packte er den Inhalt aus, ein Stück nach dem anderen: Ein paar gebrauchte Lippenstifte, eine zerbrochene Bruce-Springsteen-Kassette, einige leere Kleenexschachteln, ein zerrissenes Cocktailkleid. Das alles arrangierte er sorgfältig auf seinem Bett und auf dem Nachttisch. Als nächstes nahm er das Bild seiner Mutter aus der Tasche, das er zum Schutz in ein altes Hemd eingewickelt hatte, und lehnte es ehrfürchtig an sein Kopfkissen.

Der letzte Gegenstand, den er auspackte, war ein kleines, viereckiges Stück Pappe, genauso groß wie die Fotografie seiner Mutter. Es war ein Schnappschuß von ihm, den er so auf ein Zeitungsfoto von Angel geklebt hatte, daß es aussah, als säßen sie Seite an Seite in einem Nachtklub. Dieses Bild lehnte er an den Fuß der Nachttischlampe.

Während er sein Bier trank, betrachtete er nacheinander seine Schätze. Mit Ausnahme des Fotos seiner Mutter und der Collage hatte er all die anderen Sachen aus Angels Mülleimer in Malibu gezogen. Er berührte die Lippenstifte, erinnerte sich daran, daß diese einst ihren Mund berührt hatten, strich über das schwarze Kleid, drückte es an sein Gesicht, roch daran, um einen Hauch ihres Duftes und ihrer Seele einzuatmen.

Francisco schloß die Augen und versuchte, sich einen Plan zurechtzulegen, wie er sie vor Noah Kalinsky schützen konnte.

In der Bibliothek hatte er sich alle Informationen über Kalinsky herausgesucht, hatte sogar begonnen, ein Album mit Bildern und Zeitungsartikeln anzulegen, die er aus Magazinen wie der Los *Angeles Times* und *Variety* ausgeschnitten hatte. Er hatte Angst um Angel. Er wußte, daß dieser Mann sie dazu bringen würde, schreckliche Dinge zu tun, und daß er einen Weg finden mußte, um sie davor zu bewahren, ehe es zu spät war.

4

Die letzten Szenen von *Overkill* wurden am Santa Monica Pier gedreht. Angélique saß nackt in ihrem Wohnwagen und blätterte in einer Zeitschrift, während die Klimaanlage auf höchster Stufe lief. An das kalifornische Wetter, hatte sie entschieden, würde sie sich nie gewöhnen können. Jahreszeiten schien man hier nicht zu kennen. Seit einem Monat herrschten Temperaturen um die dreißig Grad, und das kurz vor Weihnachten.

Die Dreharbeiten liefen gut. Sie waren sogar ein paar Tage dem Drehplan voraus, und die Resonanz auf das tägliche Rohmaterial war recht positiv. Eigentlich sollte sie Ende Dezember nach Paris zurückfliegen, doch von Bill wußte sie, daß Kalinsky angedeutet hatte, daß er noch ein weiteres Projekt für sie im Auge habe. Was sie eigentlich überraschte. Seit der Party in Bel Air und dem Vorfall in seinem Schlafzimmer hatte sie nichts mehr von ihm gehört. Als sie sich die Szene in Erinnerung rief, wie er in seinen edlen Bettbezug geröchelt hatte, huschte ein zufriedenes Lächeln über ihr Gesicht; in Anbetracht dessen, was er und Paul ihr damals angetan hatten, war das eine recht harmlose Revanche gewesen. Dennoch hatte sie angenommen, daß Kalinsky ihr das nie verzeihen würde, und sie mit keinem weiteren Angebot von American Artist mehr rechnen durfte.

Es klopfte an der Tür. »Wer ist da?«

»Ein himmlischer Bote«, flötete eine Stimme.

Kevin Reyne. Angélique stieß einen leisen Fluch aus. »Verschwinden Sie!«

Die Tür ging auf, und er kam hereinspaziert.

»Hi, Frenchie!« grinste er und schnalzte anerkennend mit der Zunge, während er sie ungeniert anstarrte. »Ich wußte gar nicht,

daß du mich erwartet hast. Hübsche Aussicht hat man von hier.«

Sie stand auf und zog sich einen seidenen Morgenmantel über. »Ich hoffe, Sie haben sie genossen. Nochmal werden Sie sie nicht bewundern können.« Sein dümmliches Grinsen ging ihr gehörig auf die Nerven. »Wie sind Sie hier überhaupt reingekommen?«

»He, wir sind hier in Star City. Die Jungs vom Sicherheitsdienst sind schwer in Ordnung, aber einem berühmten Filmstar wie mir öffnen sie alle Türen.«

»Ihr Typen spielt euch auf, als wärt ihr der liebe Gott persönlich.«

»Wann hat der liebe Gott eigentlich zum letzten Mal einen Oscar gewonnen?«

»Ach, gibt ein Oscar Ihnen etwa das Recht, je nach Belieben in meine Privatsphäre einzudringen?«

Er zuckte lässig die Achseln. »In Hollywood ist alles möglich. Schau, Frenchie, du und ich, wir könnten ein Super...«

»Nennen Sie mich nicht Frenchie!«

Das Grinsen rutschte ihm aus dem Gesicht. »Du bist ja eine ganz Verkniffene! Du solltest dich mal ein bißchen entspannen.« Er ließ sich auf ihr Bett fallen und machte es sich, die Hände hinter dem Nacken verschränkt, darauf bequem. »Warum kommst du nicht her und läßt dir von mir ein paar Lockerungsübungen zeigen?«

»Das ist doch der Gipfel der Unverschämtheit.« Sie riß die Tür auf. »Raus!«

»*Shit,* was ist denn los mit dir?«

»Ich werde dir sagen, was mit mir los ist, du Blödmann: Ich kann dich nicht ausstehen! Du hast soviel Hirn im Kopf wie ein Schaukelpferd!«

Reynes Grinsen kehrte zurück. »Ich mag es, wenn du mich beschimpfst.«

»Raus hier!«

»Weißt du, was dein Problem ist, schöne Frau? Dich haben sie zu früh auf den Topf gesetzt.«

»Ach, du bist auch noch psychologisch bewandert? Wirklich erstaunlich, daß in einer so kleinen Verpackung so viele Begabungen schlummern können! Trotzdem, wenn du in fünf Sekunden nicht verschwunden bist, rufe ich den Sicherheitsdienst.«

Er warf in gespielter Kapitulation die Hände in die Höhe und erhob sich vom Bett. »Nicht schießen, ich geh' ja schon.« An der Tür drehte er sich noch einmal um. »Meine Fresse, du hast vielleicht Haare auf den Zähnen!« maulte er, ehe er die Tür hinter sich schloß.

Einen Augenblick später ging sie wieder auf. »Ich nehme an, das soll heißen, daß du heute nicht mit mir ins Bett gehst.«

Nach Drehschluß wurde Angélique von Kalinsky erwartet, der aussah wie aus dem Ei gepellt: dreiteiliger Armani-Anzug, hellblaues Hemd mit weißem Kragen, burgunderrote Seidenkrawatte, dazu die unvermeidliche Sonnenbrille mit goldenem Gestell und verspiegelten Gläsern. »Ich muß mit dir reden«, sagte er.

Seinem ernsten Gesichtsausdruck nach zu schließen, hatte er entweder vor, ihr einen unsittlichen Antrag zu machen oder sie zu feuern. Mit beiden Varianten hatte sie seit dem Abend in Bel Air eigentlich täglich gerechnet. »Okay.«

»Ich fahre dich nach Hause.«

»Das Studio hat mir einen Fahrer gestellt.«

»Schick ihn weg«, sagte Kalinsky und stolzierte zu seinem Wagen. »Du kannst in meinem Kanu mitfahren.«

Kalinskys »Kanu« entpuppte sich als Zwölf-Liter-Bentley mit kobaltblauer Speziallackierung und vergoldeten Chromteilen. Den Schalthebel zierte ein Adlerkopf aus massivem Gold mit

zwei Rubinen, die in den Augenhöhlen funkelten. Die übrige Innenausstattung bestand ausschließlich aus Veloursleder.

»Laß mich raten... das ist ein ganz gewöhnlicher Ford, den du von einem Designer hast aufmöbeln lassen.«

»Steig ein«, brummte Kalinsky.

Er nahm den Pacific Highway in Richtung Malibu. Eine ganze Weile fuhren sie schweigend dahin, dann begann Kalinsky plötzlich mit den Handflächen auf das Lenkrad zu pochen und auf seinem Sitz umherzurutschen. »Bist du okay?« erkundigte Angélique sich. »Was, zum Teufel, bildest du dir überhaupt ein?« Sie starrte ihn überrascht an. Er hieb weiterhin auf das Lenkrad ein, als krabbelten darauf Ameisen herum.

»Ich fragte, was, zum Teufel, du dir überhaupt einbildest?«

»Was ist denn los, Noah?« Sie versuchte, ganz ruhig zu klingen. Hinter den langgezogenen Kurven der Küstenstraße kam immer wieder der Pazifische Ozean in Sicht.

»Du weißt ganz genau, was, zum Teufel nochmal, los ist! Wie du mich behandelst, das, zum Teufel, ist los! Ich glaub' es nicht. Ich glaub' es einfach nicht!«

Kalinsky fuhr viel zu schnell, sein Fuß lag wie ein Bleigewicht auf dem Gaspedal. Seine Hände zitterten so stark, daß der Bentley zeitweise ins Schlingern geriet. Die Autos hinter ihnen begannen zu hupen und zu blinken. Angélique hatte Angst. »Fahr langsamer!«

»Was? Was meinst du mit ›Fahr langsamer‹? Wer zum Teufel sitzt hier hinter dem verdammten Steuer?«

Er leckte sich ständig über die Lippen und als er die Sonnenbrille von den Augen riß und heftig blinzelte, merkte Angélique, daß er Schwierigkeiten hatte zu sehen. Sie schrie auf. Um ein Haar hätte er die Kurve verfehlt. »Laß mich fahren.«

»Ich bin okay. Ich bin okay!«

»Laß mich fahren, Noah!«

Er fuhr sich mit der Hand übers Gesicht und blinzelte immer angestrengter. Was war nur los mit ihm? wunderte sich Angélique, doch schon im selben Moment fiel es ihr wie Schuppen von den Augen: Kokain. Daß Kalinsky drogensüchtig war, hätte sie nie gedacht.

Vor ihnen fuhr ein umgebauter Lieferwagen mit orangeblauer Lackierung. Sie rasten auf ihn zu, waren viel zu schnell. Angélique sah das Unglück schon kommen. Im letzten Moment bremste Noah, riß das Lenkrad herum, schlingerte auf die Nebenspur und kollidierte beinahe mit einem Plymouth.

»Laß mich fahren!« schrie sie in ihrer Panik.

Auf Kalinskys Stirn glänzten fettige Schweißtropfen. Seine Stimmung wechselte ohne Vorwarnung. Plötzlich war er wieder ganz friedlich. »Okay«, sagte er, fuhr über zwei Spuren hinweg an den Straßenrand und brachte den Bentley mit einem Ruck zum Stehen.

Angélique brauchte ein paar Sekunden, um sich wieder zu fassen. »Bist du in Ordnung?« fragte sie besorgt.

Kalinsky nickte nur. Er war leichenblaß und sein Atem ging viel zu schnell. Der abrupte Wechsel vom schwadronierenden Größenwahnsinnigen zum zitternden Nervenbündel war beängstigend. Sie rannte um den Wagen herum, riß die Fahrertür auf und schob ihn auf den Beifahrersitz.

»Mir ist übel«, keuchte er.

Na, das wär's, dachte sie. Wenn er jetzt seine wildlederbezogenen Bentley-Sitze vollkotzt, dann glaub' ich vielleicht doch noch dran, daß es einen Gott gibt.

Westlich von Pacific Palisades schlängelt sich die pazifische Küste bis nach Malibu, doch dann ist das Meer vom Highway aus nicht mehr zu sehen. Es verbirgt sich hinter den endlosen Reihen der Strandhäuser von Millionären.

Angélique bog von der Schnellstraße ab. Vor ihrer Einfahrt parkte ein alter Ford mit einem Avis-Sticker an der Windschutzscheibe, doch sie war viel zu beschäftigt mit Kalinsky, um darauf zu achten. Weil er sich einbildete, daß die Polizei ihn beschattete, brüllte er wie ein Verrückter.

Angélique half ihm beim Aussteigen und führte ihn ins Haus, wo er schnurstracks in die Toilette stürzte und sich ins Waschbecken erbrach.

»Wer ist der Mann?« sagte eine Stimme hinter ihr.

Sie erstarrte. Siedendheiß fiel ihr ein, daß sie die Tür offen gelassen hatte, und daß sie vor dem Haus diesen Ford hatte stehen sehen. Dann wirbelte sie auf dem Absatz herum.

Merde.

Das war die Stimme ihres Vaters.

5

Das weiße Hemd, das er trug, war verschwitzt, die beige Sommerhose völlig verknittert. Er hatte sich bestimmt seit zwei Tagen nicht rasiert und sah schmal und elend aus. Und dennoch gelang es ihm, eine Aura von Autorität auszustrahlen. »Was, um alles in der Welt, geht hier vor?«

Angélique knallte die Badezimmertür zu. »Papa...« Kalinsky gab hinter der Tür weiterhin recht unappetitliche Geräusche von sich. »Ist das ein Freund von dir, Angel?«

»Ihm ist nicht gut«, meinte Angélique beiläufig und wechselte das Thema. »Was machst du denn in Kalifornien, Papa?«

Sie starrten sich gegenseitig an. Angélique wußte, daß ihre Begrüßung etwas freundlicher hätte ausfallen können, aber sie war nicht sonderlich erfreut, ihn zu sehen, schon gar nicht unter diesen Umständen, und sah daher auch keine Veranlassung, sich zu verstellen. Er brach schon wieder in ihr Leben ein.

»Netter Empfang«, meinte er leichthin.

»Nett, daß du deinen Besuch vorher angekündigt hast.«

Er breitete die Arme aus. »Muß ich mich jetzt schon schriftlich anmelden? Sehe ich vielleicht aus wie ein Terrorist mit einer Bombe im Koffer?«

Sie umarmte ihn kurz. Kalinsky würgte sich im Badezimmer immer noch die Seele aus dem Leib. Sie verzog angewidert das Gesicht und führte Marius auf die Sonnenterrasse hinter dem Haus. »Na, das ist vielleicht eine Überraschung«, sagte sie.

»Das sollte es auch sein.«

»Möchtest du einen Drink?«

Er zuckte unentschlossen die Schultern. Es war offensichtlich, daß er enttäuscht über die kühle Begrüßung war. Aber was hatte er erwartet? »Okay«, meinte er.

Sie kam mit einer Flasche Campari, Eis und Sodawasser zurück. Sie setzten sich. Es war später Nachmittag, die Sonne stand bereits tief am Horizont und überzog die Schaumkronen der hohen Brecher, die sich immer wieder auf dem Ozean auftürmten, mit ihrer goldenen Patina.

Eine Zeitlang herrschte peinliches Schweigen, dann begannen sie beide wie auf Kommando gleichzeitig zu reden. Marius hielt zum Zeichen, daß er ihr den Vortritt ließ, eine Hand hoch.

»Was machst du in Kalifornien?« wollte sie wissen.

»Ein bißchen arbeiten.«

»Hast du einen Auftrag? Bist du wieder im Modebusineß?«

Er schnitt eine Grimasse. »Nein, nein. Weißt du, Mode zu fotografieren macht mir keinen Spaß mehr. Jetzt geht es mir mehr um die wahre Fotografie. Um Kunst, sozusagen.«

»Und, bezahlt dich jemand dafür?«

»Vielleicht.«

»Vielleicht?«

»Na ja, es geht um einen Bildband. Ein Verlag ist daran interessiert, und wenn sie meine Fotos sehen, werden sie mir vielleicht einen guten Vorschuß bezahlen...«

Mit anderen Worten, eine Farce, dachte Angélique. Er schiebt irgendeine erdachte Arbeit vor, aber in Wirklichkeit ist das nur eine Ausrede, um in meiner Nähe zu sein. Er läßt einfach nicht locker. Was will er bloß von mir?

»Was für Bilder sollen das werden?«

»Ich plane einen längeren Trip in die Wüste, die Mojave-Wüste. Ich will keine Bilder von Klamotten mehr machen, mir schwebt etwas Ausdrucksvolleres vor.«

»Nahaufnahmen von einem Kaktus?«

Mit dieser Bemerkung hatte sie ihn zutiefst verletzt, und das nicht einmal mit Absicht. Es war eher ein Reflex gewesen.

»Du glaubst wahrscheinlich, das, was du tust, ist besser, wie?«

»Ich bin unabhängig und habe mir meine eigene Karriere aufgebaut. Ich brauche keinen Mann, der mich ernährt. Und das reicht mir im Augenblick.«

»Und der Mann, der sich gerade in deinem Badezimmer seines Mittagessens entledigt, wer ist das?«

»Wenn ich es dir sagte, würdest du es sowieso nicht glauben.«

Er legte die Stirn in Falten. »Ein hübsches Haus hast du da.«

»Und wo wohnst du?«

»Ich habe mir eine kleine Wohnung in West Hollywood genommen.«

West Hollywood. Eine Gegend, die von Latino-Gangs, schwarzen Drogenhändlern und Prostituierten bevölkert wird. Ob das wohl der Wink mit dem berühmten Zaunpfahl gewesen war? Sie hatte jede Menge Platz hier, aber... nein, diesmal würde sie ihm nicht wieder in die Falle gehen.

»Und, kann man es dort aushalten?«

»Nun, die Gegend ist vielleicht nicht ganz so idyllisch wie Rambouillet, aber sie besitzt ein gewisses Lokalkolorit.«

»Warum ausgerechnet West Hollywood?« wunderte sie sich. »Du hast Geld in Hülle und Fülle. Warum mietest du dir nicht ein Haus am Strand?«

»Ach, weißt du, ich möchte einmal dieses vielgepriesene Boheme-Leben ausprobieren.«

Das war mit Sicherheit gelogen, aber Angélique ging nicht weiter darauf ein. »Weshalb gehst du nicht mehr in die Mode zurück?«

Er schnitt eine Grimasse. »Ich werde dir sagen, warum. Ich will meine kostbare Zeit nicht mehr mit dieser Scheiße vergeuden.« Er versank für eine Weile in nachdenkliches Schweigen und betrachtete die untergehende Sonne. »Die *flics* haben mich dreimal wegen diesem Roger Colombes verhört«, sagte er dann unvermittelt. »Dich?«

»Max hat ihnen erzählt, daß Colombe dich einmal geschlagen hat. Vielleicht denken sie, ich wollte mich dafür an ihm rächen. Schließlich bin ich ja schon als Verbrecher abgestempelt, nicht wahr? Als Krimineller und Mörder. Victor Hugo schreibt in einem seiner Bücher, daß man, einmal in die französische Gesetzesmühle geraten, sein ganzes Leben lang schuldig bleibt.«

Colombe. Angélique war kurz vor ihrem Abflug nach Los Angeles von der Polizei verhört worden. Damals schienen sie der Ansicht zu sein, daß Raub das Tatmotiv gewesen war. »Haben sie den Mörder denn immer noch nicht gefaßt?«

»Die Frau, mit der er die Nacht vor dem Mord verbracht hat, schwört, daß er eine dicke Goldkette und eine teure Armbanduhr getragen hat, als er morgens in den Bois zum Joggen aufgebrochen ist. Da man die Kette und die Uhr nicht bei der Leiche gefunden hat, ist es denkbar, daß ihn ein *clochard* umgebracht hat, um seinen Alkoholvorrat zu sichern. Vielleicht

war es so, vielleicht auch nicht. Dein Freund Colombe hatte gewisse Verbindungen nach Marseille, wußtest du das? Drogen, Angel. Ich sagte dir doch, daß er ein Stück Dreck ist, aber du wolltest ja nicht auf mich hören.«

»Ich verstehe immer noch nicht, warum *die flics* dich verhört haben?«

Marius zuckte die Achseln. »Weil sie Idioten sind«, entgegnete er verächtlich. Er musterte sie mit einem harten Blick. »Ich kann niemanden umbringen, das weißt du doch, mein kleiner Engel, oder?«

Die Sonne war inzwischen untergegangen, die Terrasse lag im Schatten, und sie konnte sein Gesicht nicht deutlich sehen. Schweigend nippte sie an ihrem Campari Soda. Was sollte sie darauf antworten?

6

Hätte Noah Kalinsky diskret sein wollen, dachte Angélique, dann hätte er sie nicht ins Spago am Sunset Boulevard zum Essen ausgeführt. Kurt Russell und Goldie Hawn waren dort Stammgäste, und auf dem Parkplatz drückten sich Dutzende von Paparazzi herum. Wahrscheinlich wollte er ganz Hollywood wissen lassen, daß er mit seiner neuen französischen Entdeckung auch privat verkehrte. Vielleicht auch seine Frau.

Noah Kalinsky mußte nicht auf einen freien Tisch warten. Man wies ihm umgehend einen der begehrten Fensterplätze an, gleich neben Richard Gere. In Hollywood zum Essen auszugehen war nicht nur eine Frage des Sehens und Gesehenwerdens, wie Angélique inzwischen herausgefunden hatte; es ging in erster Linie darum, seinen Platz in der Hackordnung zu behaupten.

Noah hatte den Vorfall in ihrem Badezimmer in Santa Monica

bisher mit keinem Wort erwähnt, und Angélique fragte sich, ob er sich überhaupt noch daran erinnerte. Als Marius nach zwei Stunden gegangen war, hatte sie Kalinsky laut schnarchend auf dem Fliesenboden vorgefunden. Dort hatte sie ihn auch liegenlassen, damit er seinen Drogenrausch ausschlief. Als sie am nächsten Morgen nachsah, waren er und sein Zwölf-Liter-Bentley verschwunden.

Vor zwei Tagen hatte er sie angerufen und erklärt, er müsse sie privat sprechen. Dazu hatte er das Spago vorgeschlagen. Von wegen privat, dachte Angélique, nachdem sie sich umgesehen und im stillen die Prominenten gezählt hatte, die sie unter den Gästen sichtete. Es war wie in der Künstlergarderobe der Johnny-Carson-Show.

Sie warf rasch einen Blick auf die Speisekarte und entschied sich für Lamm mit Artischocken-Gratin; Kalinsky bestellte eine Pizza mit Auberginen und Ziegenkäse. Nur Amerikaner kamen auf die Idee, in einem angeblichen Gourmet-Restaurant Pizza zu servieren, dachte sie abfällig.

Kalinsky lehnte sich in seinem Stuhl zurück und lächelte. »Okay«, sagte er.

»Okay?«

»Ja, okay.«

Er schien darauf zu warten, daß sie etwas sagte. »Du wolltest mich sprechen?« begann sie daher.

»Ja. Ja, das wollte ich. Wie laufen die Dreharbeiten?«

»Okay«, sagte sie.

»Okay?«

»Ja, okay.«

Er schüttelte den Kopf. »Du bist ein verdammter *mind fucker.«*

»Wie bitte?«

»Ein *mind fucker.* Du liebst es, Spielchen zu spielen.«

»Solange ich gewinne.«

»Nun, da haben wir etwas gemeinsam.«

»Worum geht es, Noah?«

»Ich habe ein Drehbuch, das du dir vielleicht ansehen möchtest.«

»Der ganze Aufwand nur wegen eines Drehbuchs? Da sollten sich deine Leute vielleicht besser mit meinen in Verbindung setzen. Das sagt man doch so bei euch in Amerika, oder?«

Er setzte ein nachsichtiges Lächeln auf. »Die spezielleren Punkte dieses Deals gehören aber nicht zu den Dingen, die diese Art von ›Leuten‹ miteinander diskutieren.« Sein Lächeln verschwand. »Das ist eine Sache zwischen dir und mir.«

Sie gab sich amüsiert. »Dir und mir?«

»Du hast es immer noch nicht kapiert, wie?«

»Was kapiert?«

»Daß ich verrückt nach dir bin.«

Was du nicht sagst, dachte Angélique amüsiert. Amerikanische Männer, besonders so gutbetuchte und einflußreiche wie Kalinsky, waren keine besseren Liebhaber als junge Teenager, die es auf der Rückbank von Vaters Wagen trieben, und dennoch erwarteten sie, daß sie alles bekamen, was sie wollten. »Du bist verheiratet«, erinnerte sie ihn.

»Heh«, sagte er. »Wir leben doch nicht im Mittelalter.«

Sie preßte eine Hand auf den Mund und äffte ihn nach. »Heh - das hätte ich beinahe vergessen.«

Er beugte sich über den Tisch. »Okay, genug der Spielchen. Laß uns ernsthaft miteinander reden. Eine Frage, Angel: Welches Ziel hast du im Leben, hm? Was erwartest du dir von deiner Karriere?«

»Das waren zwei Fragen.«

»Hör auf, diese Spielchen mit mir zu treiben.«

»Ich treibe keine Spielchen mit dir, Noah. Das ist doch dein Problem, oder?«

Er versuchte ein Lächeln, das etwas schief geriet. »Warum halte ich mich eigentlich mit Höflichkeiten auf? Ich kann dir helfen. Ich mag dich, Angel, auch wenn du versucht hast, mir die Eier aus dem Leib zu reißen. Ich bin heiß auf dich, glühend heiß sogar.«

»Was willst du, Noah?«

»Ich habe hier ein Drehbuch von Robert Towne, das demnächst in Produktion geht. Jack Nicholson und Bobby de Niro haben bereits unterschrieben, und Frank Coppola wird Regie führen. Ein ganz großes Ding mit einem Budget von achtzig Millionen. Im Augenblick bin ich dabei, die weibliche Hauptrolle zu besetzen.«

Der Ober brachte ihr Essen. Kalinsky griff nach Messer und Gabel und machte sich über die Pizza her. Doch Angélique war der Appetit vergangen.

»Besetzt du deine Filme immer auf diese Weise?« sagte sie.

»Heh«, nuschelte er mit vollem Mund, »du bist gut. Sehr gut sogar. Ich würde dir dieses Angebot nicht unterbreiten, wenn du nur irgendein Filmsternchen wärst. Aber Julia Roberts ist auch gut, und Michelle Pfeiffer ebenfalls, und die haben dazu noch einen Namen. Du hast bestenfalls einen halben. Außerdem hast du einen starken französischen Akzent. Was auch ein Plus sein kann, wer weiß? Nun, Nicholson und de Niro habe ich sicher, daher kann ich, was die weibliche Hauptrolle angeht, ein kleines Risiko eingehen. Also, was meinst du dazu?«

»Und wenn ich nein sage?«

»Dann geht das Leben auch weiter. Du wirst andere Angebote bekommen.«

»Du auch, Noah.«

Er grinste. »Ja, das denke ich doch. Heh, laß dir eins gesagt

sein: Im Leben braucht man Freunde. Freunde können sich gegenseitig die Räder ölen. Und was wäre das Leben schon ohne eine Portion - Schmiermittel?«

»Eine trockene Nummer.«

»Genau, eine verdammt trockene Nummer!«, lachte er. Sie sah ihm beim Essen zu. Kalinsky schlang seine Pizza herunter wie ein hungriger Löwe und schielte dabei schon nach dem Dessertwagen. Ein Mann mit großem Appetit, den er gierig befriedigte. »Und was schlägst du vor, Noah?«

»Ich möchte, daß wir Freunde sind. Richtig gute Freunde. Freunde tun nette Dinge füreinander.« Er schob sich das letzte Stück Pizza in den Mund und wischte sich mit der Serviette die Lippen ab. »Jeder Mensch braucht Freunde.«

»Brauchst du mich wirklich so dringend?«

»Ja«, sagte er. »Aber die Entscheidung liegt bei dir. So viele große Filme werden nicht gedreht, und so viele große Rollen gibt es auch nicht. Du mußt wissen, wie wichtig dir dein Erfolg ist.«

7

Ramón wartete bereits auf Francisco, als dieser die Wohnungstür aufschloß. Er saß am Küchentisch, vor sich eine Flasche billigen Schnaps und ein Plastikglas.

»Wo bist du gewesen?« wollte er wissen.

Francisco versuchte ganz normal zu wirken, doch das Blut, das ihm plötzlich in die Wangen schoß, verriet ihn. »Spazieren.«

»Du warst beinahe den ganzen Tag fort. Du bist sieben Stunden herumgelaufen?«

»Das geht dich nichts an.«

»Was ist das da unter deiner Jacke?«

Francisco zog die Windjacke enger um seinen Bauch, um die verräterische Ausbuchtung zu verbergen. »Nichts.«

Wortlos griff Ramón unter den Tisch, brachte die TWA-Tasche zum Vorschein und schüttete den Inhalt mitten auf den Tisch. Heraus purzelten Lippenstifte und Kleider, die auf der Plastikdecke einen bunten Haufen bildeten.

Francisco rannte durch die Küche und versuchte, seine Schätze wieder in die Tasche zu stopfen. »Wo hast du das gefunden? Das gehört mir! Du hast in meinem Zimmer herumgeschnüffelt! «

»Was, zum Teufel, ist das?«

»Das gehört mir!«

»Und was hast du da unter deiner Jacke versteckt?« Francisco wehrte sich verzweifelt, als Ramóns große Hand in seine Jacke griff und die Ledertasche herauszog, die er an diesem Vormittag in der Mülltonne vor Angels Haus in Malibu gefunden hatte.

»Gib sie sofort zurück!« schrie Francisco.

»Hast du sie gestohlen?«

»Nein, habe ich nicht! Sie hat sie weggeworfen! Ich kann Müll aufsammeln, soviel ich will, oder?«

Ramón ließ die Tasche los.

Francisco stopfte sie zu den anderen Sachen in die TWA-Tasche und zog den Reißverschluß zu. »Dazu hattest du kein Recht!« brüllte er.

Ramón setzte sich wieder hin und trank kopfschüttelnd sein Glas aus. »Du bist komplett verrückt! Du hetzt uns noch die Polizei auf den Hals.«

»Du hast damit überhaupt nichts zu tun.«

»Bist du deshalb um die halbe Welt gereist? Wegen Angel?« Als Francisco darauf nichts antwortete, beugte Ramón sich vor und knallte seine Faust mit solcher Wucht auf den Tisch, daß der Schnaps-Flachmann umfiel und klirrend auf dem Fußboden

zerschellte. »Du hast mir hoch und heilig versprochen, dich von ihr fernzuhalten!«

Francisco drückte die Tasche an seine Brust wie ein verletztes Kind. »Ich kann mich nicht von ihr fernhalten.«

»Einmal habe ich dir aus der Patsche geholfen, aber glaub' bloß nicht, daß ich das noch ein zweites Mal tue!«

»Ich habe dich nicht um deine Hilfe gebeten! Und ich habe dich auch nicht gebeten, mit nach Amerika zu kommen!«

»Jemand muß doch dafür sorgen, daß du keinen Mist baust!«

»Was kümmert dich das denn? Wieso mußt du auf mich aufpassen? Wenn du willst, kannst du jederzeit gehen! Ich brauche dich nicht, Ramón! Wirklich nicht!«

Francisco rannte in sein Zimmer und knallte die Tür hinter sich zu.

Ramón ließ den Kopf in die Hände sinken. Was denkt sich dieser arme kleine Tropf nur dabei? Man konnte ihn wirklich keine Sekunde allein lassen.

Genau wie Leopoldo.

Leopoldo war taub und stumm auf die Welt gekommen, mit einem verkrüppelten Arm, der beim Gehen gegen seine Seite klatschte wie die Satteltasche bei einem Pferd. Leopoldo war ständig krank, und seine Eltern hatten Ramón, ihrem ältesten Sohn, zu verstehen gegeben, daß es seine Pflicht sei, sich um seinen kleinen Bruder zu kümmern. Sein Vater verließ jeden Morgen vor Sonnenaufgang das Haus, um in der Biskaya Dorsche und Seehechte zu fangen, und seine Mutter hatte noch drei andere Kleinkinder unter zwei Jahren zu versorgen. Außer ihm war niemand da, der sich um Leopoldo hätte kümmern können.

Neun Jahre lang verteidigte Ramón seinen verkrüppelten Bruder gegen die Hänseleien der anderen Kinder und brachte ihm alles bei, was er wußte; er zeigte ihm, wie man von der

Hafenmauer aus fischt, wie man eine Steinschleuder baut und handhabt, und lehrte ihn sogar, mit einer Hand zu schnitzen. Leopoldo verehrte ihn und lief ihm überall hinterher wie ein junger Hund.

Das alles fand ein Ende, als Leopoldo eines Tages mit seinem Eimer und seiner selbstgebastelten Angel zum Hafen marschierte. Normalerweise hätte Ramón ihn begleitet, doch diesmal schickte er ihn allein los, damit er sich mit einer hübschen kleinen *gitana* in Ruhe hinter dem Haus vergnügen konnte.

Eine Stunde später fand ein alter Fischer Leopoldo, der mit dem Gesicht nach unten im Hafenbecken trieb.

Ramón kam es manchmal so vor, als habe er seit diesem Moment sein ganzes Leben damit zugebracht, aus dem Dorf zu flüchten, auf der Suche nach einem anderen armen Teufel, den er aus dem Wasser ziehen konnte, bevor er ertrank. Wenn er einen anderen Leopoldo retten könnte, würde er vielleicht Frieden finden, hätte seinen Fehler wenigstens zum Teil wieder gutgemacht. Doch jedesmal, wenn er seine Hand nach Francisco ausstreckte, trieb dieser ein Stück weiter von der Hafenmauer weg.

Es war Sonntag, eine Woche vor Weihnachten. Über Los Angeles spannte sich ein wolkenloser Himmel, die Sonne schien und es war angenehm kühl. Kalinsky saß auf der Terrasse und frühstückte; eine Tasse Kaffee, schwarz und sehr stark. Der mexikanische Gärtner fischte inzwischen die Blätter aus dem Swimmingpool.

Sasha kam mit einem Glas frisch gepreßten Orangensaft und der Morgenausgabe der Los *Angeles Times* aus der Küche. Sie war ganz in Weiß, jeden Sonntagmorgen spielte sie mit den Nachbarn Tennis. Ansonsten hielt sie sich mit Aerobic-Übungen fit, die sie mit Hilfe einer Kassette absolvierte, aber nur, wenn

Kalinsky nicht im Haus war.

Er musterte sie kritisch über den Rand seiner Kaffeetasse hinweg und stellte fest, daß ihre einstige Schönheit allmählich verblaßte. Ihre tiefe Bräune und die blonden Haare, die sie immer noch in dem Farrah-Fawcett-Stil fönte, der vor zehn Jahren aktuell gewesen war, konnten nicht über die Fältchen an Augen- und Mundwinkeln hinwegtäuschen. Die kurzen Tennisshorts enthüllten kleine Dellen an ihren Oberschenkeln. Kalinsky runzelte mißbilligend die Stirn. »Was ist denn?« fragte sie ihn. »Nichts.«

»Wie du die Nase rümpfst.... als hätte ich Hundekot an den Schuhen oder so was.«

» ›Hundekot‹... warum sagst du nicht Hundescheiße wie alle anderen auch?«

»Weil ich aus gutem Hause stamme.«

»Aus gutem Hause? Du bist in Detroit aufgewachsen, Herrgott nochmal!«

»Trotzdem haben meine Eltern mir Manieren beigebracht«, gab Sasha etwas kleinlaut zurück.

Kalinsky trank seinen Kaffee aus. Manchmal enttäuschte ihn das Leben. Als er Sasha kennenlernte, steckte er gerade mitten in einem erbitterten Scheidungskrieg mit seiner zweiten Frau, in dem es hauptsächlich um Unterhaltszahlungen ging. Sasha war auch eine Vertreterin dieser Model-Schauspielerin-oder-Ähnliches-Garde, aber etwas an ihrer makellosen Schönheit und ihrer einfachen Herkunft faszinierte ihn. Er pflegte die Situationen in seinem wirklichen Leben mitunter aus der Perspektive von Filmen zu betrachten, die er bewunderte. Mit Sasha spielte er die Rolle von Rex Harrison als Partner von Audrey Hepburn in ›My Fair Lady‹, die Rolle des gütigen Henry Higgins, der den weichen Lehm ihrer Schönheit nach seinen eigenen Vorstellungen formte.

Doch das wirkliche Leben hält sich nicht an Drehbücher. Er

gab ihr eine tragende Rolle in einem teuren Film, den er produzierte, als er noch für die CCA arbeitete, ein Polit-Thriller mit dem Titel »Damage Control«. Die Kritiker machten sie fertig, und das im Grunde auch zu Recht. Einer von ihnen betitelte sie als »hirnlose Barbie-Puppe«. Wie hausbacken ihr Charme war, kam vor der Kamera erst so richtig zum Vorschein, und die Resultate waren Kalinsky überaus peinlich. Trotzdem versuchte er, ihre Karriere noch einmal voranzutreiben, indem er sie in dem Film »Self Defence«, den er fürs Fernsehen produzierte, mit namhaften Schauspielern umgab. Sie spielte die Rolle von Harry Hamlins alkoholsüchtiger Frau, doch der Kritiker der *Los Angeles Times* beklagte ihre Mitwirkung in dem Film als pure Verschwendung des guten Whiskys.

Nach ihrer geplatzten Hollywood-Karriere hatte sich Sasha in der Rolle der dritten Mrs. Noah Kalinsky eingerichtet. Doch auch die Kommentare zu diesem Part wurden zunehmend gemischter, wie Kalinsky feststellen mußte.

»Hast du schon die Zeitung gelesen?« erkundigte sich Sasha und warf sie ihm auf den Tisch, die Seite mit der Klatschspalte nach oben. Dort stand eine Geschichte über Martin Riordan und dessen angebliche Affäre mit einer französischen Schauspielerin namens Angel. Der Artikel war Kalinskys Idee gewesen und sollte die anderen Gerüchte über Martins sexuelle Vorlieben, die gerade in der Stadt die Runde machten, dementieren. Gleichzeitig konnten sie Angel kostenlose Publicity verschaffen und sein jüngstes Projekt »Overkill« ins Gespräch bringen, das nächsten Monat in die Kinos kam.

Er las den Artikel mit einer gewissen Befriedigung durch. »Wo die nur immer all diesen Mist ausgraben?«

»Keine Ahnung. Aber wenn mich jemand gefragt hätte, hätte ich gesagt, daß du daran drehst.«

»Was?«

Neben dem Artikel war ein Foto von Angel abgebildet, das

aus der Presseabteilung des Studios stammte. Sasha tippte mit ihrem langen, rosa lackierten Fingernagel darauf. »Die war doch vor ein paar Monaten auf unserer Party.«

»Und?«

»Hat ihr die Besichtigungstour gefallen?«

»Sie wollte das Haus sehen. Sie war das erste Mal hier.«

»Welches Zimmer hat ihr denn am meisten zugesagt?«

»Sasha... bitte.«

»Wie ich hörte, warst du letzte Woche mit ihr im Spago. War sie da vorher auch noch nie?«

»Wie es der Zufall will, nein. Es war ihr erster Besuch im Spago. Und zu deiner weiteren Information: Das war ein reines Arbeitsessen.«

»Laß dich nur nicht erwischen, Honigschnäuzchen. Denk gelegentlich auch mal an mich.«

»Ich denke die ganze Zeit an dich«, sagte er und warf einen Blick auf seine Armbanduhr. »Ich habe eine Besprechung.«

»Was, am Sonntag?«

»Heh, wir sind in Hollywood«, meinte er. Er küßte sie auf die Stirn und ging ins Haus. Im Januar waren sie vier Jahre verheiratet. Die Eliza-Doolittle-Geschichte begann allmählich langweilig zu werden, und er fragte sich, ob die Ehe mit Sasha vielleicht ein Fehler gewesen war. Eine Beziehung aufrechtzuerhalten, war mitunter recht nervtötend.

Angélique fand die Adresse, die ihr Vater ihr gegeben hatte, ohne große Mühe. Die Straße, das Herzstück des Latino-Viertels, lag in der Nähe des Sunset Boulevard. Auf den Stufen vor dem Appartementhaus lungerte eine Horde Mexikaner herum, die Joints herumreichten und sich eine Flasche Spinada teilten. Sie pfiffen und ließen eine Reihe unflätiger Sprüche los, als Angélique in ihren teuren Designer-Jeans aus dem 911er

Porsche stieg.

Sie zögerte einen Augenblick, ging dann aber mutig über die Straße auf die Jungen los, die sie anstarrten und ungeniert mit ihren Blicken auszogen. Um zu zeigen, daß sie sich von ihnen nicht einschüchtern ließ, schaute sie ihnen direkt in die Augen und warf dann dem größten der Jungen einen zusammengefalteten Zwanziger zu.

»Paß auf den Wagen auf«, sagte sie im Vorbeigehen. Der Bursche grinste und ließ den Schein in seiner Jeanstasche verschwinden. »Geht klar, Babycake.«

»Wenn nachher noch alle Radkappen dran sind, gibt's noch mal einen.«

Die Kids nickten beeindruckt.

In dem Appartementhaus roch es nach Drogen und Chilis und abgestandenem Urin. Die Wohnung ihres Vaters lag am Ende eines dunklen Korridors, von dessen Wänden die Farbe abblätterte. Unglaublich, daß er es in einer solchen Umgebung aushielt! Das Gefängnis hatte ihn offenbar ganz schön in den Keller getrieben.

Marius öffnete ihr die Tür in einem grauen Sweatshirt und Jeans. Er war offensichtlich überrascht, sie hier zu sehen, umarmte sie aber kurz und bat sie herein. »Angel! Was machst du denn hier?«

»Dich besuchen.« Sie rümpfte die Nase und schaute sich um. »Wieso wohnst du in einer solchen Gegend?«

»Weil es hier billig ist«, meinte er.

»Das ist doch ein richtiges Ghetto.«

Marius ging in die Küche. Am Boden standen Kakerlakenfallen herum. »Möchtest du einen Kaffee?« Er schraubte ein Glas Instant-Kaffee auf; es gab Zeiten, da hätte er lieber flüssiges Bleichmittel getrunken als Pulverkaffee, dachte sie.

»Nein, danke.« In der winzigen Küche war gerade noch Platz für einen verkratzten Resopaltisch und zwei Hocker. Sie setzte sich. Die Wände waren so dünn, daß man die Nachbarn auf spanisch miteinander streiten hören konnte. »Was, in Gottes Namen, willst du damit beweisen?«

»Vielleicht will ich beweisen, daß ich deine *maman* nicht wegen ihres Geldes umgebracht habe.«

»Und deshalb hast du zwei verdreckte Zimmer im *barrio* gemietet? Papa, damit beweist du gar nichts. Das ist alles vorbei; niemand interessiert sich mehr für dein privates Drama. Das Theater ist leer, das Publikum ist nach Hause gegangen.«

»Nein, kleiner Engel. Du schaust mir noch zu. Du bist mein Publikum.«

Sie hatte das Gefühl, daß er Fangarme nach ihr ausstreckte, um sie wieder einzufangen, aber sie hatte keine Lust mehr, sich die bitteren Selbstvorwürfe ihres Vaters noch länger anzuhören. »Papa, bitte, das interessiert mich nicht mehr.«

Wortlos goß er heißes Wasser in die Tasse. In seinem Blick lag etwas Gehetztes, das sie noch nie an ihm gesehen hatte. Jetzt bemerkte sie auch, daß er seit Tagen seinen Bart nicht gestutzt hatte, aus dem lange weiße Haare sprossen, und seine Augen schienen merkwürdig stumpf, als habe er zu viel gearbeitet und nicht genug geschlafen. »Du mußt nicht so leben«, sagte sie.

»Ich werde das Geld deiner *maman* nicht anrühren.«

»Du bist doch immer noch ein wohlhabender Mann, Papa. Mit deinen Modeaufnahmen hast du doch eine Menge Geld gemacht, bevor... bevor du ins Gefängnis mußtest.«

»Nein! Davon will ich nichts! Das ganze Geld von früher, das Haus, das gehört jetzt alles dir. Vor meiner Abreise aus Paris habe ich Madame Jacques aufgesucht, diese Anwältin. Alle Papiere sind unterschrieben, alles unter Dach und Fach gebracht.«

»Ich brauche dein Geld nicht!«

»Nun ja, jetzt hast du es jedenfalls«, sagte er. Sie merkte genau, worauf er abzielte. Marius wollte sie mit seiner Armut beeindrucken, wollte, daß sie ihn leiden sah, und hoffte anscheinend, daß er sie damit zwingen konnte, ihm zu vergeben. Er wollte sie durch seine Buße an sich binden. War sie ihm denn wirklich so wichtig? Würde er sie denn niemals gehen lassen?

»Wie lange willst du in Amerika bleiben?«

»Ich habe ein Drei-Monats-Visum.«

»Drei Monate.«

»Möglicherweise bleibe ich auch länger. Wenn mein Visum ausgelaufen ist, dann bleibe ich eben als Illegaler hier, wie alle anderen in dieser verrückten Gegend auch. Dann fühle ich mich wenigstens nicht mehr so fremd.«

Drei Monate. Er hatte tatsächlich vor, sie so lange mit seinen Schuldgefühlen zu quälen. Sie erinnerte sich wieder an das blutende Herz. Dieses Bild ließ sich offenbar endlos verändern. Aber laß ihn ruhig bluten, dachte sie. Nichts wird Simone je zurückbringen oder ihre Wut auf Marius mindern können.

»Deinen Film hast du ja bereits abgedreht«, wechselte er das Thema. »Und was kommt jetzt?«

»Noah hat mir ein anderes Drehbuch angeboten.«

Er runzelte die Stirn. »Dann wist du jetzt also ein großer Hollywood-Star?«

»Vielleicht. Wer weiß?«

»Dieser Kalinsky, der ist hier eine ganz große Nummer, stimmt's?« Seine Stimme klang auf einmal ein wenig rauh. »Weshalb ist er eigentlich so nett zu dir?«

»Er ist Geschäftsmann, Papa. Für ihn steckt da schließlich ein satter Profit dahinter.«

»Ist er in dich verliebt?«

Angélique seufzte entnervt und stützte die Ellbogen auf den Tisch. »Das, Papa, ist meine Privatsache.«

»Solche Leute wie er benutzen dich und werfen dich dann weg wie ein gebrauchtes Taschentuch. Du mußt aufpassen.«

»Du kannst nicht damit aufhören, dich in mein Leben einzumischen, wie?«

»Schließlich bin ich dein Vater. Aber du behandelst mich, als wäre ich ein Polizist oder ich weiß nicht was. Ich kann doch nichts dafür, wenn ich mir Sorgen um dich mache.«

Zur Hölle mit dir! dachte sie. Ich gehe dir nicht mehr in die Falle! Ich werde nicht zulassen, daß du mich weiterhin manipulierst.

»Ich kann ganz gut allein auf mich aufpassen, Papa.«

»Das hoffe ich, mein kleiner Engel«, seufzte Marius. »Dieser Kalinsky, wenn der dir jemals weh tut, dann drehe ich ihm seinen lausigen Hals um. Das schwöre ich bei Gott und allem, was mir heilig ist!«

8

Angélique bezog ein typisch kalifornisches Ranch-Haus auf soliden Betonpfosten am Fuße der Hollywood Mountains in einer Seitenstraße des Mulholland Drive. An der überdachten Veranda rankten sich dunkelrote Bougainvilleas hoch und verbargen die ständig rotierenden Videokameras, die zu der bereits installierten Sicherheitsanlage des Hauses gehörten. Es war Bill Marks gewesen, der sie dazu überredet hatte, von Malibu wegzuziehen. Der Canyon, meinte er, würde ihrem neuen Status als aufsteigender Stern an Hollywoods Filmhimmel mehr entsprechen und ihr darüber hinaus auch besseren Schutz bieten. Angélique, die bei dem Gespräch spontan an den verrückten Zwerg denken mußte, der damals in ihr Haus in

L'Isle-Adam eingedrungen war, war sofort mit seinem Vorschlag einverstanden.

Noah Kalinsky setzte sich im Bett auf, um aus der Brusttasche seines Hemds, das neben dem Bett auf dem Teppich lag, ein kleines Plastiktütchen zu fischen. Dann machte er Angéliques Handtasche auf, die ebenfalls auf dem Boden lag, und kramte darin nach dem kleinen Handspiegel. Mit geübten Bewegungen verteilte er darauf das feine weiße Puder zu zwei »lines«, die er hastig schnupfte.

Als Angélique ins Zimmer kam, ließ er das Plastiktütchen unauffällig in seiner Hemdtasche verschwinden. Sie hatte zwei Gläser Wodka mit Eis in der Hand und reichte ihm eines davon.

»Wieviel von zehn?« sagte sie.

»Was war das?«

»Meine Punktzahl. Wieviele Punkte auf einer Skala von eins bis zehn habe ich erreicht?«

»So etwas mache ich nicht«, sagte er. Es waren 98. Zehn Punkte vergab er nie. »Warum fragst du mich das?«

»Weil ich den Eindruck habe, daß du zu den Männern gehörst, die dafür Punkte vergeben.«

»Welche Art von Männern ist das denn?«

Sie schenkte ihm ein verschmitztes Lächeln und schwieg.

»Es war phantastisch«, sagte er.

»Besser als mit Sasha?«

Er überlegte kurz, ob sie auf Komplimente aus war, aber nach der Art zu urteilen, wie sie es gesagt hatte, glaubte er das eigentlich nicht. »Vielleicht«, meinte er lächelnd.

Aus der Lautsprecheranlage im Wohnzimmer dröhnte ein Song der Guns 'n' Roses. »Live and let die«, kreischte Axel Rose. Die Balkontüren standen offen, und die Bässe dröhnten

durchs Tal. Die hohen Mauern des Canyon schufen eine Akustik wie in einer Kathedrale, doch niemand hatte sich je über Krach beklagt. Jedes einzelne Grundstück war wie eine kleine Schutzhülle aus der sich keiner herauswagte. Vor Jahren hatte Charles Manson gleich um die Ecke am Cielo Drive Sharon Täte und zwei Hausangestellte hingemetzelt, und keiner der Nachbarn hatte auch nur einen Schrei gehört.

Der San Diego Highway funkelte in der Entfernung wie eine Lichterkette. Der Vollmond warf sein silbernes Licht ins Schlafzimmer und tauchte Angéliques alabasterfarbene Silhouette, die nackt auf dem Bett kniete, in dunkle Schatten.

Ihr Körper war makellos. Doch wenn Kalinsky sie ansah, dachte er nur an sich, nicht an sie; daß er etwas besaß, das jeder andere Mann auf der Welt begehrte. Vielleicht war es tatsächlich so, daß er sich selbst am meisten liebte, wenn er mit ihr zusammen war. Das klang kalt und nüchtern, überlegte er, sagte sich dann aber, daß die Welt eben so kalt und nüchtern war. Nur die Stärksten überlebten.

Es war keineswegs so, daß er nicht an einer Beziehung mit einer Frau interessiert war. Er hatte es, weiß Gott, ehrlich versucht, drei Ehen lang. Er kannte andere Männer, die eine glückliche Beziehung mit einer Frau hatten, und das hätte er sich für sich auch gewünscht. Aber er hatte versagt, ebenso wie die meisten anderen Leute in seinem Bekanntenkreis.

Angélique legte sich über seinen Schoß und sah ihn mit großen Augen an, ohne zu blinzeln. »Bin ich besser als Eve und Alana?«

»Woher weißt du von ihnen?«

»Ich weiß alles über dich, Noah. Ich weiß, daß deine erste Frau eine schwedische Schauspielerin namens Eve Andersson war, und daß du zwei Söhne mit ihr hast. Sie sind jetzt dreizehn und fünfzehn und besuchen ein teures Internat in New England. Ihre Mutter lebt im Augenblick in New York und hat eine

Abfindung in Höhe von fünf Millionen Dollar bekommen, als du 1984 von ihr geschieden wurdest. Die Ehe mit deiner zweiter Frau, Alana Duke, einem Fotomodell aus England, hielt nur zwei Monate. Sasha Shaltiel, deine dritte Frau, stammt aus Detroit, ihre Eltern sind polnische Juden, sie war Model und Schauspielerin, aber in keinem Fach besonders gut. Ihr habt 1986 geheiratet. Soll ich noch weitererzählen? «

»Du hast sorgfältig recherchiert.«

»Ja, das habe ich.«

»Was bist du? Eine verdammte Spionin?«

»Ich glaube nicht, daß der CIA großes Interesse an dir hat, solange du nicht für den Senat kandidierst.« Sie streckte sich schläfrig wie eine Katze. Ihr nackter Körper lag auf ihm, und er spürte, daß er schon wieder hart wurde. Dieses Mädchen übte eine unglaubliche Wirkung auf seinen Körper aus; sie hatten gerade erst vor zehn Minuten ihr Liebesspiel beendet. Teufel auch, bei Sasha mußte er meistens eine Pille einwerfen, damit er überhaupt hart wurde. Bei Angélique hingegen fühlte er sich stark wie ein junger Bulle.

»Ich frage mich, warum du sie immer wieder heiratest.«

»Wen?«

»Mädchen wie Eve und Alana und Sasha. Es muß dich ganz schön teuer kommen, sie wieder loszuwerden, zumal sie dir anscheinend nicht so viel bedeuten.«

»Natürlich bedeuten sie mir etwas«, sagte er. Er hatte keine Lust, dieses Thema weiter zu verfolgen, der Sinn stand ihm nach etwas ganz anderem. »Ich habe sie geliebt. Die Liebe hat nur nie lange angehalten.«

»Hast du dich nie gefragt, warum das so war?«

»Sicher habe ich das. Deshalb gehe ich ja auch zu einem Therapeuten. Der mich übrigens mehr kostet als Eve und Alana zusammen.« Er ließ eine Hand an der Seite ihres Körpers

entlanggleiten. Laß uns doch einfach mit dem langweiligen Gerede aufhören, dachte er.

»Arme Sasha.«

»Zur Hölle mit Sasha«, knurrte er. Er legte die eine Hand um ihre Hüfte, die andere um ihre Schulter und hob sie hoch. Ihr Körper wölbte sich in seinen Armen, als sich seine Zungenspitze von ihrem Bauch zu den Brüsten hochtastete.

Zur Hölle mit Sasha.

Er wollte jetzt nicht an sie denken, und auch nicht an Eve oder Alana. Er mußte sich einfach damit abfinden, daß ihn nach einer Weile alle Frauen langweilten. Manchmal dauerte das sechzehn Jahre, wie bei Eve, oder auch nur sechzehn Minuten, wie bei Alana. Aber früher oder später begann er immer, sich nach etwas Neuem umzusehen. Möglich, daß bei ihm irgend etwas nicht in Ordnung war... vielleicht lag es auch nur an den Frauen.

Vom ersten Augenblick an hatte er gewußt, daß er Angélique haben mußte. Er hätte sie auch für »Hotel California« engagiert, wenn sie es abgelehnt hätte, mit ihm ins Bett zu gehen; sie war die perfekte Besetzung für die Rolle und hatte in *Overkill* unwahrscheinlich gut gespielt. Die Rolle in dem neuen Film als Köder zu benutzen, war zwar eine Finte gewesen, doch sie hatte funktioniert. Jeder, der ihn gut kannte, hätte ihr sagen können, daß Sex für ihn noch nie ein Grund gewesen war, auf ein gutes Geschäft zu verzichten.

Anfangs hatte er sie nur besitzen wollen, um sich etwas zu beweisen, aber jetzt, da er sie hatte, war er von ihr total fasziniert. Er wußte nie, was sie dachte, und obgleich sie sich willig zeigte, konnte er sich des Gefühls nicht erwehren, daß sie noch andere Ziele verfolgte. Gerne hätte er gewußt, welche das waren. Monatelang hatte sie ihm die kalte Schulter gezeigt, doch als es an der Zeit war, den Vertrag zu unterschreiben, hatte sie sich ihm mit zügelloser Leidenschaft hingegeben. Der Sex mit ihr war der beste, den er seit Jahren genossen hatte, obgleich sie

selbst dabei nie zum Orgasmus kam, ja sich nicht einmal die Mühe machte, einen vorzutäuschen. Merkwürdig, was hatte das zu bedeuten?

Und was hatte die Mitteilung zu bedeuten, die er heute in seiner Post gefunden hatte? Aus der Zeitung ausgeschnittene und auf ein weißes Blatt Papier geklebte Buchstaben, die besagten: »WENN DU EINEN ENGEL VERLETZT, DANN KRIEGST DU ES MIT DEM TEUFEL ZU TUN.« Was zum Kuckuck sollte das heißen? War das eine Drohung? Und wer hatte sie geschickt?

Nun ja, er hatte ohnehin nicht die Absicht, sie zu verletzen. Im Gegenteil, er begann sich allmählich zu fragen, ob er ein Mädchen wie dieses nicht dazu bringen konnte, ihn nur um seiner selbst willen zu lieben. Ein wirklich hochinteressantes Spiel und eine echte Herausforderung, wie ihm schien. Zumal er ein Mann war, der keiner Herausforderung widerstehen konnte.

9

Vor dem Morton's drückte Angélique dem alten, rotbefrackten Mexikaner eine Fünf-Dollar-Note in die Hand, damit er ihren 911er parkte, und betrat das Lokal. Drinnen war es angenehm kühl, und nur die Hälfte der Tische war besetzt. Peter Morton begrüßte sie persönlich und führte sie an den Tisch.

Bill Marks erwartete sie bereits. Als er Angélique kommen sah, stand er auf und bot ihr den Sitzplatz an der Wand an. Sie war jetzt ein Star, erklärte er ihr, und das Protokoll verlangte es, daß sie diesen Platz mit Blick ins Lokal einnahm. Sie schmunzelte und bestellte sich einen Wodka auf Eis.

»Wie lautet das Angebot?« erkundigte sie sich.

»Zwei Millionen«, sagte Bill, »plus fünf Prozent. Ich schlage vor, wir nehmen es an. Du willst die Rolle doch nicht verlieren,

oder? Wenn es eine so große Sache wird, wie ich annehme, kannst du das nächste Mal deine Gage selbst bestimmen. Dieser Film ist für dich das Sprungbrett zum Weltstar.«

»Du bist der Finanzexperte.«

»Noah wird sich später zu uns gesellen. Er will heute noch deinen Zuschlag.«

»Meinen Zuschlag? Amerikanisch ist einfach eine wundervolle Sprache...«

Er grinste. »Ja, nicht wahr?« Die Art und Weise, wie er seine Perrierflasche auf dem Tischtuch herumschob, ließ vermuten, daß ihn irgend etwas beunruhigte.

»Gibt es noch etwas, das wir besprechen müßten?«

»Möglicherweise.« Er war offensichtlich verlegen. »Siehst du ihn öfter?«

»Wen?«

»Noah. Seid ihr beide...« Er zuckte nervös die Schultern. »Seid ihr beide ein Paar?«

»Ist das wichtig?«

»Als dein Agent sollte ich über solche Dinge Bescheid wissen.«

»Möchtest du auch wissen, welche Sorte Tampons ich benutze?«

Er grinste dümmlich. »Das weiß ich bereits.«

Sie zögerte. »Ja, ich sehe ihn öfter.«

»Okay. Danke.«

»Ist das wichtig?«

»Es könnte wichtig sein. Sieh dich vor, Angel. Der Mann besitzt den Instinkt eines ausgehungerten Hais. Ein Tropfen Blut im Wasser, und...«

»Danke, Bill.« Sie stand auf. »Ich muß mal Pipi«, sagte sie. »Muß ich das auch immer melden?«

Er legte ihr die Hand auf den Arm. »Laß deine Tasche hier«, flüsterte er ihr zu. »Die Leute glauben sonst, du schnupfst Koks.«

»Fou«, murmelte sie. »Die spinnen doch!« Aber sie ging ohne ihre Tasche auf die Toilette.

Bill war ein ausgesprochen netter Mann, befand sie, und einer der wenigen, dem sie vertraute. Schade, daß er schwul war. Aber vielleicht vertraute sie ihm gerade deshalb. Bill Marks verkörperte die Zukunft. Man sagte, so würde die Welt einmal enden; nicht mit einem großen Knall, sondern mit einem kecken Hüftschwung.

Kalinsky kam eine halbe Stunde zu spät - das verlangte sein Status. Er küßte Angélique auf die Wange und strich ihr kurz mit der Hand über den Hintern, um seinen Besitzanspruch zu verdeutlichen. Dann tauschte er einen schnellen Händedruck mit Bill, wobei er darauf achtete, daß seine Hand oben lag.

Kalinsky bestellte einen Drink und setzte sich. »Bill ist ein harter Verhandlungspartner«, sagte er an Angélique gewandt.

Das soll wohl heißen, ich hätte mehr fordern sollen, dachte Angélique, ansonsten würde er nicht so lächeln. Er hat mich wieder übers Ohr gehauen. Wie erwartet.

Sie sprachen zunächst über den Vertrag. Kalinsky ließ sich lang und breit über das Budget aus und wiederholte mehrmals das Versprechen, daß das *der* Film des Jahres '92 werden würde. Erst als der Kaffee serviert wurde, rückte er mit der Neuigkeit, de Niro betreffend, heraus. »Er ist ausgestiegen«, sagte er.

»Ausgestiegen?« wiederholte Bill. »Ich dachte, er sei bereits fix gebucht.«

»Nicht ganz. Er hatte noch ein früheres Angebot, das sich mit unserem terminlich überschneidet. Aber wir haben bereits einen anderen großen Namen verpflichtet.«

»Wen?« erkundigte sich Angélique.

»Kevin Reyne. Du kennst Kevin doch, oder?«

»Wir sind uns auf einer deiner Parties begegnet«, bestätigte Angélique. Bill wirkte amüsiert.

»Der Bursche ist im Moment ein ganz heißes Eisen. Er wird mindestens ebensogut sein wie de Niro. Wenn nicht besser.«

»Da bin ich mir ganz sicher«, antwortete ihm Angélique mit ausdrucksloser Miene.

Es war zwei Uhr morgens. Angélique lag im Bett, der *National Enquirer* aufgeschlagen in ihrem Schoß. Der Artikel, den sie gerade las, trug die Überschrift: »Hartherziger Reyne«. Sie hatte ihn schon dreimal durchgelesen, las ihn aber noch ein viertel Mal, um ihn sich genau einzuprägen.

Es war ein Interview mit einer jungen Frau namens Katie-Lee Reyne, die ursprünglich aus North Platte, Nebraska, stammte. Katie-Lee behauptete, früher einmal Mrs. Kevin Reyne gewesen zu sein und zwei Kinder mit dem Star zu haben. Das grobkörnige Foto neben dem Artikel zeigte zwei niedliche Mädchen, sechs und acht Jahre alt, die auf dem Schoß ihrer Mutter saßen, im Hintergrund ein Schnappschuß der Familie, als Kevin noch ein Teil davon war.

Katie-Lee hatte Kevin auf der High-School kennengelernt, wie sie sagte, und ihn geheiratet, als sie neunzehn und mit ihrer ersten Tochter schwanger war. Kevin fand einen Job in einer Elektronik-Firma am Ort, doch nach sechs Monaten beschloß er, die Arbeit hinzuwerfen und nach New York auf eine Schauspielschule zu gehen. Katie-Lee zog mit ihm nach New York und arbeitete dort als Kellnerin, um ihn finanziell zu unterstützen. Drei Jahre lang nagten sie quasi am Hungertuch.

Dann zogen sie nach Los Angeles um.

Dort arbeitete Kevin Reyne eineinhalb Jahre als Parkbursche für das Spago; dann bekam er eine Nebenrolle in dem Film »Mania«, der ganz überraschend ein Erfolg wurde, und anschließend eine Hauptrolle in einer Universal-Produktion.

Von da an hatten die Reynes finanziell keine Probleme mehr.

Sie bezogen ein Haus in Westwood, Kevin kleidete seine Frau und die Mädchen am Rodeo Drive ein, und jetzt speiste der ehemalige Parkbursche jeden Abend im Spago, anstatt sich wie früher von Bohnen und Hamburgern zu ernähren. Bald besaßen sie drei Autos; einen knallgelben 1964er Cadillac und zwei Porsche. Nicht schlecht für einen jungen Burschen aus einem verschlafenen Nest im Mittleren Westen. Katie-Lee glaubte, die Jahre des Verzichts würden sich jetzt bezahlt machen; und sie hatte recht, zumindest soweit es ihren Gatten betraf. »Er kam immer später nach Hause, und bald kam er gar nicht mehr«, sagte sie.

Angélique schloß die Augen. Sie konnte sich die Frau mit der grobknochigen, derben Figur, den Sommersprossen und dem näselnden Akzent ganz genau vorstellen. So ganz und gar nicht Kevin Reynes Typ.

Oder nicht mehr.

Sie konzentrierte sich wieder auf die Geschichte. Sie ließen sich scheiden, kurz bevor »Steelrunner« in die Kinos kam, Katie-Lee bekam eine beträchtliche Abfindung, und er besuchte die Mädchen, so oft er konnte.

Ob sie verbittert sei?

»Nein, verbittert bin ich nicht«, erklärte Katie-Lee dem Reporter. »Ich wünsche ihm alles Gute. Und ich hoffe, daß er eines Tages zu mir zurückkommt. Vielleicht liest er ja diesen Artikel und vielleicht wird ihm dann klar, wie sehr wir ihn alle noch lieben.«

Wenn er das liest, wird er dir eher die Zunge abschneiden wollen, dachte Angélique mit einem säuerlichen Lächeln.

Dieser Artikel würde etliches Aufsehen erregen, dessen war sie sich gewiß, und vielleicht sogar seinen Ruf ruinieren und einige seiner Fans vergraulen. Bis sein nächster Film in die Kinos kam.

Was sie da gelesen hatte, bestätigte alles, was sie bereits über ihn wußte. Er war ein egoistischer Bastard.

Und trotzdem charmant...

Sie spürte, daß es sie wieder überkam. Als sie Frankreich verließ, hatte sie sich geschworen: keine unmöglichen Männer mehr. Aber bei ihr war es so wie bei einem Alkoholiker und der Flasche; ein kleiner Schluck, und die Dämonen hatten sie wieder gepackt. Einsamkeit war ein bißchen wie nüchtern sein. Es war gesund, aber das Leben war einfach weniger interessant.

Mit Kalinsky hatte es wieder angefangen, und jetzt spürte sie, wie ein bitterer Zwang sie zu Kevin Reyne hinzog. Sie mußte nur zurückgehen und die Würfel noch einmal werfen. Dann würde es eines Tages vielleicht auch für sie ein Happy-End geben.

10

Halb sechs Uhr morgens: Hinter den Joshuabäumen ging die Sonne auf. Angélique saß hinter dem Steuer eines Pajero und trommelte mit den Fingern auf das Lenkrad. Der letzte Drehtag in der Wüste. De Palma stand neben dem Kameramann, der ihn gebeten hatte, einen Blick durch die Arriflex-Linse auf den Bildausschnitt zu werfen, den sie eingestellt hatten.

Der Film war, wie Kalinsky gegenüber der Presse erklärt hatte, ein Öko-Thriller; eine Geschichte, in der die Terroristen die Guten waren, radikale Grüne, die einen erbitterten Kampf gegen die Umweltzerstörung führten. Laut Drehbuch sollte Kevin, dem Tod ausgeliefert, in der Wüste zurückgelassen werden, und Angélique ihm in dem Jeep zu Hilfe kommen und ihn retten.

Reyne kam gerade aus dem Makeup-Wagen. Die Maskenbildner hatten erschreckend gute Arbeit geleistet. Die

Haut hing ihm in Fetzen von Stirn und Wangen, seine Lippen waren aufgeplatzt und voller Blasen.

Angélique sah ihn und winkte ihm zu. »Heh, Kevin, du siehst ja umwerfend aus!«

Er schlenderte an ihr vorbei. »Was?« sagte er, klang dabei aber kein bißchen amüsiert.

»Du solltest zusehen, daß du in die Maske kommst. Wir fangen gleich an zu drehen.«

Schon die ganze Woche über war die Spannung zwischen ihnen nicht zu übersehen gewesen. Das gesamte Filmteam, Crew und Schauspieler, war in einem Hotel in der Nähe von Palm Springs untergebracht, und gedreht wurde jeden Tag von sechs Uhr morgens bis sieben Uhr abends. Während all dieser Zeit hatte Angélique, außer vor der Kamera, kaum ein Wort mit Reyne gewechselt, und auch er hatte sie angelegentlich ignoriert.

Angélique fragte sich, ob er nur eingeschnappt war, oder ob er seine Anmach versuche restlos aufgegeben hatte.

»Ich habe dir nur ein Wort zu sagen«, murmelte er.

»Nur zu, ich bin gespannt.«

»... Entschuldigung.«

»Was?«

»Das eine Wort: Entschuldigung.«

Angélique schaute ihn verblüfft an. »Wofür?«

»Dafür, daß ich mich wie ein Blödmann aufgeführt habe. Daß ich dich angemacht habe, als seist du ein Flittchen oder sowas. Heh, ich war ein bißchen daneben, muß ich zugeben. Ich weiß, daß du mich nicht leiden kannst, und das nehme ich dir auch nicht übel. Wie gesagt, ich entschuldige mich.«

Angélique wandte sich ab. Die Crew um sie herum war beschäftigt, schob die Kamerawagen hin und her, prüfte das Licht und wechselte die Objektive; de Palma diskutierte noch

immer mit der Regieassistentin und dem ersten Kameramann.

Sie drehte sich wieder zu ihm um. »Entschuldigung angenommen.«

»Vielleicht können wir noch einmal von vorne anfangen - einfach nur Freunde sein. Okay?«

»... Okay.«

De Palma kam auf sie zu. »Okay, alles auf Position«, rief er.

Angélique schaute Reyne nachdenklich hinterher, als er davontrabte.

Tja, das Leben steckt voller Überraschungen.

Streifenpolizist Jack Cooper von der Beverly Hills Police hatte den Auftrag, einer Beschwerde wegen Herumtreiberei vom Benedict Canyon nachzugehen. Er bog vom Mulholland Drive ab und fuhr langsam den Orange Drive entlang. Direkt unter ihm auf dem Hügel stand ein kalifornisches Ranch-Haus, teilweise hinter Zedernbäumen verborgen. Am Ende der Zufahrt erhob sich ein hohes, schmiedeeisernes Tor, vor dem ein Kind stand, das plötzlich kehrtmachte und sich in den Schatten der Bäume flüchtete. Cooper trat auf die Bremse, sprang aus dem Streifenwagen und brüllte eine Warnung. Das vermeintliche Kind blieb jedoch nicht stehen, sondern rannte weiter, und er hinterher. Er holte es ohne Schwierigkeiten ein, packte es und warf es ins ausgetrocknete Gras.

Erst da stellte er fest, daß dieser kleine Strolch gar kein Kind war.

»Heilige Scheiße«, entfuhr es ihm. »Ein herumlungernder Zwerg!« Routiniert fesselte er ihm die Hände mit Handschellen auf dem Rücken und drückte ihm vorsichtshalber weiter das Knie ins Kreuz, während er tief Luft holte.

Dann sah er sich den Landstreicher genauer an. Er hatte olivfarbene Haut und blauschwarze Haare; spanisches Blut,

dachte Cooper, wahrscheinlich Mexikaner und möglicherweise illegal hier.

Der Mann versuchte sich zappelnd aus seiner mißlichen Lage zu befreien »Was ist denn? Ich habe nichts verbrochen! Lassen Sie mich gehen!«

Cooper tastete ihn ab und fand unter seiner Jacke ein Bündel, das sich als Designer-Kleid aus einem exklusiven Laden am Rodeo Drive entpuppte; das Preisschild mit einem vierstelligen Betrag hing noch dran.

»Das hast du wohl für Schneewittchen gekauft, wie?«

»Ich habe es nicht gestohlen!«

»Natürlich nicht. Es würde dir auch gar nicht passen. Ich schätze, du brauchtest es ein paar Nummern kleiner.«

»Ich habe es nicht gestohlen«, schluchzte Francisco.

Der Polizist hörte ihm gar nicht zu. Er verlas ihm seine Rechte und bugsierte ihn in den Streifenwagen.

11

Kevin Reyne war nervös.

Auf dem Freigelände der American's Studios hatte man ein ödes, futuristisches Stadtghetto aufgebaut, und hier, in einem Kaufhaus, sollte seine Liebesszene mit Angel gedreht werden. Die Maske hatte wieder ihr Bestes gegeben: Sein rechter Arm hing in einer Schlinge, seine Brust war mit einem blutgetränkten Verband umwickelt. Auf seiner Stirn prangte eine häßliche offene Wunde, und sein ganzer Körper war staubig und verdreckt. Das Drehbuch hatte ihn wieder einmal einer Gruppe korrupter Städteplaner ausgeliefert, und er war gerade noch einmal mit dem Leben davongekommen. Blutend und völlig erschöpft, wie er war, sollten sein Kampfgeist und andere - sinnlichere - Teile seines Körpers von Angélique wieder zum

Leben erweckt werden.

Nur hatte Reyne das Gefühl, daß das nicht funktionieren würde.

Bisher waren sie sich in ihren Rollen feindlich gegenübergestanden und sie waren schauspielerisch nur wenig gefordert gewesen. In dieser Szene jedoch sollte sich ihre Beziehung erwärmen, und er fragte sich ernsthaft, wie sie das wohl schaffen würden. Angélique stand mit verschränkten Armen neben de Palma, beobachtete ihn über dessen Schulter hinweg und kaute auf ihrem Kaugummi herum, den sie für ihre Rolle ständig im Mund haben mußte. Unter dem Applaus der Crew machte sie eine große Blase.

Heiliger Himmel, dachte Reyne. Wenn ich sie berühre, wird dieses Miststück eine große Kaugummiblase über meiner Schulter platzen lassen und die Jungs vom Ton frech angrinsen, während ich mich von ihr herunterhieve. Und das dreißig Mal hintereinander. Ich werde mir vorkommen wie ein Idiot.

»Bist du soweit, Kevin?« rief de Palma.

»Ja.« Er schlenderte zum Set und warf Angélique im Vorbeigehen ein »Hallo« zu.

»Auf diese Szene freust du dich schon lange, wie?« meinte sie. Ihr Gesicht war dabei unbewegt wie das einer Statue. Nein, er freute sich keineswegs darauf. Selbst wenn seine Leinwandpartnerinnen sich kooperativ zeigten, stand er nicht auf solche Szenen. Er bevorzugte Liebesspiele ohne ein Publikum von gelangweilten Filmtechnikern in Batman-T-Shirts und Baseball-Kappen.

»Was wir nicht alles für Geld tun«, sagte sie. »Ich dachte, du seist heute gar nicht hier. Wolltest du diese Szene nicht von deinem Double spielen lassen?«

»Schon, aber sie hat einen dicken Aufschlag dafür verlangt.«

»Wow, du weißt wirklich, wie man einen Mann

niedermacht.«

Sie ließ eine Kaugummiblase platzen und grinste ihn dabei herausfordernd an.

De Palma rief alle auf ihre Positionen. Reyne ließ sich auf den Boden fallen und lehnte sich auf Anweisung der Regieassistentin an eine bestimmte Stelle der Kaufhausmauer. Zum Glück verlangte das Drehbuch, daß sie bei der Verführungsszene den Anfang machte, dachte er ein wenig erleichtert. Aber wenn sie versuchte, ihm beim Küssen den Kaugummi in den Mund zu stecken, dann Gnade ihr Gott! Dann war ihr eine Ohrfeige gewiß.

Angélique beugte sich zu Kevin herab und strich ihm zärtlich eine Haarsträhne aus der Stirn. Sie berührte die Wunde auf seiner Stirn, zeichnete mit den Fingerspitzen die Linie seiner Wangenknochen nach, den Hals entlang bis zu seiner blutenden Schulter. Dann brachte sie ihre Stirn ganz nahe an die seine.

Ihre Hände griffen nach seinem Hemd und rissen es auf.

Sie ließ ihre Lippen über seine Augen wandern, sein Gesicht, seinen Mund. Reyne versuchte, mit seiner unverletzten Hand ihre Zärtlichkeiten zu erwidern, doch sie schlug sie ungeduldig weg. Sie kniete sich rittlings über ihn, nahm sein Gesicht in beide Hände und küßte ihn auf den Mund, zunächst zärtlich, bis Reynes stöhnend reagierte, und als sie sich von ihm löste, atmeten sie beide laut und heftig.

»Sag, daß du mich liebst«, stöhnte Reyne.

»Ich kann es mir nicht leisten, mich in dich zu verlieben«, wisperte Angélique. Dabei ging sie in die Hocke, packte seine Beine und zog daran, bis er an der Wand herunterrutschte und auf dem Rücken lag. Anschließend riß sie ihre Bluse auf, daß die Knöpfe in alle Richtungen wegsprangen, beugte sich dann langsam über ihn, vergrub ihre Finger in seinem Haar und verschloß seinen Mund mit ihren Lippen.

»Die war's«, sagte de Palma.

Als Reyne und Angélique nicht aufhörten, sich zu küssen, kam de Palma auf sie zu und rief: »Heh, Kinder. Ich bitte euch! Nicht vor den Augen verheirateter Männer!«

Als er sich grinsend umdrehte, sah er sich Noah Kalinsky gegenüber.

Er war der einzige, der nicht grinste.

Angélique drückte Reyne von sich weg, stand auf, spreizte Daumen und Zeigefinger zu einem imaginären Revolver und blies über den erhobenen Finger hinweg - wie Clint Eastwood in seinen besten Zeiten. Dann zwinkerte sie der Crew zu, die fröhlich applaudierte und verließ das Set. Kalinsky kam sofort hinter ihr her. »Was war das denn?«

»Noah, ich wußte nicht, daß du hier bist.«

»Offensichtlich. Und jetzt beantworte meine Frage.«

»Ich glaube, man nennt es Schauspielerei, du weißt schon, das, wofür du mich bezahlst.« Sie erreichten ihren Wohnwagen. »Kommst du rein?«

Er folgte ihr nach drinnen und knallte die Tür zu. »Was, zum Teufel, wolltest du mir damit zeigen?«

»Ich habe ihn geküßt. Genau wie es im Drehbuch steht, Noah. Erinnerst du dich?«

»Was du getan hast, steht keineswegs im Drehbuch.«

»Du bist nicht mein Ehemann, also benimm dich nicht wie einer. Und jetzt geh bitte. Ich muß mich für die nächste Szene fertigmachen.«

Er hielt ihr den ausgestreckten Zeigefinger vor die Nase. »Jetzt hör mir mal -«

»Nein, jetzt hörst du mir mal zu!« Sie stieß seinen Finger weg. »Ich versuche, einen Film zu machen, und du stellst dich quer. Ich bin nicht dein Eigentum! Wir haben einen Vertrag miteinander, den ich einhalte. Und jetzt - verschwinde!«

Kalinsky wußte, daß er sich zum Narren gemacht hatte.

Wutschnaubend verließ er ihren Wohnwagen und knallte die Tür hinter sich zu. Verdammt, was zum Teufel war nur los mit ihm? Seit einer Ewigkeit schon hatte er sich nicht mehr von einer Frau zu einer solchen Eifersuchtszene hinreißen lassen, von keiner Frau! Er hatte die Kontrolle verloren, und Noah Kalinsky war ein Mann, der stets darauf bestand, alles fest im Griff zu haben. Doch jetzt mußte er feststellen, daß er nicht mehr der Meister dieses Spiels war; jetzt spielte sie mit ihm.

12

Beverly Hills ist ein Bezirk atemberaubenden Reichtums und unglaublicher Privilegien, abgeschottet hinter hohen Mauern, Wachhäusern und elektronisch gesteuerten Eisentoren. Auf den Straßen sieht man kaum Passanten; die Bewohner dieser Häuser steigen ins Auto, um einen Liter Milch zu kaufen. Wenn man hier nach Einbruch der Dunkelheit ohne einen Hund an der Leine auf der Straße angetroffen wird, muß man damit rechnen, augenblicklich wegen Herumstreunens verhaftet zu werden.

Der exklusive Vorort von Los Angeles verfügt sogar über eine eigene Polizei, die dem L.A. Police Department untersteht. Viele der Häuser besitzen Alarmanlagen, die direkt mit dem Polizeirevier verbunden sind. Die meisten Einbrüche werden von Professionellen verübt, die sich als Klempner, Gärtner oder Elektriker verkleidet Zutritt zu den Häusern verschaffen.

Streifenpolizist Jack Cooper saß vor dem Ranchhaus am Orange Drive in seinem schwarzweißen Funkwagen. Obwohl er seit beinahe einem Jahr beim West LAPD beschäftigt war, faszinierte ihn der Prunk der Villen im Benedict, Laurel und Coldwater Canyon immer wieder aufs neue. Beverly Hills kam ihm vor wie eine verlassene Filmkulisse. Die eindrucksvollen Häuser präsentierten sich in sämtlichen nur möglichen architektonischen Stilrichtungen: von gotischen Türmen über

Tudor-Mansions bis hin zu mexikanischen *ranchos* und toskanischen Villen, flamingoroten Haciendas oder postmodernen Mausoleen aus Beton und Rauchglas war alles vertreten.

Laut Computer-Auszug war das Haus am Orange Drive momentan an eine Ausländerin namens Angélique Belmont vermietet. Er hatte den Namen zwar noch nie gehört, vermutete aber, daß es sich dabei um irgendein Topmodel oder eine Schauspielerin handelte. Zumindest besaß sie den typischen Beverly-Hills-Geschmack; das spitzenbesetzte Abendkleid neben ihm auf dem Sitz war knallpink und hatte, wie er dem Preisschild entnehmen konnte, 3000 Dollar gekostet. Auf dem Revier hatte der Zwerg behauptet, das Kleid in der Mülltonne gefunden zu haben, und Cooper hatte den Auftrag erhalten, der Sache nachzugehen.

Coopers Vorgesetzter war von der Verhaftung nicht sonderlich beeindruckt gewesen. Er erklärte seinem Streifenpolizisten, daß er nicht daran glaube, daß dieser Knirps in der Lage war, über eine derart hohe Mauer zu klettern. Und wenn er es tatsächlich geschafft hatte, warum hatte er dann nur ein Kleid mitgehen lassen?

Sie hatten seine Personalien nachgeprüft. Cooper war der Meinung gewesen, einen illegalen Mexikaner geschnappt zu haben, aber wie sich herausstellte, war der Mann im Besitz eines französischen Passes und eines auf sechs Monate verlängerten Touristenvisums. Falls dieser Mann aber doch Dreck am Stecken haben sollte, meinte der Sergeant, könnten sie immer noch bei Interpol Erkundigungen über ihn einziehen. Doch zuerst sollten sie einmal mit dieser Miss Belmont sprechen.

Cooper wartete beinahe drei Stunden. Gelegentlich rollte ein Touristenbus vorbei, in dem sich die Leute die Nasen an den Fensterscheiben plattdrückten, während ein Tonband einen Vortrag über den Lebensstil der Reichen und Berühmten abspielte, die hier hinter den Renaissance-Fassaden und

toskanischen Säulenhallen residierten. Er beobachtete einen mexikanischen Gärtner bei der Arbeit, der auf der anderen Straßenseite die Ränder eines unnatürlich grünen Rasens mit der Schere trimmte.

Schließlich fuhr ein roter Porsche vor. Der Fahrer drückte auf einen Knopf an der Sonnenblende, worauf die Torflügel geräuschlos aufschwangen. Cooper stieg aus seinem Wagen und lief auf den Porsche zu. Er klopfte an das Fenster der Fahrerseite, die getönte Scheibe glitt nach unten und enthüllte eine atemberaubende Blondine mit violetten Augen.

Nach einer Schrecksekunde hatte Cooper sich wieder gefaßt und sagte: »Verzeihen Sie... Miss. Wohnen Sie hier?«

Angélique nickte, dann bemerkte sie das Abendkleid, das Cooper in der Hand hielt. »Haben Sie heute abend eine heiße Verabredung, Officer? Entschuldigen Sie meine Offenheit, aber ich fürchte, die Farbe steht Ihnen nicht sonderlich gut zu Gesicht.«

Coopers Wangen glühten vor Verlegenheit. Scheiße! Sich von einem Filmsternchen veralbern zu lassen, war genau das, was ihm zu seinem Glück noch fehlte. Gott sei Dank war sein Kollege Waltermeyer nicht dabei. »Wohnen Sie hier, Miss?« wiederholte er seine Frage.

Sie nickte. »Gibt es irgendein Problem?«

Ihr französischer Akzent fuhr ihm direkt in die Lenden. Cooper merkte, wie er zu schwitzen anfing. »Streifenpolizist Cooper vom Beverly Hills Police Department. Ich habe heute nachmittag einen Mann von Ihrem Haus wegrennen sehen, der das hier bei sich gehabt hat.« Er hielt ihr das Kleid hin.

Angélique sah es sich genauer an und gab es ihm wieder zurück. »Ich habe es weggeworfen.«

Cooper starrte sie an. »Weggeworfen?« wiederholte er fassungslos.

»Ja, es gefällt mir nicht. Sehen Sie sich nur die Schleife an. Ich komme mir in dem Pummel vor wie eine Pudeldame.«

»Deshalb haben Sie es also einfach weggeworfen«, meinte Cooper nachdenklich. Himmel, diese Leute. Blättern drei Riesen für ein Kleid hin, das sie nicht ein einziges Mal anziehen.

Sie wirkte ein wenig verlegen. »Wissen Sie, mein Agent hat mich zu dem Kleid überredet. Er hat direkt darauf bestanden. Also habe ich es eben gekauft, um ihn glücklich zu machen, und es anschließend weggeworfen. Wenn es jemand aus meiner Mülltonne geholt hat, so habe ich nichts dagegen.«

»... verstehe.«

»Aber trotzdem vielen Dank für Ihre Bemühungen. Es ist ein beruhigendes Gefühl zu wissen, daß die hiesige Polizei so gute Arbeit leistet«, sagte sie mit einem hinreißenden Lächeln, das Coopers Innereien in warmen Brei verwandelte, und betätigte den automatischen Fensterheber. Die Scheibe glitt summend nach oben, und sie war verschwunden. Der 911er röhrte durch das Tor, das sich hinter ihm automatisch schloß. Cooper kam sich vor wie ein Landstreicher, der einer Prinzessin hinterherstarrt. Nicht aufwachen, Jack, dachte er. Träum' ruhig weiter.

Demnach hatte dieser Knirps also die Wahrheit gesagt. Komische Welt. Sie würden ihn laufenlassen müssen, womit er eigentlich einverstanden war, weil ihm der kleine Kerl fast ein wenig leid tat. Er konnte auch das Kleid behalten, obwohl es, wie der Sergeant gemeint hatte, tatsächlich ein wenig zu lang für ihn war.

Hustend verließ Francisco auf Ramóns Schultern das Polizeirevier.

»Bist du okay?« fragte Ramón.

»Ja, bin ich.«

»Hombre! Was hast du dir denn dabei gedacht?«

»Ich habe nichts Gesetzwidriges getan.«

Ramón war wütend. »Ich habe dich gewarnt.«

Francisco schloß seine Faust fester um das Kleid und sagte nichts.

»Du hast doch nicht etwa in ihr Fenster geguckt, oder, mein kleiner Voyeur?«

Francisco kletterte von den breiten Schultern seines Freundes. »Für sowas hältst du mich? Du glaubst, ich bin ein verdammtes Tier? Wenn du das von mir denkst, haust du besser gleich ab!« gab Francisco wütend zurück und brach dann, von einem Hustenanfall geschüttelt, auf der Treppe zusammen.

»Ganz ruhig, kleiner Freund«, sagte Ramón. »Ganz ruhig.« Armer kleiner Francisco, dachte er. Wenn er so weitermacht, wird er eines Tages wirklich ganz tief in der Tinte sitzen. Nun, vielleicht war es wie bei seinem kleinen Bruder mit dem verkrüppelten Arm, vielleicht mußte es so kommen. Wie konnte er das nur verhindern?

13

Das La Scala, das erste Restaurant, das die reichen Angelenos mit original norditalienischer Küche verwöhnte, existiert bereits seit 1957, und zwar sehr erfolgreich. Damals waren die hausgemachte Pasta und die importierten weißen Trüffel noch eine absolute Neuheit gewesen. Fünf Jahre später eröffnete der Besitzer Jean Leon die Scala Boutique, von der aus er die telefonisch bestellten Takeaway-Dinners in einem Rolls-Royce in die Häuser seiner prominenten Kunden lieferte.

Inzwischen ist das La Scala in Beverly Hills zur Institution geworden, ein Schaukasten für Hollywoods *glitterati.*

Wenn Noah Kalinsky das Lokal besuchte, bekam er stets einen der sechs Fenstertische angewiesen und wurde von

George, dem Maître, mit Namen begrüßt.

Während sie auf ihre Vorspeisen warteten, bestellte Kalinsky zwei Drinks. Die Beziehung zwischen ihm und Angélique war seit ihrem Streit am Set von »Hotel California« recht gespannt. Kalinsky versuchte sich einzureden, daß sie nur ein eingebildetes französisches Flittchen sei und er sie einfach vergessen könne, doch da spielte sein Ego nicht mit. Er würde Zeit und Ort bestimmen, und niemals eine Frau gehenlassen, solange er sie noch begehrte.

Und er begehrte Angélique noch.

Sie beobachtete ihn, die Lippen zu einem neugierigen Lächeln verzogen, als ob sie wüßte, was ihm gerade durch den Kopf ging. Sie sah spektakulär aus; das schwarze, sündteure Leinenkostüm brachte ihr platinblondes, geflochtenes Haar und die Diamanten, die an ihren Ohren, Handgelenken und ihrem Dekollete glitzerten, äußerst vorteilhaft zur Geltung. Ihre dezent geschminkten Lippen schimmerten in derselben Farbe wie ihre Augen. Um sechs Uhr hatte sie noch am Set gestanden, und ihre Verwandlung von der schwitzenden Umweltschützerin in Khakihosen zu dieser umwerfenden Schönheit war daher eine echte Meisterleistung. Diese Geschichte mit Kevin Reyne war nur ein Spiel, entschied Kalinsky und spürte, wie ein Schauer der Vorfreude ihn durchfuhr. Er besaß immer noch Macht über sie.

»Woran denkst du gerade?« fragte ihn Angélique.

»An dich.«

»Und was denkst du über mich?«

»Ich denke, daß ich aus dir eine Göttin machen werde. Jede Frau auf der Welt wird so sein wollen wie du.«

»Das wirst du nicht bewerkstelligen, Noah, sondern ich selbst. Du wirst mir nur dabei helfen.«

Ach ja? dachte Kalinsky. »Und was ist mit Kevin Reyne?

Wird er dir auch dabei helfen?«

»Das geht dir nicht aus dem Kopf, wie?«

»Vielleicht.«

»Du weißt, daß das nicht fair ist. Du bist mit einer anderen Frau verheiratet, verlangst aber von mir, dir treu zu sein. Ich dachte immer, du willst nur meinen Körper. Aber jetzt willst du auch noch meine Treue. Alles kannst du nicht haben.«

»Warum nicht? Ich bekomme immer alles.«

Auf ihren Lippen erschien ein spöttisches Grinsen. »Nein, das glaube ich nicht. Kevin ist ein sehr anziehender Mann und zudem ungebunden. Mit ihm bin ich vielleicht besser bedient als mit dir.«

»Kevin Reyne ist ein Wichser.«

Sie nippte an ihrem Drink und musterte ihn über den Rand des Glases hinweg. Herr im Himmel! dachte Kalinsky. Was ist nur mit mir los? Er begehrte sie mehr als je eine andere Frau zuvor. Der Gedanke, sie an einen knackigen Filmbeau wie Reyne zu verlieren, bohrte sich wie ein Messer in seine Eingeweide.

»Du gehst ohne mich nirgendwo hin.«

Sie zuckte lässig die Schultern.

»Verdammt nochmal, was willst du von mir, Angel?«

»Eine Entscheidung.«

»Wir sind bereits beim Verhandeln, richtig?«

Sie lächelte. »Vielleicht.«

»Okay. Laß hören.«

»Es ist ganz einfach. Wenn du mich so dringend willst, dann heirate mich. Und wenn du mich nicht mehr willst, ist das auch in Ordnung. Entscheide dich.«

»Du willst, daß ich Sasha verlasse?«

»Eve, Alana, Sasha. Macht das einen Unterschied?«

Das Miststück drohte ihm! Eigentlich sollte er ihr sagen, sie

solle sich verpissen. »Ich werde darüber nachdenken.«

»Gut.« Sie griff unter dem Tisch nach seiner Hand, legte sie auf ihren Oberschenkel und schob sie langsam unter ihrem Kleid nach oben. Das elektrostatische Knistern ihrer Seidenstrümpfe erregte ihn. Als seine Fingerspitzen die seidene Wärme ihres Dreiecks erreichten, stellte er schockiert fest, daß sie keine Unterwäsche trug.

»Du bist ja ganz feucht«, murmelte er. »Ich dachte gerade an Kevin«, erklärte sie. »Entschuldige mich einen Moment, ich muß mal.« Sie stand auf und ging zu den Toiletten.

Fünf Minuten später kam George an den Tisch. »Eine Nachricht für Sie, Mister Kalinsky«, sagte er und überreichte ihm ein gefaltetes Stück Papier.

Es war eine Speisekarte, auf deren Rückseite sie mit Lippenstift geschrieben hatte:

»GUTE NACHT, NOAH, ÜBERLEG NICHT ZU LANGE. ANGEL.«

»Wo ist sie?« zischte Kalinsky wütend.

»Sie ist gegangen, Mister Kalinsky. Nachdem sie mir die Nachricht ausgehändigt hatte, verließ sie das Lokal und stieg in ein Taxi.«

»Himmel, Arsch und Zwirn!« brüllte Kalinsky und hieb so fest mit der Faust auf den Tisch, daß sein Glas überschwappte und jeder einzelne Gast im Lokal sich nach ihm umdrehte. Diese Schlampe! Dieses dreckige Miststück hatte ihn einfach sitzenlassen!

»Der Teufel soll sie holen!« brüllte er durchs Lokal und stürmte hinaus.

Noah Kalinsky trug nur seidene Pyjamas mit Monogramm; auf der Brusttasche prangten die mit roter Seide aufgestickten Initialen »NK«. Er lag auf der violetten Tagesdecke, die Hände hinter dem Kopf verschränkt, die Augen starr auf den riesigen

Bildschirm gerichtet, der beinahe die ganze Wand einnahm. Ziellos zappte er sich durch die einzelnen TV-Kanäle und legte dann die Fernbedienung aus der Hand, um ein kleines Plastiktütchen aus der Nachttischschublade neben seinem Bett zu holen und den Inhalt auf einen Handspiegel zu streuen. Mit einer Rasierklinge hackte er das weiße Pulver solange, bis es eine pudrige Konsistenz bekam, teilte dann das Häufchen in zwei *lines* und schnupfte sie gierig.

Verfluchtes Miststück!

Dann griff er wieder zur Fernbedienung und zappte sich weiter durch die Programme. Die Lakers verloren gerade gegen die Bulls. Er drückte solange die Sendertaste, bis die Johnny-Carson-Show auf dem Bildschirm erschien und hielt inne. Carson sprach gerade mit... Angel.

Sie machte Werbung für *Overkill.* Carson schien von ihrem kehligen französischen Akzent völlig hingerissen zu sein. Kalinsky stöhnte. Sie sieht phantastisch aus, dachte er.

»Oh, Baby«, entfuhr es ihm. Seit zwei Tagen, seit dem Abend im La Scala, dachte er ausschließlich an sie. Er stellte sich vor, wie er ihr das Kleid vom Leib riß, wie sie vor ihm kniete und ihn anflehte, sie zu vögeln, und wie er sie anschließend nackt und schweißgebadet auf den seidenen Laken in ihrem Schlafzimmer zurückließ. Er wollte sie wieder in seiner Gewalt wissen. Er wollte sie ganz für sich allein haben.

Verdammtes Miststück.

Er hörte, wie Sasha die Haustür zuwarf und gegen den Tisch in der Diele stolperte. Sie war betrunken, dachte er. Dafür hatte er jetzt keinen Nerv. Er zappte weiter durch die Programme, bis er einen alten Kriegsfilm mit John Wayne fand, und stellte den Ton lauter.

Sasha kam von einem Meeting der Hollywood Women Democrats, wo sie anscheinend gemeinsam mit den anderen liberalen Schnapsdrosseln von Beverly Hills einen gehoben

hatte. Wie sie ihm erzählt hatte, organisierten sie gerade ein Wohltätigkeitsdinner im Hollywood Palace, bei dem George Dukakis sprechen und Barbra Streisand singen sollte. Er hatte darauf nur geantwortet, daß es gewiß sehr viel unterhaltsamer wäre, wenn Barbra eine Rede halten und George singen würde...

Sie kam im Zickzack ins Schlafzimmer getorkelt. Schon von weitem konnte Kalinsky den fruchtigsäuerlichen Geruch von Champagner riechen. »Hast du einen netten Abend gehabt?« erkundigte er sich, ohne den Blick vom Bildschirm abzuwenden.

Sie ließ die Handtasche auf den Boden fallen und kickte die Schuhe von ihren Füßen, wobei sie das Gleichgewicht verlor und sich mit der Hand an der Wand abstützen mußte. »Hast du den *National Enquirer* gelesen?«

Ja, hatte er. Und Sashas Frage bezog sich, wie er vermutete, auf das in der Klatschspalte abgebildete Foto, das ihn, den Arm um Angel gelegt, vor La Scala zeigte. »Es ist ein bißchen unscharf«, meinte er, »aber wenigstens haben sie meine Schokoladenseite getroffen, und allein darauf kommt es an.«

»Die müßten dir die Linse in den Arsch schieben, um deine Schokoladenseite zu treffen«, gab Sasha zurück.

Er war schockiert. Diese Art von ordinärem Humor war absolut untypisch für Sasha. Sie mußte total betrunken sein. »Wo bleibt denn deine berühmte Detroiter Kinderstube?«

»Du Schwein!«

»Bitte, Sasha, nicht jetzt.«

»Wenn du irgendein junges französisches Flittchen bumsen mußt, meinetwegen. Aber du brauchst es nicht in ganz Hollywood bekanntzumachen, Noah! Du mußt mich nicht erniedrigen!«

»Heh, ich habe es nicht bekanntgemacht, okay? Ich habe auch nicht in der Johnny-Carson-Show geplaudert! Diese Jungs lauern hinter jedem Busch, als wollten sie einen Mafia-Boss in

flagranti ertappen. Die haben mich aus dem Hinterhalt fotografiert.«

Sie stand schwankend vor dem Bett. Die Wimperntusche lief ihr in schwarzen Linien über die Wangen. Sie sieht aus wie eine alte Hexe, dachte Kalinsky. »Dann bist du also nur ein unschuldiges Opfer der Presse, wie?«

»Du stehst mir im Bild, Sash-Liebling. Könntest du vielleicht einen Schritt zur Seite gehen?«

»Du Arschloch.«

Vielleicht lag es am Kokain, vielleicht daran, daß er Angélique gerade im Fernsehen gesehen hatte, vielleicht auch an Sashas ordinären Beschimpfungen. Jedenfalls hörte er sich plötzlich sagen: »Ich will mich scheiden lassen.«

Sasha starrte ihn fassungslos an und schüttelte dabei ungläubig den Kopf.

»Ich will mich scheiden lassen.«

»Probier's doch«, zischte sie.

»Heh, das ist kein Problem. Zufällig weiß ich, daß du dir letzten Monat von einem dieser blonden Beachboys am Muscle Beach hast Volleyball-Unterricht erteilen lassen...‹

Ihre Lider flogen auf, und instinktiv preßte sie eine Hand vor den Mund, aus Angst, ertappt worden zu sein. Für wie blöd hielt sie ihn eigentlich?

»Und zufällig weiß ich auch, daß du anschließend mit ihm nach Santa Monica in sein Strandhaus gefahren bist, um das Gelernte bei einem Extra-Training zu intensivieren. Ich habe alles schriftlich, Ort, Datum, Zeit und Fotos.«

»Noah, bitte, ich kann dir das alles erklären... Ich war so einsam, Noah. Du hast mich die ganze Zeit wie Luft behandelt. Ich wollte nur...«

»Was du wolltest, ist mir völlig egal. Alles, was ich dazu zu sagen habe, ist: Wir können es auf die freundliche Tour regeln

oder schmutzige Wäsche waschen. Mir persönlich ist das scheißegal! Wenn du mir keine Steine in den Weg legst, werde ich dir eine gute Versorgung zukommen lassen. Okay?«

Sasha schüttelte heftig mit dem Kopf. »Noah, bitte...«

»Schau, verpflichtet bin ich zu nichts. Wir haben einen Ehevertrag, wenn du dich erinnerst. Vor unserer Hochzeit hattest du keinen Penny. Also fang gar nicht erst an, so zu tun, als habe ich mich an dir gesund gestoßen.«

»Aber... warum?«, wisperte sie.

»Ich habe meine Anwälte bereits informiert, sie bereiten die Papiere vor. Du bekommst zwei Millionen und machst mir keinen Ärger. Das ist sehr großzügig von mir«, setzte er hinzu.

Sasha schwankte in Richtung Badezimmer. Die Tür fiel krachend hinter ihr zu, und als nächstes hörte er, wie sie sich laut würgend in die Toilette erbrach. Angewidert wandte er seine Aufmerksamkeit wieder dem Bildschirm zu, schaltete zurück zur Johnny-Carson-Show, aber Angels Auftritt war bereits vorbei.

14

Sasha Kalinsky schluckte zwei Schlaftabletten und schenkte sich einen reichlich bemessenen Drink ein. Dieser Schweinehund! Dieser miese Proletentyp! Sie kippte die Hälfte des Wodkas hinunter und verzog das Gesicht, als die scharfe Flüssigkeit durch ihre Kehle rann. Sie fand eine CD von Bruce Springsteen, legte sie auf, warf die Plastikhülle auf den Boden und drehte die Anlage auf volle Lautstärke.

Diese gottverdammte, miese Kanalratte!

Sie hörte nicht, daß er die Treppe herunterkam. Plötzlich ging die Musik aus, und die kleine silberne Scheibe flog quer durchs Zimmer an die Wand. »Ich versuche zu schlafen«, sagte er.

»Morgen früh um sieben habe ich eine wichtige Besprechung.«

»Das ist mir doch völlig schnuppe«, keifte sie.

»Sash, komm, laß uns den Tatsachen ins Auge sehen. Zwischen uns ist es schon lange vorbei. Einer von uns hätte das schon längst...«

»Seit wann? Seit wann ist es vorbei? Ich wußte gar nicht, daß es zwischen uns vorbei ist...«

»Sash, ich möchte dir nicht weh tun.«

»Weh tun? Du willst mir nicht weh tun?« Sie starrte ihn mit großen Augen an. »Glaubst du, eine Scheidung tut einem nicht weh?«

»Wir sind zivilisierte Menschen, Sash. Das kann alles ganz gütlich über die Bühne gehen.«

Sie zog ihren Ehering vom Finger und warf ihn ihm vor die Füße. »Ich habe dich geliebt! Was zum Teufel redest du da?«

»Was trinkst du? Wodka? Herr im Himmel, gerade hast du gekotzt, und jetzt trinkst du schon wieder!« Er versuchte, ihr das Glas wegzunehmen.

Sie riß es ihm aus der Hand und verschüttete dabei den Inhalt auf dem Teppich. »Laß mich in Ruhe! Wenn ich trinken will, dann trinke ich. Das kann dich doch jetzt gar nicht mehr kratzen, oder?«

»Ich mag nicht, wenn du dich so aufregst.«

»Gut, dann verlaß mich halt nicht«, brüllte sie ihn an.

»Wenn du dich so aufführst, kann ich nicht mit dir reden. Ich gehe ins Bett.«

»Wie kannst du mir das nur antun? Ich habe dir alles gegeben!«

Er wirbelte herum. »Nein, falsch! Ich habe dir alles gegeben! Ich habe dir die Chance gegeben, Karriere zu machen, aber du hattest keinen Funken Talent. Kein Hirn. Kein gar nichts.« Er

zählte die einzelnen Punkte an den Fingern ab. »Also erzähl mir bloß nicht, du hättest dich für mich aufgeopfert, okay? Du hast mich geheiratet, weil du es allein zu nichts gebracht hättest! Das Haus, die Klunkern an deinem Hals, deine Klamotten, der Wagen, das alles habe ich dir gekauft. Also komm mir nicht mehr mit diesem Opferscheiß. Okay?«

Sie schluchzte und holte dabei mit schmerzverzerrtem Gesicht Luft wie ein Asthmatiker. »Ist es wegen einer anderen Frau?« flüsterte sie. »Hast du dich in jemand anderen verliebt? Oder bist du meiner einfach nur überdrüssig?«

»Beides«, erwiderte er und ging ins Bett.

Sasha griff nach der Flasche und schenkte sich noch einen Drink ein. Dreißig Jahre... und ihr Leben war bereits vorbei.

Als Sasha Kalinsky am nächsten Vormittag ihren schwarzen Porsche Carrera auf dem Vorstandsparkplatz der American Artists parkte, streifte sie mit dem Kotflügel einen weißen 450 SEL. Der Sicherheitsbeamte, der sie erkannt hatte, verzichtete darauf, sie auf die Schramme hinzuweisen. Statt dessen ging er unverzüglich in sein Häuschen und griff zum Telefon.

Sie merkte nicht, daß sie torkelte. Die Beleuchtungs- und Kameraassistenten starrten ihr hinterher, während sie durch die vorbereitete Filmkulisse wankte. Als sie stolperte und sich dabei einen Absatz abbrach, kickte sie wütend ihre Stöckelschuhe von den Füßen und ging in Strümpfen weiter.

Sasha fand Angélique im Makeup-Wagen. Sie hatte einen Pappbecher mit Kaffee in der Hand und ließ sich gerade von Rene, ihrem Friseur, die Haare fönen. In einer Ecke saß die Maskenbildnerin und blätterte in einer Illustrierten.

Angélique sah auf, als Sasha die Tür auf stieß. Ihre Blicke trafen sich in dem neonbeleuchteten Schminkspiegel und saugten sich aneinander fest.

»So, du bist also das Flittchen, das mit meinem Mann bumst«, zischte Sasha.

»Sprechen Sie mit mir?« flötete Rene erschrocken.

»Keine Angst, Rene«, beruhigte ihn Angélique. »Ich glaube, die Dame meint mich.«

»Na, hoffentlich.«

Die Maskenbildnerin ließ die Illustrierte sinken und beobachtete die Szene mit gespannter Aufmerksamkeit. Das versprach eine tolle Geschichte zu werden, mit der sie anschließend die Crew erheitern konnte.

Sasha übersah die Stufe vor der Wohnwagentür und stolperte herein. »Alles okay, Mrs. K.?« erkundigte sich Rene besorgt.

Sasha beachtete ihn gar nicht. »Du Schlampe. Warum hast du mir das angetan?«

Angélique starrte weiterhin in den Spiegel. »Keine Ahnung, wovon Sie sprechen. Was soll ich denn getan haben?«

Der zweite Regiesassistent, Dwight Regan, erschien in der Tür. Er erfaßte die Situation mit einem Blick und begann sogleich leise in sein Walkietalkie zu flüstern.

»Hat er gesagt, daß er dich heiraten will?« wollte Sasha von Angélique wissen. Sie wankte durch den Wohnwagen auf sie zu und beugte sich zu ihr herab. Angélique, die ihren alkoholgeschwängerten Atem roch, wandte angeekelt das Gesicht ab. »Ich geb dir einen guten Rat«, fuhr Sasha fort, »Von Frau zu Frau. Unterschreib' bloß keinen Ehevertrag. Er wird dich übers Ohr hauen. Er ist ein Meister im Betrügen. Aber ich schätze, das weißt du inzwischen.«

Angélique fuhr herum und stieß sie von sich weg. »Ich habe gar nicht vor, ihn zu heiraten. Bei seinem Vorleben? Da müßte ich ja verrückt sein!«

»Ja, aber warum tust du dann so was?«

»Ich, ich tue überhaupt nichts. Sie müssen doch wissen, was

für eine Sorte Mann Ihr Angetrauter ist. Schließlich hat er wegen Ihnen damals seine zweite Frau verlassen. Erinnern Sie sich an Alana?«

»Er hat Alana nicht geliebt, er hat mich geliebt!«

»Da täuschen Sie sich, meine Liebe. Noah liebt niemanden, nur sich selbst.«

Inzwischen hatten sich zwei bullige Männer vom Sicherheitsdienst vor der Tür eingefunden, mit denen Dwight jetzt im Flüsterton konferierte.

»Du bist ein billiges Flittchen!«

»Und Sie sind nur sauer, weil Sie Ihren Ernährer verlieren! Sie bemitleiden sich selbst. Wissen Sie, was er mir erzählt hat? Daß er Ihr mexikanisches Hausmädchen für fünfzig Dollar gebumst hat. Für fünfzig Dollar - während Sie nebenan unter der Dusche standen! Das ist der Mann, den Sie geheiratet haben, Mrs. Kalinsky. Ein Mann, der seiner Geliebten stolz und in aller Ausführlichkeit erzählt, wie er seine Frau betrügt!«

Sasha machte Anstalten, Angélique die Augen auszukratzen, doch die Sicherheitsleute waren schon auf dem Sprung und hielten sie fest. Sie brüllte noch immer Obszönitäten, als sie von den zwei Wachleuten an der gaffenden Filmcrew und den Statisten vorbei vom Set geführt wurde.

Sie lieferten sie in Kalinskys Büro ab, wo Marcie, seine Sekretärin, sie mit schwarzem Kaffee abfüllte und mit Engelszungen auf sie einredete, sich von einem Studio-Wagen nach Hause fahren zu lassen. Doch Sasha brüllte sie an, daß sie sehr gut alleine nach Hause fahren könne und steckte die Autoschlüssel in ihren Büstenhalter, damit man sie ihr nicht wegnehmen konnte. Die anderen Mitarbeiter versuchten inzwischen hektisch, Kalinsky telefonisch in der Polo Lounge des Beverly Wilshire zu erreichen, wo er sich mit Richard Gere treffen wollte.

Als sie ihn endlich am Telefon hatten, war Sasha bereits aus

dem Büro und in Richtung Parkplatz gerannt.

Mit quietschenden Reifen schoß Sasha rückwärts aus ihrer Parklücke. Dann trat sie das Gaspedal bis zum Anschlag durch und war bereits im dritten Gang, als sie an dem verdutzten Parkwächter vorbei durch die Ausfahrt raste.

»Das Leben ist beschissen!« schrie sie ihrem Gesicht im Rückspiegel zu. Was blieb ihr denn jetzt noch? Nichts! Dieser französischen Hexe machte sie im Grunde gar keine Vorwürfe. Einiges von dem, was sie gesagt hatte, entsprach ja der Wahrheit; sie wußte, daß Noah seit mindestens einem Jahr mit anderen Frauen schlief. Sie wußte auch, daß sie an dem typischen Beverly-Hills-Hausfrauen-Syndrom litt und daß sie ihr leeres Dasein mit Tennisspielen, Kosmetikterminen, Einkaufstouren am Rodeo Drive und Besprechungen mit Innenarchitekten auszufüllen versuchte.

Und währenddessen beglückte ihr Ehemann andere Frauen.

Die wütenden Tränen hatten ihre Wimperntusche aufgelöst, die sich jetzt in schwarzen Rinnsalen um ihre Augen sammelte. Sie wurde alt, stellte sie fest; Noah tauschte sie nur gegen ein neueres Modell aus, so wie er es mit seinen Autos machte. »Du bist nichts weiter als ein Wegwerfprodukt der Konsumgesellschaft«, erklärte sie ihrem Spiegelbild. Kühlschränke, Autos, Ehefrauen - wenn sie ausgedient haben, wirft man sie einfach weg.

Aber damit würde er nicht durchkommen. Sie griff ins Handschuhfach, holte den Revolver heraus und legte ihn neben sich auf den Beifahrersitz. Noah hatte gesagt, daß er ihr nicht weh tun wollte.

Okay, dann würde sie ihm eben zeigen, daß sie trotzdem entsetzliche Qualen litt.

Sie nahm die Abkürzung über den Mulholland Drive auf ihrem Weg von Burbank nach Bel Air. Auf der langen, kurvenreichen Bergstrecke mußte sie eine Weile hinter einem

blauen Lieferwagen herfahren, auf dessen Rückseite in verschnörkelter gotischer Schrift der Name eines mobilen Hundesalons prangte. Ohne sich um die durchgehende weiße Mittellinie zu kümmern, scherte sie in einer Kurve hinter dem Lieferwagen aus, setzte zum Überholen an und stieß dabei um ein Haar frontal mit einem entgegenkommenden grauen Mercedes zusammen, der ihr in letzter Sekunde auszuweichen versuchte.

Die beiden Streifenpolizisten Waltermeyer und Cooper sahen, wie der Mercedes nur wenige Zentimeter vor dem Abgrund der Felsenklippe in einer Staubwolke zum Stehen kam. Cooper trat auf die Bremse, riß den Streifenwagen herum, schaltete die Sirene ein und nahm sofort die Verfolgung des schwarzen Porsche auf.

Der Porsche raste mit unverminderter Geschwindigkeit weiter. Während Waltermeyer über Funk die Dienststelle informierte, beobachtete Cooper, wie der Porsche wieder ausscherte und zum Überholen ansetzte, beinahe auf gleicher Höhe mit einem entgegenkommenden Chevrolet. Der Fahrer versuchte, hinter seinen Vordermann einzuschwenken, um einen Zusammenstoß zu vermeiden, wurde bei dem Manöver jedoch seitlich von dem Chevy gestreift.

Durch die Wucht des Aufpralls verlor der Porschefahrer die Kontrolle über seinen Wagen, der sich einmal um die eigene Achse drehte, ehe er auf der anderen Fahrbahn gegen einen Baum prallte und schließlich zum Stehen kam.

»Wow, das wird teuer«, meinte Waltermeyer und atmete hörbar aus.

Cooper hielt den Wagen am Straßenrand an und schaltete die Sirene aus. Er riß die Tür auf und rannte die Straße zurück auf den zerbeulten Porsche zu. Der Fahrer, eine Frau, saß zusammengesunken hinter dem Lenkrad. Sie wimmerte leise und starrte entgeistert auf ihre blutige Hand. Cooper konnte die

Alkoholfahne schon riechen, ehe er noch die Tür aufgemacht hatte.

»Sind Sie okay, Ma'am?« erkundigte er sich. Sie nickte erst, schüttelte dann aber den Kopf, konnte sich offenbar nicht entscheiden. Cooper beugte sich über sie, um festzustellen, wo das Blut herkam, und als er die kleine Platzwunde an ihrer Stirn entdeckte, entschied er, daß diese im Augenblick das geringste Problem war.

Er faßte unters Lenkrad und schaltete die Zündung aus. »Bleiben Sie ganz ruhig sitzen, Ma'am. Wir rufen sofort einen Krankenwagen, damit die Wunde an Ihrer Stirn versorgt wird. Würden Sie mir bitte Ihren Namen nennen, Ma'am?«

»Ich bringe ihn um! Ich bringe den Scheißkerl um!« Da erst entdeckte Cooper den 22er auf dem Beifahrersitz. Er warf Waltermeyer einen Blick zu, der bereits um das Wrack herumrannte, durchs offene Beifahrerfenster griff und die Pistole an sich nahm.

»Von wem sprechen Sie denn, Ma'am?« fragte Cooper.

»Von meinem Mann, diesem verdammten Schwein!« schluchzte Sasha.

Cooper und Waltermeyer wechselten einen verständnisinnigen Blick. Wer immer ihr Ehemann auch sein mochte, so, wie es aussah, war sein Tag jedenfalls im Eimer.

15

Noah Kalinsky lag auf dem Rücken, lauschte dem pochenden Rhythmus seines Herzschlags und spürte, wie sich sein Körper allmählich abkühlte. Er drehte sich zur Seite, um sie anzusehen. Angélique lag auf dem Bauch, die Arme über dem Kopf ausgestreckt. Langsam ließ er seinen Zeigefinger ihre Wirbelsäule entlanggleiten, zeichnete die samtweiche Rundung

ihrer Hinterbacken nach, bis sein Finger das kleine blutende Herz berührte, das sich in die Kuhle ihres Hüftmuskels schmiegte, blau und scharlachrot, das Siegel einer anderen Hand.

»Was ist das?« murmelte er.

»Ein gebrochenes Herz«, antwortete sie.

»Und was hat das zu bedeuten?«

Sie zuckte nur mit den Schultern.

»Warum hast du dir das machen lassen?«

»Gefällt es dir nicht?«

»Ich mag alles an dir. Aber trotzdem interessiert es mich, warum du dich hast tätowieren lassen. Eine Frau wie du?«

»Eine Frau wie ich? Was für eine Frau bin ich denn, Noah?«

»Eine Klassefrau.«

Sie hob den Kopf, um ihn im rötlichen Schein der Nachttischlampe genauer zu betrachten. »Was weißt du eigentlich von mir, Noah?«

Gute Frage, dachte Kalinsky. Er wußte, daß sie Talent hatte. Zwei Wochen nach der Uraufführung von *Overkill* lagen die Besucherzahlen nur knapp unter denen von *Der mit dem Wolf tanzt* und *Pretty Woman.* Angel war auf einmal ein brandheißer Artikel. Die Presse, die Paparazzi, Oprah Winfrey, die Johnny-Carson-Show, ganz Hollywood riß sich um sie. Die Werbeabteilung des Studios befand sich unter ständiger Belagerung. Kalinsky freute sich für sie, war aber in erster Linie stolz auf sich selbst, weil alle haben wollten, was er besaß. Das gefiel ihm, hatte ihm schon immer gefallen, seit er ein kleiner Junge war. Er war immer das größte Kind im Sandkasten gewesen und hatte immer alle Spielsachen gehabt.

»Was ich sicher von dir weiß, ist, daß du so bist wie ich«, sagte er.

»Tatsächlich?«

»Ja. Du bekommst immer, was du willst.«

»Und was will ich?« Ihre Stimme klang träge und schläfrig, doch er konnte einen harten Unterton heraushören. »Verdammt, das wüßte ich manchmal auch gern.« Sie lächelte.

Was wollte sie eigentlich? Sie hatte von ihm verlangt, daß er Sasha verließ, weil sie, wie sie ihm erklärte, ansonsten keine Zukunft für ihre Beziehung sähe. Also hatte er die Scheidung so schnell wie möglich durchgeboxt und sie anschließend gebeten, ihn zu heiraten. Er dachte, sie würde über die Maßen glücklich darüber sein, doch statt dessen hatte sie nur ganz ruhig erklärt, daß im Augenblick nicht die richtige Zeit dafür sei.

Und noch immer machten alle möglichen Gerüchte über Angel und Kevin Reyne in Hollywood die Runde. Kalinsky hatte Angel die letzten beiden Monate von einem Privatdetektiv beobachten lassen, doch der hatte nicht feststellen können, daß sie sich mit einem anderen Mann traf.

Nun, wenn sie ihn, Noah, nicht wollte, und auch keinen jüngeren Mann, was wollte sie dann? Was ihm zu denken gab, war ihr Sexleben. Sie schien den Sex mit ihm zu genießen, machte sogar oft den Anfang, doch bisher war sie noch nie zum Höhepunkt gekommen, und er hatte den Eindruck, daß ihr sein Vergnügen wichtiger war als das ihre. Das konnte eine Art Taktik sein, um ihm zu zeigen, daß sie sich trotz aller Leidenschaft nicht so einfach unterwerfen ließ.

Und noch etwas anderes gab ihm zu denken: Die Macht die er über sie besessen hatte, war im Schwinden begriffen. *Hotel California* war fast abgedreht, und ihre Karriere so gut wie gesichert. Sie brauchte Noah Kalinsky nicht mehr. Ihr Agent wurde bereits von anderen Produzenten mit Drehbüchern bombardiert.

Was wollte sie?

Diese Frage ging ihm nicht aus dem Kopf, hielt ihn noch lange wach, nachdem ihr tiefer, gleichmäßiger Atem ihm sagte,

daß sie eingeschlafen war.

Aber da war noch eine andere Frage, die ihn noch sehr viel mehr beschäftigte: Wenn Noah Kalinsky versuchte, an ihr festzuhalten, würde Noah Kalinsky dann leiden?

16

Es war am Abend der Oscar-Verleihung.

Overkill war für die Kategorien »Beste Regie« und »Beste Kamera« nominiert worden, doch der Abend gehörte eindeutig Kevin Costner und seinem Film *Der mit dem Wolf tanzt.* Bill Marks hatte für seine Klienten in seinem Haus am Miller Drive eine Party arrangiert, und nach Abschluß der Nominierungszeremonie verließen viele Gäste den Dorothy-Chandler-Pavillon und machten sich auf den Weg nach Benedict Canyon, wo sie in einer endlosen Schlange langgestreckter Limousinen eintrafen.

Kalinsky war eigentlich nur auf der Suche nach Angélique, während er nach allen Seiten hin grüßend durch die Schar der Partygäste wanderte. Nachdem er sie im Haus selbst nicht gefunden hatte, versuchte er sein Glück auf der Dachterrasse. Von dort oben hatte man einen phantastischen Blick über das glitzernde Lichtermeer von Los Angeles. Einen Augenblick lang kam Kalinsky sich vor wie Glenn bei seiner Erdumkreisung. Da unten sieht alles so schön aus, sinnierte er, und ich stehe hier oben, so klug und so einsam.

Die Gäste trugen dem Anlaß der Preisverleihung gemäß formelle Abendkleidung: die Herren Frack oder Smoking, die Damen die jüngsten Abendkreationen der Modesalons am Rodeo Drive. Kalinsky wußte jedoch, daß die Preisverleihung nicht das einzige Thema dieses Abends war. Seit Monaten schon registrierte er die geflüsterten Bemerkungen, die in Restaurants

und auf Parties die Runde machten, verfolgte die Spekulationen in den Filmmagazinen und den Klatschspalten der Tageszeitungen. Die Sache mit Sasha war vor der Presse nicht zu vertuschen gewesen. Sie hatte sich eine Anklage wegen Trunkenheit am Steuer eingehandelt, und es war durchgesickert, daß sie betrunken am Set von *Hotel California* erschienen war und versucht hatte, Angel tätlich anzugreifen. Da hatte ein Mitarbeiter von American Artists geplaudert, dessen war sich Kalinsky ganz sicher.

Und er war sich deshalb so sicher, weil er dessen Entlassung eigenhändig unterzeichnet hatte.

Die Geschichte selbst hatte sich als genialer Publicity-Schachzug sowohl für *Hotel California* als auch für Angel erwiesen und ihm wieder einmal den Platz im Rampenlicht eingeräumt, den er so sehr genoß.

Das Gerichtsurteil war ärgerlich, aber nicht vernichtend gewesen; Sasha war mit einer hohen Geldstrafe und einer Bewährungsauflage davongekommen. Gleich nach der Verhandlung war sie nach Detroit zurückgekehrt, wo sie sich augenblicklich einer Therapie unterzog, für die er aufkam, um ihre psychischen und alkoholbedingten Probleme zu verarbeiten.

Doch im großen und ganzen konnte er recht zufrieden mit dem Ausgang seiner Scheidung sein. Noch vor dem Endschnitt von *Hotel California* hatten die Gerüchte über die Vorfälle hinter den Kulissen das ihre dazu beigetragen, den Wirbel um seinen neuesten Film auf den Höhepunkt zu treiben. Angel wurde inzwischen von der Presse als das heißeste Eisen seit Madonna gehandelt.

Daß Angel die weibliche Hauptrolle in *Apocalypse* übernahm, einem weiteren Öko-Thriller, den Kalinsky für American Artists eingekauft hatte, stand bereits so gut wie fest. Der Film sollte in Brasilien gedreht werden, mit Kevin Costner als Regisseur und Hauptdarsteller; in zwei Tagen wollte er mit Bill und Angel die

Verträge unterschreiben.

Kalinsky wußte sehr wohl, daß er auf seiner Karriereleiter ganz oben angekommen war; er besaß den Neid seiner männlichen Kollegen, die herausragendste Stellung in der Filmindustrie, und die Phantasien sämtlicher Männer konzentrierten sich auf sein Schlafzimmer. Sein Image war perfekt. Er war Vadim, Spielberg und Beatty in einer Person.

Aber glücklich war Noah Kalinsky nicht. In seinem Inneren brannte ein Schmerz, der an ihm nagte wie eine Ratte an einem Stück Speck. Er wußte, daß ihn jeder Mann hier im Raum glühend beneidete und heimlich einen Plan ausheckte, um ihm Angel auszuspannen. Typisch Hollywood! Kaum hat man einen Schlag abgewehrt, kommt aus einer anderen Ecke schon der nächste.

Er erinnerte sich an das Sprichwort, das ihm seine polnische Großmutter ans Herz gelegt hatte, als er noch ein kleiner Junge war: »Wer eine Burg an der Landesgrenze oder eine schöne Frau besitzt, muß immer für einen Krieg gewappnet sein.«

Die erste Schlacht würde heute abend geschlagen werden, das spürte er.

Sie tanzte mit Kevin Reyne auf der Terrasse neben dem Pool.

Dumpf hallten die dröhnenden Bässe von den Mauern widern; es war eine Ballade von Chris de Burgh, der Titelsong von *Overkill.* Ihre Körper preßten sich aneinander; das hautenge, trägerlose schwarze Abendkleid offenbarte jede von Angéliques aufregenden Kurven, ihr Brillantcollier reflektierte die blitzenden Lichter des Stroboskops, das in den Baumwipfeln neben dem Pool installiert worden war. Ihre Gesichter berührten sich beinahe, ihre Hüften schwangen im selben Rhythmus mit der Musik. Die anderen Tanzpaare hielten ein wenig Abstand zu ihnen, als ob sie die drohende Gefahr bereits ahnten. Kalinsky stand am Balkongeländer und ballte die Hände zu Fäusten. Aha, so war das also. Sein Instinkt hatte ihn noch nie betrogen.

Kevin Reyne.

Er stürzte die Treppe zur Poolterrasse hinunter. Die tanzenden Paare machten ihm bereitwillig Platz, als er Angélique am Arm packte und von Reyne wegzerrte.

Angélique stieß einen empörten Schrei aus und versuchte, sich aus Kalinskys Griff zu befreien. »Noah! Laß mich los!«

»Ich will mit dir reden!« brüllte er sie an.

»Laß mich los!«

»Komm mit, du verrücktes kleines Miststück!«

»He, Noah! Immer mit der Ruhe, Mann.« Das war Reyne. Ein Schauspieler, ein verdammter *Schauspieler* versuchte, sich in seine Angelegenheiten einzumischen! Kalinsky stieß ihn wütend zur Seite.

Angélique schlug ihn mitten ins Gesicht. Noah wußte, daß alle Augen auf ihn gerichtet waren, daß alle sehen konnten, wie der Große Mann sich zum Idioten machte. Er konnte es sich nicht leisten, zu verlieren; konnte jetzt auch nicht mehr zurück.

Reyne kam wieder auf ihn zu. »He, laß sie in Ruhe, Noah!«

Kalinsky holte aus und schlug zu. Seine Faust traf Reyne unterm Kinn und schickte ihn rückwärts taumelnd in den Pool. Eine Frau kreischte. Angélique konnte sich befreien und rannte die Treppe hinauf ins Haus.

Kalinsky gewann überraschend schnell seine Haltung zurück und rief einem der Getränkekellner zu: »Fischt das Arschloch dort schnell aus dem Pool, bevor es noch ins Wasser pißt«, und stolzierte davon.

17

Marcie führte Angélique und Bill in Kalinskys Büro, wo sein Chefbuchhalter, David Rossman, sie bereits erwartete. Kalinsky

war noch am Telefon und bedeutete den beiden mit einer Handbewegung, in den wuchtigen Sesseln vor seinem Schreibtisch Platz zu nehmen. Aus versteckten Lautsprechern tönte leise Musikberieselung.

Das silbergerahmte Familienfoto auf Kalinskys Schreibtisch, ein Porträt von ihm und seinen beiden Söhnen, fesselte Angéliques Aufmerksamkeit. Blond, rotwangig und robust gebaut hatten sie rechts und links neben ihrem Vater Aufstellung genommen, der in einem tiefen Ledersessel saß junge Thronanwärter mit einem blasierten Lächeln im Gesicht.

»... ja, Sasha macht sich ganz gut, wie ich hörte«, sagte Kalinsky ins Telefon. »Sie hatte Probleme, sicher, aber ich habe sie einem Freund von mir ans Herz gelegt, einem Psychiater, Sie wissen schon, und ich glaube, das tut ihr ganz gut... was?... nein, das war nie ein Problem... ich nehme an, Sie haben bereits von den Eheverträgen gehört, die sie heutzutage in L.A. aufsetzen, oder? Da gibt es eine Klausel, die eine Teilung der Reklamekosten vorsieht. Hören Sie, guter Mann«, brüllte er jetzt ins Telefon, »ich muß Schluß machen. Ich habe eine wichtige Besprechung... ja, okay, wir treffen uns nächste Woche zum Frühstück. Rufen Sie mich an, wenn Sie hier sind.«

Er warf den Hörer auf die Gabel und schwang in seinem Drehsessel herum. Er lächelte, doch sein Blick war hart und kalt.

»Wie ich höre, sind Gratulationen angebracht«, begann Bill.

»Wofür? Dafür, daß ich dieses Reyne-Arschloch in den Pool geschmissen habe?« Kalinsky war in gehässiger Stimmung. Er war am gefährlichsten, wenn er sich wie ein Idiot vorkam.

Bill, bemerkte Kalinsky, schien ungewöhnlich nervös zu sein. Auf seiner Oberlippe glänzten kleine Schweißperlen. Gut so.

»Ich meinte für *Overkill«,* erklärte Bill. »Meine Spione melden, daß er ganz oben auf der Liste der erfolgreichsten Filme rangiert.«

»Nun, der zweite und der letzte Platz sind für mich das

gleiche.« Er sah Angélique an, in der Hoffnung, daß ihre Miene einen Hinweis darauf offenbarte, was sie über ihn dachte. Sie hatte nach dem Streit sofort die Party verlassen; seit zwei Tagen versuchte er pausenlos, sie anzurufen, doch sie hatte ihr Telefon ausgehängt. »Kaffee?«

Bill schaute Angélique an, die ablehnend den Kopf schüttelte. »Ich denke, wir sollten gleich mit dem Geschäftlichen beginnen«, sagte Bill.

»Prima.« Noah wandte sich zu seinem Buchhalter um. »David, bringen Sie uns bitte die Verträge.«

»Spar dir die Mühe«, sagte Angélique. »Ich unterschreibe nicht.«

Kalinsky starrte sie verdutzt an und trommelte mit den Fingern auf die Schreibtischplatte. »Ich brauche Sie nicht mehr«, beschied er Rossman. Rossman verließ das Büro.

»Was zum Teufel geht hier vor?« fauchte Kalinsky. »Es tut mir leid, Noah«, sagte Bill. »Sie möchte den Film nicht machen, das ist alles.«

»War das Ihre Idee?«

»Nein, es hat nichts mit Bill zu tun«, erklärte ihm Angélique. »Es ist meine ganz persönliche Entscheidung.«

Kalinsky spürte, wie ihm die Hitze ins Gesicht stieg. Er hatte allen erzählt, den Bankern, Costner, einfach allen, daß Angel für den Film verpflichtet war. Sie hatte ihn mit Reyne gedemütigt, und jetzt stieß sie ihn im wahrsten Sinne des Wortes kopfüber in die Scheiße. Ich bringe sie um! Zerreiße sie mit bloßen Händen in der Luft!

»Warum?« fragte er mit vor unterdrückter Wut krächzender Stimme.

»Ich habe meine Meinung geändert, Noah. Ich habe mich mit Michael Douglas unterhalten...«

»Worüber?«

»Über einen Psychothriller.«

»Wußten Sie davon?« wollte Kalinsky von Bill wissen. »Ich sagte dir doch bereits«, antwortete Angélique an dessen Stelle, »daß Bill mit der ganzen Sache nichts zu tun hat.«

»Du hast mir dein Wort gegeben, verdammt nochmal!« Sie zuckte lächelnd die Schultern. »He, wir sind doch in Hollywood. Wie pflegte dein Sam Goldwyn so schön zu sagen? ›Ein mündlicher Vertrag ist nicht das Papier wert, auf dem er steht.‹ Weniger wert sogar als ein Ehevertrag, glaube ich. Es tut mir leid, Noah. Das war's wohl.« Damit erhob sie sich.

Kalinsky schoß aus seinem Sessel hoch. »Ist es wegen Kevin Reyne? Ist es deswegen?«

Sie schüttelte den Kopf. »Es ist aus. Alles ist aus. Alles.«

»Nichts ist aus. Nicht mit mir. Es ist erst aus, wenn ich gewonnen habe.«

»Armer Noah«, flüsterte sie.

Bill folgte ihr zur Tür. Kalinsky kam ihnen hinterhergerannt.

»Ich bringe dich um, du miese kleine Fotze du!«

Sie grinste ihn von der Tür her an. »Ach, Noah, ich liebe es, wenn du obszön wirst.« Damit verschwand sie.

Kalinsky knallte die Tür zu, packte den nächstbesten Stuhl und schleuderte ihn quer durchs Zimmer in den Barschrank, der klirrend zu Bruch ging.

»Nichts ist vorbei!« tobte er. Dieser dreckigen Nutte würde er es schon noch heimzahlen. Und wenn es seine letzte Tat auf dieser Welt sein sollte - er würde sich an ihr rächen!

TEIL V

1

Der Tote sah weder entsetzt noch gequält aus, nur ein wenig verdutzt, wie ein Kind bei einer Schulaufführung, wenn der Vorhang aufgeht, und es die vielen Zuschauer sieht. Aus einem kleinen Loch in der Stirn des Toten sickerte hellrotes Blut, und aus dem einen Mundwinkel quoll ein wenig Schaum.

David Mayo zog sich ein Paar weiße Gummihandschuhe über. »Hübsches Jackett, was?«

Trinca grinste. »Schon, aber leider im Eimer. Solche Blutflecken sind verdammt schwer rauszukriegen. Tragen kann er das nicht mehr.«

Der Uniformierte hinter ihnen schmunzelte. Er war an den makaberen Humor der Leute von der Mordkommission gewöhnt. Wenn man jede Nacht zwei Mordopfer untersucht, mußte man ja ein wenig wunderlich werden. Ihre Witze bewahrten sie davor, an der Menschheit zu verzweifeln.

»Hat schon jemand seine Taschen gecheckt?« erkundigte sich Mayo bei dem Uniformierten.

»Noch nicht.«

Mayo kniete sich hin, um den Toten näher in Augenschein zu nehmen. Er lag auf dem Rücken, sein Kopf zeigte von der Einfahrt weg in die Richtung der schmalen Gasse. »Wie viele Kugeln hat er abgekriegt?« fragte der Uniformierte, den Bleistift dienstfertig über dem ersten Blatt eines Berichtformulars gezückt.

Das rote Signallicht des Rettungswagens streifte blinkend das Gesicht des Polizisten. Er ist ziemlich jung für einen Lieutenant, dachte der Uniformierte. »Nur eine in den Kopf, soweit ich

sehen kann.« Mayo untersuchte das Jackett des Mannes. »Uhhuh. Ich hab's. Versace. Gianni Versace.«

»Richtig, ein Latino. Vielleicht war es ein Bandenmord.«

»Was?« sagte Mayo.

»Wie schreibt man Versace?« fragte der Uniformierte und setzte den Bleistift an. »V-E-R...«

Trinca kicherte leise. Er fischte eine zerknüllte Papiertüte aus seiner Tasche und stopfte sich einen Doughnut in den Mund.

»Das Jackett ist von Gianni Versace«, erklärte ihm Mayo geduldig. Er fand die Brieftasche des Toten und klappte sie auf. Kreditkarten, ein Bündel Dollarnoten in einer goldenen Geldklammer, sein Führerschein. »Kalinsky. K-A-L-I-N-S-K-Y. Noah Daniel. Geboren am fünften Juni '40. Adresse: 153 Laurel Drive... Bel Air.«

Trinca knurrte leise. Verdammt, er hatte es gewußt, hatte in dem Augenblick, als die Meldung durchkam, bereits gewußt, daß sie es diesmal nicht mit einem ermordeten Dealer oder dem Opfer eines der üblichen Bandenkriege zwischen Hispanos zu tun hatten. Hier handelte es sich um einen VIP-Mord, um einen Fall, der Schlagzeilen machen würde.

»Bel Air«, wiederholte der Streifenbeamte. »Jesus, steh uns bei.«

Die Durchsuchung der restlichen Taschen des Toten brachte einen kleinen goldenen Löffel an einer Kette und ein Glasfläschchen zum Vorschein, das offenbar beim Sturz zerbrochen war. Mayo ließ Löffel und Fläschchen zusammen mit der Brieftasche in eine Plastiktüte fallen. Dabei rieselte aus dem Glasfläschchen ein wenig weißes Pulver auf das Jackett des Toten. Mayo wußte bereits, was es war, tippte aber trotzdem ein bißchen davon auf seine Zungenspitze.

»Dat ol' cocaine«, sang Trinca leise, eine dunkle Bluesstimme imitierend, »said it's runnin' all roun' my brain...«

Eine goldene Herrenarmbanduhr, Marke Rolex, und ein Schlüsselbund mit diamantenbesetztem Anhänger folgten der Brieftasche und dem Koksbesteck in den Plastikbeutel. Mayo verschloß den Beutel ordnungsgemäß und stellte ihn neben die Leiche. »Hat schon jemand den Doc angerufen?«

Der Uniformierte nickte. »Ist schon unterwegs.«

Mayo schaute die schmale Gasse entlang. Es war ein Uhr morgens, aber trotzdem hatte sich eine Horde Menschen vor dem gelben Absperrseil zusammengerottet, die dumme Witzchen über die Polizisten rissen. Die schnarrenden Stirnmen aus den Funkanlagen der schwarzweißen Einsatzwagen des LAPD hallten dumpf von den Mauern wider. Am Ende der Gasse fuhr der Leichenwagen, ein umgebauter Dodge-Lieferwagen mit schwarzen Scheiben, vor.

»Irgendwelche Zeugen?« fragte Mayo routinemäßig, obwohl er die Antwort bereits kannte.

»Niemand hat etwas gehört oder gesehen«, meldete ein zweiter Beamter.

»Wer hat die Leiche gefunden?«

»Anonymer Anruf«, sagte der erste.

Ein toter Prominenter in einer finsteren Gasse - Mayos Alptraum schlechthin. In den Fernseh-Krimis wurden Mordfälle in fünfzig Minuten gelöst. Im wirklichen Leben waren die Detectives bei der Klärung eines Mordfalls auf zwei Dinge angewiesen: Zeugen und Beweisstücke. Bei einem Mord wie diesem, in einem Downtown *barrio,* wo man den Kindern, noch ehe sie laufen lernen, einbläut, niemals mit einem Cop zu reden, konnten sie die Zeugen vergessen. Und was die Beweisstücke anbelangte, so gab eine Schießerei auf offener Straße selten mehr her als ein paar Blutspritzer und vielleicht ein oder zwei leere Patronenhülsen. In einem Haus oder einer Wohnung suchte die Spurensicherung jeden Millimeter Teppich oder Linoleum nach Spuren ab, die darauf hinweisen konnten, ob zwischen dem

Opfer und dem Täter irgendeine Verbindung bestanden hatte. Eine Leiche mitten in den Straßen der Großstadt nahm ihre Geheimnisse meist mit hinauf in den himmlischen Ballungsraum.

Mayo stieß einen leisen Fluch aus.

Trinca erriet seine Gedanken. »Wieder so eine miese Geschichte«, meinte er.

Mayo zog die Handschuhe aus und ließ sie auf den Boden fallen. »Haltet die Gasse weiterhin gesperrt«, wies er die Uniformierten an. »Einer eurer Männer soll sich mal nach Kugeln, Hülsen und Ähnlichem umsehen. Und schickt einen anderen los, der jede Wohnung hier im Block checkt. Wenn irgendeiner hier Mätzchen macht, wandert er sofort aufs Revier.«

Mayo drehte sich um und nickte den Leuten von der Spurensicherung zu, die ein wenig abseits gewartet hatten, bis er fertig war. Sie würden den Tatort und die Leiche von jedem nur denkbaren Winkel aus fotografieren, Entfernungen messen und den Mord für die Akten auf einige mathematische Größen reduzieren. Was sie dem Mörder jedoch keinen Schritt näher brachte.

Wenn sie es hier mit einem gewöhnlichen Mord zu tun hätten, würde Mayos Einheit achtundvierzig Stunden lang jede verfügbare Spur verfolgen, und wenn das zu keiner Festnahme führte, würde die Akte in den Ordnern der ungeklärten Mordfälle verschwinden. Jeden Morgen konnten seine Leute hier mit einer Nutte mit eingeschlagenem Schädel, einem wegen eines kleines Mißverständnisses bei einem Drogendeal erschossenen Schwarzen oder einem Bandenmitglied aufwarten, das seine Kumpel in kleinen. Stücken über Boyle Heights verteilt hatten. Kein Mensch bei der *Los Angeles Times* interessierte sich im geringsten für diese Toten als Persönlichkeiten, sondern nur für ihre Auswirkung auf die

jährliche Kriminalstatistik; doch einem Bewohner von Bel Air, den man ohne ersichtlichen Grund in einer dunklen Gasse erschossen hatte, dem wurde die Art von Publicity zuteil, die normalerweise Mondlandungen, Weltkriegen und einem Sieg der Rams im Endspiel in der Rose Bowl vorbehalten war.

Irgendwie mußte dieser Fall schleunigst geklärt werden, dachte Mayo, den dabei die unangenehme Gewißheit beschlich, daß er in nächster Zeit sein Bett nicht allzu häufig zu Gesicht bekommen würde.

»Komm, wir fahren zurück ins Präsidium«, schlug Mayo Trinca vor. »Vielleicht taucht ja unverhofft jemand auf und legt ein volles Geständnis ab.«

»Möglich ist alles«, meinte Trinca. Er stopfte sich den letzten Doughnut in den Mund und leckte sich im Gehen den Zuckerguß von den Fingern.

2

Polizeichef Edward McMurphy wirkte recht erregt; und das mit verdammt gutem Grund, wie Mayo wußte. Er konnte sich lebhaft vorstellen, welchen Druck die Stadtverwaltung auf ihn ausübte. Nach den Sieben-Uhr-Nachrichten von CNN hatte der Regierungsbeauftragte der Stadt gewiß sofort zum Telefon gegriffen und McMurphy seine Pflichten ins Ohr gebellt. Hier war gegen ein ehernes Gesetz verstoßen worden: Keine Hollywoodgröße durfte ohne die ausdrückliche Genehmigung des Bürgermeisters auf offener Straße erschossen werden. Der Wortlaut dieses einseitigen Gesprächs klang ihm förmlich in den Ohren: Wer ist dieser Lieutenant Mayo? Weiß er überhaupt, was er tut? Brauchen Sie mehr Leute, mehr finanzielle Mittel? Haben Sie schon eine Spur? Was soll ich der Presse sagen, wann wir mit einer Verhaftung rechnen? Halten Sie mich auf dem laufenden. Und dann der Kernsatz mit der unverblümten

Drohung: *Lassen Sie mich bei dieser Sache bloß nicht im Stich, Ted.*

Bei allen Medien herrschte Alarmstufe eins. Hollywood-Morde versprachen fette Schlagzeilen und umfangreiche Titelstorys. Ob es Sharon Tates Hinrichtung war, Marilyn Monroes Selbstmord oder die Rock-Hudson-Tragödie, diese Art von Todesfällen enthielt genau die richtige Mischung von mysteriösen, skandalösen und glamourösen Elementen, die die Auflagen der Zeitungen und die Einschaltquoten der Sender in die Höhe schnellen ließ und findige Reporter geradezu aufstachelte, ihren Spürsinn, ihr Glück oder ihre Phantasie unter Beweis zu stellen. Und eben diese Mischung garantierte auch, daß so ein Fall niemals in den Akten verschwand, ehe er nicht restlos aufgeklärt war.

Das hier war der typische Fall, ein VIP-Mord, der Zwanzig-Stunden-Tage bedeutete, nicht angekündigte Dienstplanänderungen und ein stetiges Aufstocken der Spezialeinheiten nach jeder Stunde, die ohne erfolgte Festnahme verstrich. Dazu kamen die Berichte, die täglich die ganze Dienstgradkette hinauf verfaßt werden mußten. Jeder einzelne Beamte wurde eingespannt. Wenn der Fall geklärt wurde, gab es möglicherweise Beförderungen; wenn nicht, mußte der Öffentlichkeit irgendein Kopf auf einem Silbertablett präsentiert werden. Stand ein solcher Fall an, konnte man in Watts oder Compton eine Handgranate werfen und anschließend davon ausgehen, daß zur Untersuchung des Falles nur ein einziger Detective erscheinen würde, ein junger Spunt von der Mordkommission, der vor einer Woche noch Streife gegangen war.

Mayo wußte, daß seine Leute jeden anderen Fall vermasseln konnten, der innerhalb dieses Jahres auf ihren Schreibtischen landete, denn seine Fähigkeit als Polizist würde man einzig und allein danach beurteilen, was er unternommen hatte, um den Mord an Noah Kalinsky zu rächen. Vor drei Jahren hatte er drei

spektakuläre Fälle innerhalb von achtzehn Monaten überlebt und war mit fünfunddreißig zum Lieutenant befördert worden.

Wie immer die Sache auch ausgehen mochte, eins wußte Mayo mit Bestimmtheit: Daß dieser Noah Kalinsky, ein Mann, den er nie kennengelernt hatte, einen ganz besonderen Platz in seinem Leben einnehmen würde.

Sie befanden sich in McMurphys Büro im sechsten Stock des Parker Centre, wo dieser in seinem ledernen Chef sessel hinter dem wuchtigen Schreibtisch aus poliertem Walnußholz thronte. Er bemühte sich, ganz entspannt zu erscheinen, doch die Finger seiner vor dem Bauch gefalteten Hände, die sich immer wieder ver- und entknoteten, verrieten seine Nervosität. Er war ein kräftiger Mann in den Fünfzigern mit einer gesunden Gesichtsfarbe und einer tiefen Paul-Robeson-Stimme. Die Kollegen im Präsidium nannten ihn liebevoll »Steady Eddie«, wegen der ruhigen, bedachten Art, mit der er sich und seine Leute durch Krisensituationen manövrierte.

Jetzt aber würde sein Nervenkostüm auf eine harte Probe gestellt werden, dachte Mayo bei sich.

»Okay, David, lassen Sie hören, was wir an Fakten haben«, begann er. Durch das große Panoramafenster hinter seinem Schreibtisch schaute man auf Wolkenkratzer, die sich durch die smoggeschwängerte Dunstglocke, die über der Stadt hing, in den Himmel bohrten.

Mayo warf einen Blick in sein Notizbuch. »Bei dem Ermordeten handelt es sich um einen gewissen Noah Kalinsky, Filmproduzent, zuletzt wohnhaft in Bel Air, 153 Laurel Drive. Im Juni wäre er fünfzig geworden. Er war ein großes Tier in Hollywood, Chef der Produktionsabteilung von American Artists. Erst kürzlich geschieden. Hat zwei halbwüchsige Söhne, die beide ein Internat besuchen.«

»Die Tatwaffe?«

»Ich komme gerade vom Büro des Gerichtsmediziners. Die Kugel, die ihn ins Jenseits befördert hat, stammt aus einem Revolver, Kaliber zweiundzwanzig.«

»Einem .22er? Das ist doch ein Damenrevolver. Und...«

»Genau«, nickte Mayo, der McMurphys Gedankengang erriet, »mit dem sich auch der Mob gegenseitig dezimiert.«

»Heiliger Jesus!«

»Wer immer auf ihn geschossen hat, hat dies aus nächster Nähe getan und ihm genau in der Stirnmitte ein drittes Auge verpaßt.«

McMurphy schüttelte den Kopf. »Irgendwie ist das alles merkwürdig. Was hatte er denn in dieser Gegend zu suchen?«

»Wir haben einen schwarzen 911er Porsche gefunden, zugelassen auf seinen Namen, der am anderen Ende der Gasse geparkt war. Da alle Türen verschlossen waren, kann man davon ausgehen, daß er nicht zufällig dort angehalten hat.«

»Er hat also jemanden besucht.«

»Möglich.«

»Sonst noch was?«

»Wir fanden eine Prise Koks in seiner Tasche. Anscheinend hat er regelmäßig geschnupft.«

»Das tun diese Filmfritzen doch alle. Hat er mit dem Zeug gedealt?«

»Das überprüfen wir noch«, meinte Mayo stirnrunzelnd.

»Gibt es schon irgendwelche Spuren?«

Mayo lockerte seinen Krawattenknoten und lehnte sich zurück. Er war die ganze Nacht auf den Beinen gewesen und spürte, daß ihn seine Lebensgeister allmählich verließen. »Ich habe ein halbes Dutzend Uniformierte durch die Gasse gescheucht, ohne jeden Erfolg. Keine Waffe, keine Zeugen. Wenn die Leute in dieser Gegend einen Schuß hören, drehen sie

nur den Fernseher lauter.«

»Und die gute Nachricht?«

»Nun, wenn es nicht um Drogen geht, könnte es was Persönliches sein. Er hat sich erst vor ein paar Monaten von seiner Frau scheiden lassen. Vielleicht werden wir da fündig. Trinca checkt das gerade.«

»Ich nehme an, daß ich Ihnen nicht zu sagen brauche, wie wichtig dieser Fall ist, oder?« sagte McMurphy.

»Nein, ich bin absolut im Bilde.«

»Sie werden bekommen, was immer Sie brauchen. Ich möchte diesen Scheißhaufen umgehend von meiner Treppe geschaufelt wissen, bevor er bis in mein Büro herauf stinkt. Haben Sie mich verstanden, David?«

»Jawohl, Sir«, antwortete Mayo mit einem Nicken. Er verließ McMurphys Büro und achtete darauf, die Tür leise hinter sich zuzuziehen. Scheiße, dachte er. Soviel zu meinem Sonntagsausflug nach Disneyland.

Sergeant Frank Trinca saß an seinem Schreibtisch der Sorte »Standardausführung für Diensträume« hinter einer Reihe Styroporbecher, die er an der chrombewehrten Außenkante aufgestellt hatte wie Soldaten auf einem Paradeplatz. Unlustig kaute er an einem Schinken-Käse-Sandwich. Wie Mayo war er seit Mitternacht, nachdem man Kalinskys Leiche gefunden hatte, auf den Beinen. Er hatte nicht geduscht, sich nicht rasiert, und unter seinen Augen zeichneten sich dunkle Ringe ab.

Trinca schluckte den letzten Bissen hinunter und wischte sich dabei mit einer Papierserviette voller Kaffeeflecken den Mund ab. »Wie ist es gelaufen, Lieutenant?«

»Prima. McMurphy hat mir vorgeschlagen, ein paar Tage freizunehmen, und mich gebeten, ihn doch bei Gelegenheit anzurufen, falls mir etwas zu dem Fall einfallen sollte«, erklärte Mayo todernst und zog sich einen Stuhl heran.

»Tja, ich sag doch immer, daß wir einen coolen Chef haben.«

Trincas Schreibtisch war übersät mit Schwarzweiß-Aufnahmen vom Tatort. Mayo pickte sich eines der Bilder heraus und studierte es nachdenklich. Kein Wunder, daß Kalinsky so verwirrt dreinschaut, überlegte er. Angesichts der Urnstände absolut verständlich. Es gab eine Menge Möglichkeiten, sein Leben auszuhauchen, doch in einem miesen Stadtviertel eine .22er-Kugel mitten in die Stirn gejagt zu bekommen, war gewiß eine, die die meisten Hollywood-Fritzen für sich nicht in Betracht zogen.

»Inzwischen was herausgefunden, Frank?«

»O ja, und es wird Ihnen bestimmt gefallen.«

»Mal sehen.«

»Unser Mister Kadaver war eine ganz miese Type.«

»Wie sieht's aus mit Verdächtigen?«

»Bescheiden, Lieutenant. Was ich habe, sind ein paar Nicht-Verdächtige. Insgesamt vielleicht ein halbes Dutzend Leute, die keine Veranlassung hatten, ihm das Hirn rauszublasen. Alle übrigen Einwohner von L. A. können mit einer ganzen Latte von Gründen für eine rechtmäßige Tötung, wie es so schön heißt, aufwarten.«

Mayo grinste. »Dann schieß mal los, Frank.«

»Also, erst vor zwei Wochen mußte sich Kalinsky vor Gericht wegen tätlichen Angriffs verantworten. Angezeigt hatte ihn eine gewisse Angélique Belmont, alias Angel. *Die* Angel.«

»Der himmlische Körper«, meinte Mayo augenzwinkernd. Dieses Prädikat hatte die Presse dem französischen Star von *Overkill* verliehen.

»Sie behauptete, daß Kalinsky sie im China Club bedroht und über einen Tisch gestoßen habe. Irgendwie hat es Kalinsky fertiggebracht, die Anzeige aus den Zeitungen herauszuhalten. Sie wurde anschließend auch fallengelassen, aber erst, nachdem

er eine Gegenanzeige vorgebracht hatte, wonach er angeblich Drohanrufe von Miss Belmonts Vater erhalten habe. Zwei Tage später wurden Noah und Miss Belmont im Morton's gesehen, wo sie in trauter Eintracht zusammen zu Abend speisten. Und es geht noch weiter.«

Mayo rieb sich die Schläfen. »Ich bin ganz Ohr.«

»Vier Tage vor dem angeblichen Angriff im China Club hat sich Kalinsky mit Kevin Reyne auf einer stinkfeinen Party am Miller Drive geprügelt und ihn dabei in den Swimmingpool geschubst, vor den Augen der versammelten Hollywood-Gemeinde.«

»Willst du damit andeuten, Frank, daß diesem Knaben der Charme aus allen Knopflöchern platzte?«

»Er hat den Charme erfunden.«

»Wo hast du denn all diese Skandalgeschichten aufgeschnappt?«

»Na ja, wenn so was passiert, spricht ganz Tinseltown davon.« Trinca blätterte durch sein Notizbuch. »Das waren die großen Überraschungen des heutigen Morgens. Ich habe noch ein paar andere Namen auf meiner Liste, vornehmlich Geschäftspartner, die er über den Tisch gezogen, und Flittchen, die er um ihren Liebeslohn betrogen hat. Einige von denen sind immer noch ganz schön stinkig auf ihn, aber Reyne und Angel sind die einzigen, bei denen er handgreiflich geworden ist.«

»Und wie steht es mit seinen Ex-Frauen?«

»Das Beste zum Schluß. Es gibt drei ehemalige Mrs. Kalinskys. Hören Sie gut zu, das wird Ihnen gefallen: Die letzte, die er vor vier Monaten an die Luft gesetzt hat, hat den Porsche unseres Knaben - den, mit dem er in der Mordnacht unterwegs war - damals noch am Mulholland Drive zu Schrott gefahren und wurde ziemlich betrunken hinterm Steuer aufgefunden. Und dreimal dürfen Sie raten, was neben ihr auf dem Beifahrersitz lag - ein geladener .22er. Die ersten Worte, die der

Streifenbeamte am Unfallort von ihr zu hören gekriegt hat, waren, ich zitiere: ›Das Schwein bringe ich um!‹ «

»Meinte sie damit den Verblichenen?«

»Ja, in der Tat.«

Mayo schmunzelte. »Vielleicht gibt es ja doch einen Gott.«

»Er war nur für eine Weile nicht in der Stadt, das ist alles.«

»Okay, Frank. Finde die Dame und bring sie her.«

»Wilson und Erdmann sind schon auf dem Weg zu ihr.«

»Gut. Hör mal, Frank, du kannst deinem Vorgesetzten ruhig mal ein Frühstück ausgeben. Und anschließend besorg uns einen Wagen.«

»Wo soll es denn hingehen?«

»Zuerst werden wir ein kleines Schwätzchen mit Mister Reyne halten, in aller Freundschaft und Freundlichkeit, um festzustellen, ob er zufällig ein Alibi hat. Und dann sollten wir die letzte Liebe von diesem Knaben aufsuchen. Glaubst du, daß du das packst?«

»Ich werd's versuchen«, grinste Trinca.

3

Es war erst kurz nach sieben Uhr morgens, als das Telefon klingelte. In der Eiche neben der Sonnenterrasse krächzte eine Spottdrossel, und im Garten erwachte gerade die automatische Rasensprenganlage zischend zum Leben. Verschlafen streckte Angélique eine Hand aus und angelte nach dem Telefonhörer. Sie legte ihn neben ihr Ohr und zog sich die Bettdecke über den Kopf.

»Hallo«, murmelte sie.

»Angel, ich bin's, Papa.«

Wütend warf Angélique das Telefon aus dem Bett. Marius! Ein Vater wie der ihre war hartnäckiger als ein festgeklebter Kaugummi am Schuh. Als er vor zwei Monaten nach Frankreich zurückflog, hatte sie geglaubt, den Zeitpunkt ihres nächsten Zusammentreffens selbst bestimmen zu können; wenn sie zu einem solchen auch bereit war. Aber kurz vor der Oscarverleihung war er plötzlich wieder aufgetaucht, diesmal wegen einer angeblichen Fotoausstellung in einer Galerie in Melrose, von der sie noch nie gehört hatte. Er lebte nicht mehr sein eigenes Leben. Er lebte ihr Leben mit, stellvertretend für das seine.

Sie hörte ihn ihren Namen durchs Telefon brüllen, griff nach der Schnur und zog es zu sich heran wie einen Fisch an der Leine. Dann setzte sie sich im Bett auf und hielt den Hörer wieder ans Ohr.

»Weißt du, wie spät es ist?«

»Angel, was machst du gerade? Es ist ganz wichtig! Ich muß mit dir reden!«

»Was ist denn passiert?«

»Hast du die Nachrichten gesehen?«

»Nein, ich habe bis eben noch geschlafen.«

»Kalinsky ist tot... Angélique, hast du gehört? Kalinsky, er ist tot!«

»Tot?«

»Sie haben es in den Frühnachrichten gebracht. Man hat ihn in den Kopf geschossen.«

»Und, haben sie etwas getroffen?«

»Was? Ist das ein Witz? Findest du das etwa komisch?«

»Was soll ich denn tun? In Tränen ausbrechen? Immerhin hat er neulich in einem Nachtklub versucht, mich zu verprügeln...«

»Für mich ist die Sache sehr ernst.«

»Wovon redest du denn?«

»Darüber kann ich nicht am Telefon sprechen. Ich muß dich sehen.«

»Warum?«

»Ich muß dich sofort sehen! Bitte!«

Er hörte sich ziemlich verzweifelt an. »Also schön. Dann komm' her. Ich ziehe mich inzwischen an.«

Sie legte den Hörer auf.

Der Tag fing ja prächtig an.

Marius war vierundfünfzig und sah auch keinen Tag jünger aus. Sein einst volles Haar begann sich zu lichten, am Hinterkopf schimmerte eine rosarote, kahle Stelle, die an eine Mönchstonsur erinnerte, und er war hagerer als je zuvor. Sie ging mit ihm in die Küche und schenkte ihm eine Tasse frisch gemahlenen Kaffee ein, schwarz und stark, wie er ihn am liebsten trank. Seine Hände zitterten. Er war aschfahl im Gesicht.

»Hast du dir inzwischen die Nachrichten angeschaut?« fragte er.

Sie nickte. Dank CNN konnten sich die Amerikaner rund um die Uhr mit den aktuellsten Nachrichten versorgen. Der Reporter berichtete, daß man Kalinskys Leiche in West Hollywood aufgefunden hatte, in einem Latinobezirk, gleich hinter dem Sunset Boulevard.

»Er wurde in der Nähe deines Appartements erschossen«, stellte sie fest.

»Fünfzig Meter davon entfernt. Von meinem Küchenfenster aus kann ich die eine Mauer dieser Gasse sehen. Ich habe sogar den Schuß gehört! Ja, ich hörte den Schuß und dachte noch, der muß in meinem Wohnzimmer losgegangen sein, so laut war er. Aber aufgestanden bin ich natürlich nicht.«

Irgendwie sah er aus wie ein Verbrecher auf der Flucht,

dachte Angélique. Sie konnte seine Angst förmlich riechen. Er schien verzweifelt darauf zu hoffen, daß sie ihm glaubte. »Hat dir die Polizei Fragen gestellt?«

»Noch nicht. Aber sie wird es bald tun, das weiß ich. Sie werden herauskriegen, daß ich ihn kürzlich angerufen und ihm gedroht habe, ihn umzubringen. Aber das meinte ich nicht ernst, ganz bestimmt nicht. Du glaubst mir doch, kleiner Engel, nicht wahr?«

»Hast du ihn erschossen...?«

»Nein! Das schwöre ich! Natürlich habe ich ihn nicht erschossen!«

»Na also. Wenn du es nicht warst, dann ist doch alles in Ordnung.«

»Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Was werden sich diese amerikanischen *flics* zusammenkombinieren, wenn sie herausfinden, daß ich sieben Jahre wegen Mordes im Zuchthaus gesessen habe?«

Darauf gab sie ihm keine Antwort.

»Meinst du, ich sollte nach Frankreich zurückfliegen? Heute noch?« fragte er sie.

»Das käme einem Geständnis gleich.«

»Aber ich bin unschuldig!«

Diese Worte habe ich schon einmal von dir gehört, dachte Angélique. Sie bot ihm eine zweite Tasse Kaffee an, um Zeit zum Nachdenken zu gewinnen. »Warst du gestern abend allein?«

»Ja, ich war allein.« Seine Augen flehten sie an. »Du mußt mir helfen, mein Engel. Sag ihnen... sag ihnen, daß ich gestern hier bei dir war.«

»Lügen? Du willst, daß ich *die flics* belüge?«

»Bitte! Du weißt, was sie von mir denken werden, wenn sie das mit Frankreich herausfinden. Die werden mich behandeln,

als wäre ich Charles Manson oder ich weiß nicht wer. Ich stehe das nicht noch einmal durch. Verhandlung, Gefängnis, nein, das halte ich nicht aus. Hilf mir...«

Angélique konnte seinen flehenden Blick nicht mehr ertragen und schloß die Augen. Würde er sie denn ewig in seine Machenschaften verwickeln...?

4

Lieutenant David Mayo war 36 Jahre alt, einen Meter neunzig groß, hatte wasserblaue Augen und blondes, kurzgeschnittenes Haar. In jüngeren Jahren fanden ihn manche Frauen ein bißchen zu jungenhaft, doch mittlerweile waren seine Gesichtszüge gereift, und jetzt passierte es ihm häufig, daß sie ihm auf der Straße oder im Supermarkt anerkennende Blicke zuwarfen. Es gab in seiner Abteilung manchen wohlgemeinten Scherz darüber, daß er die Statur eines Leinwandhelden hatte, und seine Kollegen hatten ihm wiederholt geraten, für eine raffiniertere Version der Beverly Hills Cops vorzusprechen.

Daß er in den siebziger Jahren tatsächlich versucht hatte, beim Film unterzukommen, verschwieg er wohlweislich. Er hatte Autos gewaschen und als Tankwart gejobbt, wie in dem bekannten Hal-David-Song, dabei keinen Vorsprechtermin ausgelassen und auf den bewußten Anruf gewartet der nie kam.

Er stammte aus einer typischen Mittelstandsfamilie. Sein Vater war ein recht erfolgreicher Anwalt, er der drittälteste Sohn. 1976 hatte er sich am University College von Los Angeles für das Jurastudium eingeschrieben, es aber bald wieder hingeworfen. Die doppelsinnigen moralischen Grundsätze dieses Berufszweiges schreckten ihn ab, und die Gesetzesbücher langweilten ihn. Statt dessen schrieb er sich zum Schrecken und Mißfallen seiner Familie an der Akademie der Polizei von Los Angeles ein. Zwei Jahre lang fuhr er Streife und lernte, wie man

in Watts und El Monte mit dem Schlagstock umging, ehe er die Prüfung für den höheren Dienst ablegte und mit Leichtigkeit bestand. Anschließend bewarb er sich für die Mordkommission.

Die Budget-Kürzungen im öffentlichen Dienst gestalteten es zunehmend schwieriger, eine sichere Anstellung zu bekommen, sofern man keine Beziehungen zu jemandem aus der Führungsriege besaß, und die hatte Mayo nicht. Wohl aber sein Vater. Ohne Davids Wissen deichselte es der alte Herr, daß seine Bewerbung akzeptiert wurde. Wenn sein Sohn schon entschlossen war, sein Leben an eine zweitrangige Arbeiterklassenkarriere zu verschwenden - als solche sah sein Vater den Polizeidienst an -, dann sollten ihm wenigstens nicht im *barrio* die Kugeln um die Ohren fliegen.

Er war 24 Jahre alt, als man ihm seine Dienstmarke und eine Waffe aushändigte und einen Schreibtisch anwies. Die alten Haudegen in seiner Abteilung begegneten dem jungen, draufgängerischen und mit guten Beziehungen ausgestatteten Kollegen mit unverhohlener Ablehnung. Kaum zwei Wochen im Dienst, übergab man ihm einen Fall, von dem niemand glaubte, daß er aufgeklärt würde; ein toter Latino drüben in Watts, das Opfer einer Dealer-Fehde, keine Tatwaffe, keine Zeugen.

Er verbrachte das ganze Wochenende im Vernehmungsraum, dem sogenannten »Aquarium«, verhörte seine Verdächtigen, bluffte, drohte, scherzte oder gab sich kumpelhaft, bis er sie schließlich weichgekocht hatte. Drei Tage später war der Fall geklärt. Selbst seine Widersacher waren zutiefst beeindruckt.

Doch sein großer Durchbruch kam ein Jahr später. Damals wurde ihm erst so richtig klar, warum er sich für die Mordkommission entschieden hatte und nicht Anwalt geworden war. Es war sein erster großer Fall, der Sexualmord an einem achtjährigen Mädchen spanischer Abstammung in Boyles Heights. Er war der leitende Ermittlungsbeamte in diesem Fall gewesen und erinnerte sich noch gut daran, wie er den halbnackten Körper des Mädchens im grellen Licht der

Scheinwerfer auf dem Gehsteig hatte liegen sehen und sich gedacht hatte: »Die Kleine werde ich rächen.« Grau existierte nicht mehr, jetzt gab es nur noch Schwarz oder Weiß. Für ihn stand plötzlich fest, daß er in einer Stadt, die von allen Seiten von bösen, dunklen Gestalten belagert wurde, zu den Guten gehörte. Er stand auf der Seite der Engel.

Nach vier Tagen und nur vier Stunden Schlaf hatte er den Mörder dingfest gemacht. David Mayo hatte sich seine Sporen verdient.

Neun Jahre später war er der jüngste Lieutenant in der Geschichte des LAPD. Einige seiner Rivalen hielten immer noch an der Ansicht fest, daß er diese Beförderung weniger seinen kriminalistischen Fähigkeiten als Ermittler verdankte, sondern vielmehr der Tatsache, daß er im Anzug eine blendende Figur abgab und über einflußreiche Beziehungen verfügte. Und Mayo fragte sich bisweilen selbst, ob er den richtigen Weg eingeschlagen hatte, wenn er seine ehemaligen College-Freunde in ihren Porsches auf den Parkplatz der Gerichtsgebäude am Parker Center fahren sah. Zumal er wußte, daß sie als Anwälte drei- bis viermal soviel im Jahr verdienten wie er - seine Überstunden mitgerechnet.

Und als er an diesem Morgen mit Trinca in einem abgewrackten Dienstwagen in die Hollywood Hills hinauffuhr und die Nobelvillen in bester Hanglage betrachtete, drängte sich ihm unwillkürlich die Frage auf, ob er die Schauspielschule nicht doch ein bißchen zu früh abgebrochen hatte.

Kevin Reynes Adresse am Outpost Drive entpuppte sich als spanische Barockresidenz. Den Hausherrn fanden sie im hinteren Teil des Gartens, wo er im Adamskostüm mit einer Blondine Tennis spielte.

»Prima Schläger«, meinte Trinca sachkundig, »aber ich glaube, ein paar neue Bälle wären kein Luxus.«

Das Mädchen ließ einen spitzen Aufschrei hören und wickelte

sich rasch in ein Handtuch. Reyne spielte den Empörten und zog sich in aller Ruhe eine kurze Hose an, ehe er Mayo und Trinca ins Haus bat.

Die Einrichtung war im Artdeco-Stil gehalten, mit wuchtigen Sofas, dicken Teppichen und abstrakten Ölgemälden an den Wänden. Eine Fünfzehn-Zimmer-Anwaltshütte, notierte Mayo im stillen. Drei Millionen Dollar für einen Platz zum Vögeln und Schlafen.

Reyne war zu arrogant oder zu bekifft, um das kleine Plastiktütchen mit dem weißen Pulver, das auf dem Couchtisch lag, verschwinden zu lassen. Sie hätten ihn an Ort und Stelle wegen illegalen Drogenbesitzes verhaften können, doch weder Mayo noch Trinca wollte den kostbaren Tag mit dem Verfassen der damit verbundenen Berichte verschwenden, solange sie eine Leiche auf dem Programm hatten, die in der städtischen Leichenhalle allmählich steif wurde. Deshalb wedelten sie mit dem Tütchen nur vielsagend vor Reynes Nase herum und ließen ihn schwitzen, während die Blonde an ihnen vorbei ins Schlafzimmer huschte, um ihre Kleider zu holen.

Reyne schien sichtlich schockiert, als er von Kalinskys Tod erfuhr. Aber Reyne war schließlich Schauspieler, überlegte Mayo, deshalb war seine Reaktion kein Maßstab. Als sie ihn näher über Kalinsky befragten, geriet er ins Stottern, meinte, ja, sicherlich, er sei mit Kalinsky wegen Angélique Belmont in Streit geraten, aber zu mehr sei es nicht gekommen. Und seither habe er weder Kalinsky noch Angélique wiedergesehen.

Weiter sagte er aus, daß er die ganze Nacht mit der blonden jungen Dame verbracht und den Benedict Canyon nicht verlassen habe.

Trinca nahm sich die Blondine im Schlafzimmer vor. Ja, sie habe die ganze Nacht mit Kevin hier im Haus verbracht. Aber nachdem sie zu Bett gegangen waren - »Ich weiß nicht, es war neun, vielleicht auch zehn« - sei sie eingeschlafen und erst um

neun Uhr morgens aufgewacht. In ihrer Handtasche fand Trinca ein halbes Dutzend Schlaftabletten, was ihren ungestörten Nachtschlaf hinreichend erklärte.

Kevin Reynes Alibi war nicht so hieb- und stichfest, wie es auf den ersten Blick schien. Interessant, aber nicht unumstößlich.

»Und, was halten Sie von der Sache?« erkundigte Trinca sich auf dem Weg zu ihrem Wagen.

»Ich denke, in diesem Fall könnte ein wenig Hilfe von oben nicht schaden«, meinte Mayo stirnrunzelnd. »Wollen mal sehen, ob dieser Kalinsky einen Schutzengel hatte.«

5

Mayo hatte *Overkill* noch nicht gesehen, wohl aber Ausschnitte davon in der Carson-Show, und wußte daher, daß Angélique Belmont eine außerordentliche Schönheit war. Andererseits hatte er jedoch schon öfter Leinwandstars aus der Nähe betrachten können und teils enttäuscht, teils erleichtert festgestellt, daß sie auch nur Menschen waren - mit fettigen Haaren mitunter, einem dicken Pickel am Kinn oder zwanzig Pfund Übergewicht.

Dieses Exemplar Mensch jedoch ließ ihm den Atem stocken.

Ihr leicht gebräunter Teint hatte die Farbe von Honig, die Augen waren von einem unglaublichen Violett. Außer einem leuchtend rosafarbenen Lippenstift und dem dazu passenden Nagellack hatte sie keinerlei Makeup aufgelegt. Sie trug ein weißes T-Shirt, weiße Leinenshorts und darüber eine weiße Leinenjacke, an dem einen Handgelenk eine goldene Piaget, am anderen ein schmales Goldarmband. Ihr platinblondes Haar wurde von einem blauen Samtband aus dem Gesicht gehalten.

»Miß Belmont?« sagte Mayo.

Sie hob eine Augenbraue und bedachte ihn mit einem Blick, den sie ansonsten für ihre mexikanischen Gärtner reservierte, wie Mayo annahm.

»Ich bin Lieutenant Mayo, und das ist mein Kollege, Sergeant Trinca.« Er zückte seine Dienstmarke. »Morddezernat.«

»Es geht um Noah«, stellte sie mit ausdrucksloser Stimme fest.

»Dürfen wir reinkommen?«

Sie hob gleichgültig die Schultern und führte sie ins Wohnzimmer. Das auffallendste Möbelstück in diesem Raum war ein massiver Couchtisch mit Intarsienarbeiten aus Gold und Türkisen. Ein gerahmtes Schwarzweiß-Porträt von ihr nahm beinahe die ganze Breite einer Wand ein. Die offenstehenden Verandatüren führten auf eine Sonnenterrasse, von draußen wehte der Duft tropischer Blüten herein.

Sie ließ sich auf ein wuchtiges Ledersofa fallen und schlug die Beine unter. »Ich habe die Nachrichten gesehen«, erklärte sie schlicht.

»Wir haben Sie aufgesucht, Miß Belmont, weil wir erfahren haben, daß Sie bis vor kurzem eine intime Beziehung mit Mister Kalinsky unterhalten haben.«

Sie lachte, ein warmes, heiteres Lachen, das Mayo nach der anfänglichen Kühle ihres Empfangs etwas aus der Fassung brachte. »Sehr taktvoll ausgedrückt, Lieutenant. Ja, wir waren *lovers.«*

»Wann haben Sie ihn zum letzten Mal gesehen?«

»Vorgestern. Wir haben gemeinsam bei Morton's zu Abend gegessen. Wie Sie zweifellos wissen, gab es gewisse Unstimmigkeiten zwischen uns, die wir bei diesem Dinner aus dem Weg räumen wollten.« Ihre Stimme hatte einen so weichen, beinahe hypnotischen Klang, daß es Mayo schwer fiel, sich auf ihre Antworten zu konzentrieren. Wenn es nach ihm gegangen

wäre, hätte sie ihm stundenlang den Jahresbericht von IBM vorlesen können.

»Was war der Grund für diese Unstimmigkeiten?«

»Ich wollte mich nicht zu sehr mit ihm einlassen, weder finanziell noch gesellschaftlich.«

Die Freimütigkeit ihrer Antwort bestürzte Mayo. »... darf ich fragen, weshalb nicht?«

Sie entwaffnete ihn mit einem Lächeln. »Warum ich mich von ihm nicht unter Vertrag nehmen lassen wollte, oder warum ich nicht mit ihm schlafen wollte?«

Mayo hatte immer mehr Mühe, sich zu konzentrieren. Er warf Trinca einen Blick zu, den dieser mit einem Schulterzucken beantwortete. »Beides.«

»Ich bekam ein besseres Angebot.«

»Ein besseres Filmangebot, oder...?«

»Beides.«

Mayo wußte, daß er sich die letzte Frage hätte sparen können. Wenn sie diejenige war, die Noah abgewiesen hatte, warum hätte sie ihn dann umbringen sollen? Er hatte sie zwar nie auf der Liste der Verdächtigen gesehen, doch seine Intuition sagte ihm, daß sie mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit den Schlüssel zur Lösung der Frage, wer Noah umgebracht hatte, in der Hand hielt, selbst wenn sie sich dessen nicht bewußt war.

»Haben Sie irgendeine Vorstellung, warum man ihn umgebracht hat?« ergriff Trinca das Wort.

Sie beantwortete Trincas Frage, ohne dabei den Blick von Mayo abzuwenden, der sich währenddessen überlegte, ob man sich wohl so fühlte, wenn man hypnotisiert wurde.

»Noah Kalinsky war ein Schwein. Es wird ein riesiges Begräbnis geben, und halb Hollywood wird neben seinem Grab stehen, aber nur um sich zu vergewissern, daß er auch wirklich tot ist. Wer ihn umgebracht haben könnte? Nun, um ehrlich zu

sein, es gab Zeiten, da hätte ich ihm am liebsten persönlich den Hals umgedreht. Und auch jetzt weine ich ihm keine Träne nach.«

»Nun, das war eine sehr ehrliche Antwort«, stellte Trinca fest.

Sie lächelte und zuckte die Schultern.

»Wo waren Sie gestern abend zwischen elf und ein Uhr, Miß Belmont?« wollte Mayo von ihr wissen.

»Ich war im Bett. Allein, unglücklicherweise«, fügte sie hinzu und ließ ein so unglaublich süßes Lächeln folgen, daß sich Mayos Magen schmerzhaft zusammenzog. Er wußte, daß Trinca diese Vorstellung aufmerksam verfolgte, und spürte, wie seine Wangen zu glühen anfingen.

»Wissen Sie, wo wir Ihren Vater finden können?« fuhr Trinca mit der Befragung fort.

Die Faszination des Augenblicks war gebrochen. »Meinen Papa? Weshalb?«

»Wir müssen mit ihm sprechen«, erklärte Mayo knapp.

»Aber er hat doch nichts verbrochen.«

Sie war auf einmal ganz verändert, stellte Mayo überrascht fest. Bis eben hatte sie noch ganz entspannt und selbstsicher gewirkt, und plötzlich schien es, als habe sie Angst.

»Reine Routine«, beruhigte sie Mayo.

»Er ist doch nicht etwa in Schwierigkeiten?«

»Nein, wir müssen ihm nur ein paar Fragen stellen«, versicherte ihr Trinca.

»Möglicherweise habe ich hier irgendwo seine Adresse«, sagte sie. »Warten Sie bitte einen Augenblick.«

Sie stand auf und verließ das Zimmer. Mayo wußte, daß Trinca ihn skeptisch anschaute, gab aber vor, es nicht zu bemerken.

Angélique kehrte mit einem kleinen schwarzen Notizbuch

zurück und nannte ihnen die Adresse ihres Vaters. Mayo stellten sich unwillkürlich die Nackenhaare auf. Er streifte Trinca mit einem schnellen Seitenblick; auch sein Kollege war sichtlich aufgeschreckt.

Marius Belmont wohnte doch tatsächlich in demselben Häuserblock, vor dem sie Noah Kalinskys Leiche gefunden hatten; und das in einer Stadt mit einer Fläche von mehr als 500 Quadratmeilen.

Trinca notierte sich Marius' Adresse. »Was macht Ihr Vater denn in den Staaten, Miß Belmont?« erkundigte sich Mayo.

»Wie er mir sagte, kam er nach Los Angeles, um seine Arbeiten in der Lafayette Galery in Melrose auszustellen. Er ist Fotograf.«

Mayo erhob sich. »Im Augenblick wäre das alles, Miß Belmont. Wir wollen Ihre Zeit nicht länger in Anspruch nehmen. Vielen Dank für Ihre Mitarbeit.«

Sie hielt ihm die Hand hin, die Mayo linkisch schüttelte. Sie war weich und kühl. »Wenn ich sonst noch etwas für Sie tun kann, kommen Sie doch einfach noch einmal vorbei«, sagte sie.

Sie hat es nicht so gemeint, wie ich es aufgefaßt habe, beschwichtigte Mayo sich insgeheim. Doch als er das Haus verließ, mußte er feststellen, daß sich sein Herzschlag rapide beschleunigt hatte.

»Wenn ich es nicht besser wüßte, würde ich sagen, diese Miß Belmont hat sich in Sie verknallt, Lieutenant«, meinte Trinca beiläufig, als sie ins Auto stiegen.

»Das waren nur Spielchen, Frank.«

»Ich glaube, dieses Spiel nennt man Hollywood-Blickvögeln, Sir.«

Mayo brachte Trinca mit einem grimmigen Blick zum Schweigen und blieb während der gesamten Rückfahrt äußerst wortkarg.

6

Kevin Reyne starrte in den Spiegel und musterte die kräftigen Muskelstränge, die sich schweißglänzend über seiner Brust und dem Bauch spannten. Er hatte gerade in dem privaten Fitneßstudio trainiert, das er sich in seiner Villa am Outpost Drive eingerichtet hatte. Die Wände waren mit Spiegelglas verkleidet, damit er sich beim *work out* von allen Seiten betrachten konnte. Doch heute war sein Narzißmus getrübt; sein Anblick verschaffte ihm nicht die gewohnte Befriedigung. Seine Pupillen waren groß und hatten einen gehetzten Ausdruck, sein ganzer Körper zitterte vor Angst und zuviel Kokain.

Er hatte die Polizeibeamten belogen. Und er hatte den schrecklichen Verdacht, daß sie das wußten.

Vielleicht hätte er ihnen sagen sollen, daß er den ganzen gestrigen Nachmittag mit Angel im Bett verbracht hatte. Doch das hätte bei ihnen womöglich nur den Verdacht noch geschürt. Was würde Angel ihnen erzählen? Sie würden sie bestimmt befragen. Er hatte versucht, sie anzurufen, nachdem die Detectives gegangen waren, aber sie hatte ihr Telefon ausgehängt.

Er sprang von der Fitneßbank und schnappte sich sein Handtuch. Er konnte nicht gradlinig denken. Er brauchte erst mal ein paar Drinks, um sich wieder zu fangen.

Welch ein Glück, daß das Mädchen bei ihm war, als die Cops kamen, um ihn auszufragen. Sie war die ganze Nacht bei ihm gewesen, sie war sein Alibi. Aber warum hatte ihn der andere Detective so skeptisch angeschaut, als er aus dem Schlafzimmer kam? Was hatte die Tussi ihm erzählt, daß er plötzlich mißtrauisch geworden war?

Er versuchte es nochmal bei Angel. Diesmal war der Anrufbeantworter eingeschaltet.

Verdammter Mist!

David Mayo war seit 24 Stunden auf den Beinen. Er hatte zwei Schichten durchgearbeitet und sich bereits zur Hälfte durch die dritte gekämpft. Mit einem Becher Automatenkaffee bewaffnet ging er zurück in sein Büro. Demnächst mußte er nach Hause. Wenn er nicht bald zu einer Mütze Schlaf kam, konnte er keinen klaren Gedanken mehr fassen.

Der Fall hatte inzwischen das ganze Department mobilisiert. Kollegen von der Tagschicht waren auch nach dem Dienstwechsel um vier Uhr nachmittags noch dageblieben, hatten die Computerterminals mit Daten gefüttert oder auf vorsintflutlichen Schreibmaschinen ihre Tagesberichte heruntergehämmert. Sie hatten die gesamte Chefetage der American Artists befragt, ebenso jeden Geschäftspartner von Kalinsky, der je mit ihm zu tun gehabt hatte, und sie hatten seine erste Frau aufgespürt, die jetzt mit einem Steueranwalt in Palm Springs lebte. Man hatte aus anderen Abteilungen jeden verfügbaren Mann abgezogen, acht Zivilfahnder aus dem Drogendezernat und zwei aus der Abteilung Special Investigations; bei so viel Arbeitskräften, die sich jetzt in den recht beengten Räumen des Morddezernats drängten, wurde die Atmosphäre, wie Trinca es ausdrückte, »ein wenig muffig«.

Auf Mayos Schreibtisch stapelten sich die braunen Papiertüten mit den Beweisstücken, eine enthielt Kalinskys Brieftasche und die Autoschlüssel, eine andere seine Schuhe und die blutverkrusteten Kleidungsstücke, eine weitere Haar- und Blutproben. Während sein Blick an den Tüten haften blieb, versuchte Mayo noch einmal, sich den Szenenablauf vorzustellen: Kalinsky steigt um Mitternacht in seinen Porsche, fährt den Sunset runter nach West Hollywood, parkt gegenüber einem heruntergekommenen Mietshaus, schließt den Wagen ab, überquert die Straße und...

... wird abgeknallt.

Was hat ihn dazu veranlaßt, um Mitternacht seine Villa in Bel Air zu verlassen? War es eine bereits abgesprochene Verabredung, oder hat ihn jemand in letzter Minute telefonisch dorthin bestellt? Die Gegend, in der er aufgefunden wurde, mußte irgend etwas mit der ganzen Sache zu tun haben.

Andererseits war seine dritte Frau Sasha erst vor wenigen Monaten einem Streifencop in die Hände gefallen, mit einem geladenen .22er neben sich und hatte geschrien, daß sie ihren Mann umbringen wolle...

Die Bürotür wurde aufgestoßen und Trinca kam herein. »Ich glaube, Sie sollten sich das da mal genauer ansehen«, sagte er.

»Was ist das?«

»Wir haben Sasha Kalinsky gefunden.«

Mayo starrte auf den Computerauszug, den Trinca vor ihm auf den Schreibtisch knallte. »Ach, du Scheiße!«

Sasha Kalinsky hatte Los Angeles nach der Scheidung verlassen und war nach Detroit zurückgekehrt, wo ihr Vater noch immer für Chrysler arbeitete. Mit ihrer Abfindung hatte sie sich ein 750.000-Dollar-Appartement gekauft, und in der Nacht der Oscar-Preisverleihung, die zufällig mit ihrem vierten Hochzeitstag zusammenfiel, die Mündung ihres .22er an die Stirn gedrückt und sich das Gehirn rausgeschossen.

7

David Mayo bewohnte ein relativ kleines, aber praktisch geschnittenes Drei-Zimmer-Haus in einem der nördlichen Vororte von Los Angeles, im San Fernando Valley. Er hatte um acht Uhr am Abend zuvor seine Schicht angetreten und war über 24 Stunden unterwegs gewesen. Als er die Haustür aufsperrte, fragte er sich, welcher Empfang ihm jetzt wohl bevorstand.

Im Wohnzimmer lief der Fernseher, eine Miami-Vice-

Wiederholung, in der Crockett und Tubbs mit ihren Magnums gerade halb Florida flachlegten. Karen saß im Bademantel und mit untergeschlagenen Beinen auf dem Sofa.

»Hi«, rief David von der Tür her, um auf seine Anwesenheit aufmerksam zu machen.

Sie drückte auf den Lautstärkeknopf der Fernbedienung und reduzierte das infernalische Geknalle auf ein erträgliches Maß. »Ich habe dich in den Nachrichten gesehen«, sagte sie. »Du warst ganz schön miesepetrig.«

Die Medien- und Pressefritzen hatten den ganzen Tag über die Treppe des Park Center belagert, und er erinnerte sich, daß er sich beim Verlassen des Gebäudes wortlos durch eine Unmasse von Mikrophonen gekämpft hatte. »An irgend jemandem mußte ich meinen Frust ja auslassen.«

»Und, wie steht's, Poirot? War der Butler der Mörder?«

»Der Knabe hatte mehr Feinde als der Gewerkschaftsboß Jimmy Hoffa. Mit der Liste der Verdächtigen könnten wir unsere ganze Abteilung neu tapezieren. Schlafen die Kinder schon?«

»Respekt. Du erinnerst dich noch an sie?«

Er verkniff sich eine Antwort und ging leise durch den Flur zum Kinderzimmer. Tom war jetzt acht, Jennifer fast elf. Sie wurden so schnell groß, dachte er. Wenn er Mitte vierzig war, würden sie schon aus dem Haus sein. Manchmal hatte er den Eindruck, als habe er ihre Kindheit verpaßt, weil er in Montebello kleine Ganoven vernehmen mußte. War es das alles überhaupt wert?

Er und Karen hatten sich auf dem College in Los Angeles kennengelernt und bald danach geheiratet. Sie studierte auch Jura, brach ihr Studium dann aber ab. Meinetwegen, dachte er säuerlich. Sie hätte der Sohn sein können, den sich mein Vater erträumt hatte. Statt dessen wurde sie die Frau, die ich mir erträumt hatte und schwitzt sich jetzt in den langen Sommern

hier im Valley die Seele aus dem Leib, während ich in Compton und El Monte gegen Bösewichte kämpfe.

Er strich Jennifer die blonden Fransen aus dem Gesicht und gab ihr im Dunkeln einen Kuß auf die Stirn. Karen hatte ihm einmal vorgehalten, er sei wie Santa Claus, tauche nur nachts auf, wenn alles schläft, und das auch nur einmal im Jahr.

Tommy hatte wie üblich wieder sein ganzes Bettzeug auf den Fußboden geworfen. Er schlief, wie er Football spielte: ein Bündel Energie mit rudernden Armen und Beinen. Er deckte ihn zu, gab auch ihm einen Kuß und schloß leise die Tür hinter sich.

Als er ins Wohnzimmer zurückkam, erwartete ihn auf dem Couchtisch ein TV-Dinner und eine eiskalte Dose Bier. »Ich nehme an, du hast noch nichts gegessen«, sagte Karen.

»Doch, einen Doughnut und einen Apfel.«

»Wow, einen Apfel. Du entwickelst dich ja zu einem richtigen Gesundheitsapostel.«

Er grinste sie an. Sie stand in der Tür und beobachtete ihn mit schräg gelegtem Kopf. Sie war winzig neben ihm, gut dreißig Zentimeter kleiner als er, ihr Kopf reichte ihm kaum bis an die Schultern. Ihr kastanienbraunes Haar war zerzaust; wahrscheinlich hatte sie schon eine Weile geschlafen, bevor er nach Hause gekommen war.

Plötzlich gab sie ihm ohne Vorwarnung einen Knuff in den Magen.

»He, du mußt deine Reflexe ein bißchen trainieren, Junge, sonst machen deine Straßenräuber bald Hackfleisch aus dir.«

Er knurrte leise. Für so ein zartes Wesen hatte sie einen ganz kräftigen Schlag drauf, auch wenn sie nur Spaß machte. »Ich treib' mich nicht mehr auf der Straße rum.«

»Umso besser. Und jetzt setz dich hin und iß, damit du wieder zu Kräften kommst.«

Er schaufelte das Essen in sich hinein, ohne zu merken, was er

eigentlich aß und starrte dabei abwesend auf den Bildschirm. Karen ließ ihn allein.

Zehn Minuten später kam sie zurück. Sie hatte Parfüm aufgelegt und ihren Bademantel mit dem rotseidenen Kimono vertauscht, den Mayo ihr einmal in Chinatown in San Francisco gekauft hatte. Auf dem Rücken war ein Drache aufgestickt, und er reichte ihr nur bis zum halben Oberschenkel. Als sie sich vorbeugte, um das leere Tablett vom Couchtisch zu nehmen, sah Mayo, daß sie nichts drunter anhatte.

»Kaffee?«

Die Botschaft war angekommen. »Danke, ich habe genug Kaffee in mir, um eine Plantage aufzumachen. Ich glaube, ich geh lieber ins Bett.«

»Müde?«

Nein, fix und fertig, lautete seine schweigende Antwort. Doch mittlerweile kannte er ihre Alarmsignale gut genug, um zu wissen, daß er sein Lager für die nächsten Wochen auf dem Wohnzimmersofa aufschlagen konnte, wenn er jetzt kniff. Dieser Kalinsky-Fall war den Roscoe-Ermittlungen quasi auf dem Fuß gefolgt, dem Sexualmord an dem zwölfjährigen Mädchen aus West Hollywood, der ihn nahezu zwei ganze Wochen von morgens bis spät in die Nacht hinein beansprucht hatte.

Als sie sich auf seinen Schoß setzte, achtete sie darauf, daß ihr Kimono dabei wie zufällig aufklaffte. Sie löste seine Krawatte und knöpfte ihm das Hemd auf. »Du siehst völlig erledigt aus«, meinte sie mitfühlend. »Was hältst du von einer Rückenmassage?«

»Massage hört sich gut an, aber die Vorderseite wäre mir lieber.«

Er trug sie ins Schlafzimmer.

Ihr Liebesleben war im Laufe der Jahre zu einer mehr oder

minder mechanischen Übung geworden, doch an diesem Abend war es anders. Er hatte geglaubt, hundemüde zu sein, doch plötzlich überkam ihn ein so heftiges Verlangen, daß er seine Frau so leidenschaftlich wie schon lange nicht mehr begehrte.

Doch als sie beide aufs Bett sanken, eroberten andere Bilder die Dunkelheit. Fieberhaft beschwor seine Phantasie Angélique Belmonts Aussehen herauf, das unschuldige, ovale Gesicht, das spöttische Lächeln, die intensiv violetten Augen. Er versuchte sich vorzustellen, wie ihr Körper aussah, und für einen kurzen Moment konnte er noch einmal die prickelnde Erregung vom Vormittag empfinden, als sich ihr Blick an ihm festgesaugt hatte. Die Erinnerung an sie hatte sich so perfekt in sein Gedächtnis eingegraben, daß der Körper seiner Frau, den er unter sich spürte, ihm auf einmal wieder ganz neu und fremd und exotisch vorkam.

Sein Orgasmus kam schnell und unerwartet heftig, ein langanhaltender Schauder, der ihn völlig auspumpte und schwach und auch ein wenig verlegen in die Kissen sinken ließ. Sein Atem ging keuchend und der Schweiß lief ihm in Strömen über den Rücken. Karen rollte ihn auf die Seite, die Beine noch immer um seine Lenden geschlungen.

»Wow«, wisperte sie.

»Tut mir leid.«

»Ist schon gut.« Sie streichelte ihm übers Haar und drückte seinen Kopf an ihre Brust. »So müde warst du anscheinend doch nicht, wie?«

»Aber was ist mit dir?«

»Alles bestens, Honey.« Sie küßte ihn liebevoll auf die Stirn. »Schlaf jetzt, mein Lieber.«

Eingehüllt von ihrem kleinen, warmen Körper sank er augenblicklich in einen tiefen Schlaf. Doch die Schuldgefühle und eine gewisse Verunsicherung verfolgten ihn bis hinter die Schwelle des Bewußtseins, um ihn in der dunklen Welt seiner

Träume zu quälen.

Mitten in der Nacht wachte Mayo auf, rollte sich auf seine Bettseite hinüber und warf einen kurzen Blick auf die Leuchtziffern seiner Armbanduhr, die auf dem Nachttisch lag. Zehn Minuten nach drei. Er schloß die Augen und versuchte, wieder einzuschlafen, doch in seinem Kopf kreisten so viele Gedanken, daß er seinen Bademantel überzog und auf Zehenspitzen die Treppe hinunter ins Wohnzimmer schlich. Dort ließ er sich in einen Sessel fallen und starrte eine Zeitlang die Schatten an der Wand an. Es war kühl. Fröstelnd zog er den Bademantel enger um sich.

Seine Gedanken kreisten um Marius Belmont. Am Nachmittag hatte er Frank Trinca zu der Adresse in West Hollywood geschickt, die seine Tochter ihnen gegeben hatte. Das Haus, in dem er wohnte, hatte sich als billige Absteige entpuppt, in der überwiegend Alkoholiker und Junkies hausten, bei denen die Miete täglich abkassiert wurde.

Das Gebäude lag genau neben der schmalen Durchfahrt, in der Noah Kalinsky erschossen wurde.

Trinca hatte Marius Belmont nicht angetroffen. Der Pensionswirt erklärte ihm, daß er Belmont vor einigen Stunden aus dem Haus habe eilen sehen, mit einem Rucksack über der einen Schulter und einer Kameratasche über der anderen. Mayo informierte umgehend den Flughafen L.A. International und gab eine Personenfahndung nach Belmont heraus, mit der Bitte, ihn zwecks Vernehmung dort festzuhalten. Anschließend besorgte er sich beim zuständigen Ermittlungsrichter einen Hausdurchsuchungsbefehl und schickte Trinca und zwei Kollegen damit zurück in Beimonts Wohnung, damit sie sich dort gründlich umsahen. Sie fanden jedoch nichts.

Aber anderweitig hatten sie Glück; es kam ein Fax von der *police judiciaire* in Paris. Sie hatten routinemäßig Belmonts Strafregister in Frankreich überprüfen lassen. Eine Vorstrafe,

lautete die Antwort. Totschlag. Zehn Jahren Haft in Melun, einem Hochsicherheitsgefängnis außerhalb von Paris, wegen Ermordung seiner Ehefrau.

Na also, da hatten sie es ja.

Und dennoch, etwas störte Mayo an der Geschichte. Wenn Marius Belmont vorgehabt hatte, Noah Kalinsky umzubringen, warum dann ausgerechnet vor seiner eigenen Haustür? Damit lieferte er sich doch gewissermaßen freiwillig ans Messer. Vielleicht hatte er es auch gar nicht vorgehabt, vielleicht wollte er ihn gar nicht umbringen.

Gut, aber warum hatte er sich dann mit ihm um Mitternacht in einer finsteren Gasse getroffen?

Und weshalb hatte Kalinsky sich überhaupt an einen solchen Ort locken lassen, und dazu noch von einem Mann, der ihm ein paar Tage zuvor am Telefon gedroht hatte, ihn umzubringen? Nein, das war irgendwie unlogisch.

Angélique Belmont, davon war er überzeugt, hatte ihm nicht alles erzählt, was sie wußte. Er hatte sich von ihrem Charme einlullen lassen, anstatt sie einer knallharten Befragung zu unterziehen. Sie versuchte, ihren Vater zu decken, davon war er inzwischen überzeugt.

Er mußte ihr noch einmal einen Besuch abstatten, überlegte er und spürte, daß ihn die Aussicht auf diese Begegnung irgendwie erregte, ihm andererseits aber auch Angst machte.

Doch sein Entschluß stand bereits fest: Er würde allein gehen.

8

David Mayo stand im Flur vor dem Vernehmungszimmer und musterte seinen Hauptverdächtigen eine Zeitlang durch das vergitterte Fenster. Die Oberfläche des Fensters glänzte metallisch, wie ein billiger Spiegel. Das Vernehmungszimmer,

das eigentlich nur eine Kammer war, bot gerade genug Platz für die spärliche Einrichtung, bestehend aus einem winzigen Tisch und drei Stühlen. Die Mauern waren gelb gestrichen und die Decke mit schmutzigweißen Schallschutzplatten verkleidet. Außer der Tür mit dem verspiegelten Einwegfenster gab es kein weiteres Fenster in diesem Raum. Im kalten Schein der Neonbeleuchtung hatte Marius Belmonts Gesichtsfarbe einen ungesunden Grauton angenommen. Man hatte ihn um elf Uhr abends auf dem L.A. International Airport aufgespürt, in der Transit Lounge, kurz bevor der Air-France-Flug nach Washington und Paris, den er gebucht hatte, aufgerufen wurde. Jetzt war es zwei Uhr morgens. Man hatte ihn in diesem schalldichten Raum schmoren lassen, bis die Ermittlungsbeamten sich über die weitere Vorgehensweise beraten hatten.

Marius Belmont war noch wach, rieb sich die Schläfen und blinzelte dabei wie eine Eule, die man mit einer Taschenlampe anleuchtet. Mayo war enttäuscht. Dem ungeschriebenen Gesetz ihrer Abteilung zufolge schlief ein schuldiger Verdächtiger, den man längere Zeit sich selbst überließ, immer ein.

Mayo ging zurück in sein Büro. Die Noah-Kalinsky-Akte wurde stündlich umfangreicher. Er nahm sich noch einmal das Antwortfax der *police judiciaire* aus Paris bezüglich ihrer dringenden Anfrage den verdächtigen Marius Belmont betreffend vor. Mayos Blick heftete sich auf das Stück Papier: Entlassen im August 1990, nach Verbüßung von sieben Jahren und zwei Monaten seiner zehnjährigen Haftstrafe wegen Totschlags. Erneute Vernehmung im September 1991 im Zuge der Ermittlungen im Mordfall Roger Colombe, eines wohlhabenden Industriellen, der eine intime Beziehung zu Belmonts Tochter unterhalten hatte. Gegen Belmont war keine Anklage ergangen.

Interessant.

Marius Belmont besaß zwar alle Merkmale eines Killers, aber

noch konnten sie ihm nichts beweisen. Mayo klappte die Akte zu und ging nachdenklich den Flur entlang zum Vernehmungszimmer.

Trinca schnipste die Asche seiner Zigarette in den leeren Styroporbecher und lauschte, wie die Glut zischend auf dem kalten Kaffeesatz verglomm. »Kannten Sie Noah Kalinsky?« fragte er Marius Belmont.

»Nein.«

»Wußten Sie, daß er mit Ihrer Tochter ein Verhältnis hatte?«

»Ja, das wußte ich.«

»Und wie dachten Sie darüber?« Diese Frage stellte Mayo.

»Meine Tochter ist zwanzig Jahre alt. Meine Meinung zu derartigen Dingen ist da nicht mehr gefragt.«

»Haben Sie je mit Kalinsky gesprochen?«

Marius unternahm keinen Versuch, seine Verunsicherung zu verbergen. Sie versuchten, ihn bei einer Lüge zu ertappen. Hielten ihn die beiden wirklich für so dumm? »Das wissen Sie doch bereits«, entgegnete er.

Mayo warf einen Blick auf den linierten Notizblock, den er vor sich liegen hatte. »21. April, Los Angeles District Court. Noah Kalinsky mußte sich wegen des tätlichen Angriffs auf Ihre Tochter, den er zwei Tage zuvor im China Club verübt hatte, verantworten. Sie wurden auf Anordnung von Richter Matthew Daniher aus dem Gerichtssaal entfernt, nachdem Sie dem Angeklagten lauthals Drohungen zugebrüllt hatten. Womit haben Sie ihm denn gedroht, Marius?«

»Das weiß ich nicht mehr.«

»Zum Glück erinnern sich der Richter und der Justizwachtmeister noch daran. Sie sagen, Sie drohten Kalinsky damit, ihn umzubringen.«

Marius erwiderte Mayos durchdringenden Blick, sagte aber nichts. Der wirkt mir eine Spur zu selbstsicher, dachte Mayo.

Wir sollten ihn mal ein bißchen in die Mangel nehmen.

»Erinnern Sie sich jetzt wieder, Marius?«

»Ja.«

»Wo waren Sie in der Nacht, als Noah Kalinsky erschossen wurde?« übernahm Trinca.

»Bei meiner Tochter.«

»Angélique?« fragte Mayo nach, sichtlich erstaunt.

»Ja, in ihrem Haus.«

»Von wann bis wann?«

»Ich war zum Abendessen bei ihr, von ungefähr acht bis ich weiß nicht genau... vielleicht drei Uhr morgens.«

Es folgte ein langes Schweigen. Mayo trank einen Schluck von seinem Kaffee. Eiskalt. »Das ist ein wenig seltsam, Marius, denn Ihre Tochter sagte uns, daß sie den fraglichen Abend allein zu Hause verbracht hat.«

Marius wurde plötzlich stocksteif.

»Was ist denn, Marius?« erkundigte sich Trinca.

»Das hat Angélique Ihnen erzählt?«

»So wahr wir hier sitzen. Sie sagte uns, daß sie gegen sieben, nach ihrer Arbeit in den American Artists Studios, heimgekommen sei und den Abend und die Nacht allein in ihrem Haus verbracht habe, bis zum nächsten Morgen um acht, als Sie dann bei ihr vorbeikamen. Ach ja, sie fügte noch hinzu, daß Sie ein wenig aufgeregt waren. Was war denn der Grund dafür, Marius?«

Marius fuhr sich nervös durchs Haar, rieb sich die Augen. Einen Moment lang glaubte Mayo, er würde anfangen zu heulen. Komm schon, Junge, ermunterte ihn Mayo im stillen, laß es raus, servier' mir ein Geständnis. Laß mich diesen spektakulärsten aller Fälle endlich abschließen.

Statt dessen sagte Marius: »Das war eine Lüge.«

»Was war eine Lüge, Marius?« hakte Trinca sofort nach.

»Ich war an diesem Abend nicht bei meinem Engel. Ich war allein.«

Mayo seufzte. »Und warum haben Sie uns dann diese Lüge aufgetischt?«

»Weil ich... weil ich Angst davor hatte, daß Sie mich verdächtigen.«

»Wahrscheinlich haben Sie Ihre Gründe dafür«, meinte Trinca trocken.

»Und wo waren Sie an dem fraglichen Abend, als Noah Kalinsky ermordet wurde?« wollte Mayo von ihm wissen.

»In meiner Wohnung.«

»Die ganz zufällig fünfzig Schritte von dem Ort entfernt liegt, wo man die Leiche fand.«

»Aber das macht mich doch nicht zum Mörder!«

»Nein, das nicht, aber es läßt Sie auch nicht gerade als Mutter Teresa dastehen«, gab Mayo zurück. »Haben Sie in dieser Nacht irgend etwas Ungewöhnliches gehört, Marius?«

»Ich habe einen Schuß gehört.«

»Aha, Sie hörten einen Schuß.«

»Ja, ich war wach und schaute fern. Und ich hörte einen Schuß.«

»Um welche Uhrzeit war das ungefähr, Marius?«

»So um Mitternacht.«

»Und was haben Sie daraufhin getan?«

»Auf einen anderen Kanal umgeschaltet.«

»Aus einem speziellen Grund?«

»Der Film gefiel mir nicht.« Er stützte die Ellbogen auf die Tischkante und beugte sich näher zu den Polizisten hin. »Ich kenne Ihre Stadt nicht besonders gut, ich bin erst zum zweitenmal hier. Aber ich weiß zumindest, daß man nicht

jedesmal auf die Straße rennt, wenn irgend jemand in dieser verrückten Gegend einen Schuß abfeuert.«

»Hat Ihnen beim Fernsehen jemand Gesellschaft geleistet?« fragte Trinca.

Marius schüttelte den Kopf.

»Was haben Sie sich denn angeschaut, Marius?«

»So einen alten John-Wayne-Schinken. Amerikaner gegen Japaner.«

»Sands of Iwo Jima?«

»Vielleicht. Ja, ich glaube.«

»Ist das nicht eine Sauerei, wie Wayne am Ende aus dem Hinterhalt abgeknallt wird?«

»Weiß nicht, habe später auf MTV umgeschaltet«, meinte Marius achselzuckend.

Mayo machte sich im Geist einen Knoten ins Taschentuch, damit er nicht vergaß, später die Fernsehprogramme an diesem Abend durchzuchecken. »Und Sie waren ganz allein?«

»Ja.« Marius rieb sich mit beiden Händen übers Gesicht. »Ich muß mal zur Toilette, Gentlemen.«

»Gleich, eine Minute noch«, sagte Mayo. Der Bursche soll ruhig noch ein bißchen zappeln, dachte er. Er wirkte schon wieder zu selbstsicher, zu kontrolliert. »Sie haben Ihre Frau umgebracht, wie? Was hat sie denn verbrochen? Das Abendessen anbrennen lassen?«

Mayo erzielte mit dieser Bemerkung genau die Reaktion, auf die er es abgesehen hatte. »Ich bin unschuldig an ihrem Tod!« schrie Marius.

»Klar, Marius, bis jetzt sind mir auch nur unschuldige Killer untergekommen. Tja, auf eines kann man sich in unserem Job verlassen: Jeder Bursche, den wir in diesem Raum verhören, ist unschuldig. Warum haben Sie sie umgebracht, Marius?«

»Ich habe sie nicht umgebracht!«

Trinca schüttelte tadelnd den Kopf. »Immer mit der Ruhe, Freundchen. Wir tun ja nur unsere Arbeit. Okay, dann lassen wir das mit dem Mord an Ihrer Frau. Unterhalten wir uns lieber darüber, warum Sie diesen Schönling erstochen haben. Wie war noch sein Name, Lieutenant?«

Mayo zog seinen Notizblock zu Rate. »Roger Colombe.« Marius ließ den Kopf auf die Brust fallen. Er wußte, daß die beiden ihn für schuldig hielten. Was konnte er nur sagen, um sie davon abzubringen? »Ich habe diesen Roger Colombe nicht umgebracht.«

»Hat er etwa Ihre kleine Angélique sitzenlassen? War das das Problem?«

Marius ballte die Hände zu Fäusten. Mayo beugte sich näher zu ihm hin. »Warum sind Sie plötzlich so wütend?«

Marius bewegte wortlos den Kopf hin und her. »Reden Sie mit uns«, drängte ihn Trinca. »Wir wollen Ihnen doch helfen, Mann.«

»Ich habe Noah Kalinsky nicht umgebracht.«

»Ich weiß nicht, Marius«, sagte Mayo. »Die Sache sieht nicht gut für Sie aus, wenn Sie verstehen, was ich meine. Sie haben gedroht, und zwar vor Zeugen, diesen Kerl umzubringen, und keine zwei Wochen später liegt er mit einem Zweiundzwanzig-Millimeter-Loch zwischen den Augen quasi vor Ihrer Haustür. Und dann finden wir das mit Ihrer Frau heraus. Wollen Sie wissen, was ich glaube? Ich glaube, Kalinsky hat Sie aufgesucht und hat diesmal vielleicht Ihnen gedroht. Ein Mann wie der hat mit Sicherheit eine Menge großkalibriger Freunde. Ich glaube, Sie sind ihm auf die Straße gefolgt und haben ihm einen Revolver vor die Nase gehalten, um ihm ein bißchen Angst zu machen. Sie wollten ihm eigentlich gar nichts tun. Doch dann hat er Sie angegriffen. Und die Knarre ging los. War es so, Marius?« Mayo wartete, wie der Franzose seine Geschichte

aufnehmen würde. Sie klang zwar ziemlich an den Haaren herbeigezogen, aber er wollte wissen, ob er ihm nicht irgendeine Reaktion entlocken konnte.

Der Blick des Franzosen sog sich an ihm fest. »Ich habe ihn nicht umgebracht«, sagte er.

»Aber weshalb hatten Sie's dann so eilig, das Land zu verlassen?« schaltete sich Trinca wieder ein.

»Weil ich weiß, daß mir hier niemand glaubt. Weil ich weiß, daß mich hier alle für schuldig halten.«

»Darauf können Sie Ihren Arsch verwetten«, murmelte Trinca.

»Was machen Sie in Amerika, Marius?«

Marius starrte auf die Tischplatte.

Mayo konsultierte noch einmal seine Notizen. »Ihre Tochter erzählte uns, daß Sie eine Ausstellung in der Galerie Lafayette an der Melrose vorbereiten.« Seufzend warf er seiner Kugelschreiber auf den Tisch. »An der Melrose gibt es aber keine Galerie mit diesem Namen. Nur eine Boutique, die so heißt.«

»Ich wollte meine Tochter sehen«, sagte er kleinlaut.

»Und dafür brauchen Sie eine Entschuldigung?«

»Sie macht mich für den Tod ihrer *maman* verantwortlich.«

»Irgendwie begreiflich, finden Sie nicht, Marius?« meinte Trinca. »Schließlich hat man Sie des Mordes an ihr für schuldig befunden.«

»Sie verstehen das nicht.« Er schaute unter gesenkten Lidern zu Mayo hoch. Das Weiße seiner Augen war vor Müdigkeit und Erschöpfung rot angelaufen. »Ich mache mir große Sorgen um sie. Ich glaube, was mit ihrer *maman* und mit mir passiert ist, hat sie sehr mitgenommen, auch seelisch.«

Trinca und Mayo tauschten einen Blick. Ich glaube auch, daß hier jemand psychisch mitgenommen ist, dachte Mayo. Und der

sitzt hier mit uns am Tisch.

Mayo schaute auf seine Armbanduhr. Drei Uhr morgens. »Okay, Marius«, sagte er. »Fangen wir noch mal von vorne an.«

9

Angélique balancierte mit ausgestreckten Armen am Rand des Swimmingpools entlang, und Kevin Reyne sah ihr von der Terrasse aus dabei zu. Die Sonne hatte ihren nackten Körper honigbraun getönt, der nur einen einzigen Schönheitsfehler auf wies - die winzige Tätowierung an ihrer rechten Hüfte. Unter Kevins musternden Blicken ließ sie sich vornüber fallen und verschwand beinahe ohne einen einzigen Spritzer unter der aquamarinblauen Wasseroberfläche.

Reyne schlürfte seinen Wodka und beobachtete, wie sie unter Wasser durch die ganze Länge des Pools glitt. Zu wissen, daß er sie Kalinsky ausgespannt hatte, verschaffte ihm ein Gefühl der Befriedigung. Angel war mit Sicherheit eine der aufregendsten Frauen, die ihm je untergekommen war, doch der Kick begann bereits zu verblassen. So leidenschaftlich oder phantasievoll eine Frau auch sein mochte, stets glaubte Kevin, daß ihn irgendwo noch etwas Aufregenderes erwartete. Einer seiner Lieblingsscherze lautete, daß er beim Küssen niemals die Augen zumache, für den Fall, daß gerade das Supergirl vorbeispazierte. Es war nur kein Scherz.

Ihm ging es in erster Linie um die Jagd. Eine Frau vor die Flinte zu bekommen und sie dazu zu bringen, vor ihm die Waffen zu strecken, verschaffte ihm ein Machtgefühl, das für ihn an Magie grenzte. Beim ersten Mal war er mehr Gott als Mann.

Doch ein zweites Mal ließ sich dieses Hochgefühl nicht mehr erreichen. Wenn sich ihm ein Mädchen einmal ergeben hatte,

war die Jagd vorbei, baumelte ihr Skalp bereits an seinem Gürtel. Die einzige Möglichkeit, dieses Gefühl wieder heraufzubeschwören, war die, sich ein neues Mädchen zu suchen.

Er wußte, daß es mit Angélique am Ende genauso sein würde. Aber noch war der Zeitpunkt nicht gekommen. In diesem Fall gab es nämlich Schwierigkeiten. Wenn die Polizei die eigentliche Natur ihrer Beziehung knapp vor Kalinskys Tod herausfand, würde das unter Umständen zu Fehlschlüssen führen. Und wenn Angélique es darauf anlegte, konnte sie ihm eine Menge Ärger machen.

Im Haus läutete das Telefon. Kevin ging ins Schlafzimmer und nahm den Hörer ab. »Ja?«

»Wer spricht?« fragte Marius.

»Präsident Bush. Sie sind auf der Hotline. Was gibt's?«

»Ich möchte mit Angélique sprechen.«

»Dein verehrter Name, Kumpel?«

»Sagen Sie, es ist ihr Vater.«

»Alles klar, Paps.« Reyne warf den Hörer aufs Bett und schlenderte gemütlich zurück auf die Terrasse. Angélique trieb mitten im Pool auf dem Rücken. »Telefon für dich, Babe«, rief er.

»Wer ist es?«

»Daddy will wissen, ob du auch brav bist.«

Angélique blinzelte irritiert, paddelte an den Beckenrand, schnappte sich ein Handtuch von der Liege und trocknete sich schnell ab. Das Handtuch um die Hüften geschlungen, lief sie ins Schlafzimmer. Sie setzte sich auf die Bettkante und griff nach dem Hörer. »Ja?«

»Angel?«

»Hallo, Papa.«

»Wer war dieser Mann?«

»Ach, nur ein Bekannter«, sagte Angel. Reyne hatte sich neben sie aufs Bett gesetzt und biß sie so fest in den Nacken, daß sie aufschrie.

»Was war das? Ist was passiert? Hast du dir weh getan?«

»Nein, nein, Papa. Was willst du denn?«

»Ich will wissen, warum du mir das angetan hast«, sagte er. Seine Stimme klang heiser und merkwürdig fremd. »Was ist denn jetzt schon wieder?«

»Die *flics* glauben, ich hätte deinen Kalinsky umgebracht. Deshalb habe ich die letzten zwölf Stunden damit zugebracht, ihre idiotischen Fragen zu beantworten.«

»Das ist doch nicht meine Schuld, Papa.« Als Reyne ihr das Handtuch wegziehen wollte, schlug sie ihm auf die Finger.

»Du hast mich verraten, Angel«, hörte sie Marius sagen. »Ich habe ihnen erzählt, daß ich bei dir war, aber du hast ihnen bereits gesagt, daß du an dem Abend alleine warst.«

»Ich werde nicht für dich lügen, Papa.«

»Ich möchte doch nur, daß du mir hilfst! Weshalb weigerst du dich? Du hast es doch schon einmal getan!«

Jetzt versuchte Reyne, ihr seine Zunge ins Ohr zu stecken. Angélique stieß einen genervten Schrei aus und gab ihm eine schallende Ohrfeige.

»Was machst du denn?« brüllte Marius ins Telefon. »Was war das für ein Schrei?«

»Papa, ich muß Schluß machen.«

»Ich war es nicht!«

»Dann brauche ich ja auch nicht für dich zu lügen!«

»Sie haben mir meinen Reisepaß abgenommen«, klagte Marius.

Angélique knallte den Hörer auf und warf das Telefon wütend

auf den Boden.

»Wow, du führst dich ja auf wie ein richtiger Rockstar«, feixte Reyne. »Beruhig' dich wieder, Babe.«

»Nenn' mich nicht Babe!« schnappte Angélique.

»Okay«, lenkte Reyne, vorsichtig geworden, ein. »Was hat dein Daddy denn gesagt, daß du so aus dem Häuschen bist?«

»Nichts«, antwortete sie ihm und warf ihm seine Jeans vor die Füße. »Zieh dich an und geh. Ich muß eine Weile allein sein und nachdenken.« Ohne ein weiteres Wort ging sie ins Badezimmer und verriegelte die Tür, Reyne hörte das Wasser in der Dusche rauschen, zog sich an, stieg in seinen Cadillac und fuhr nach Hause. Verrücktes Weibsbild.

Polizeichef McMurphy saß an seinem Schreibtisch und telefonierte, als die Sekretärin Mayo in sein Büro führte. Er bedeutete Mayo mit der linken Hand, doch inzwischen Platz zu nehmen, in der rechten hielt er den lederbezogenen Hörer. Das Gespräch war mehr oder weniger einseitig, wie Mayo bald feststellte. McMurphys Erwiderungen beschränkten sich vorwiegend auf ein Ja oder Nein. Obwohl Mayo gut zwei Meter von seinem Chef entfernt saß, konnte er die Stimme am anderen Ende der Leitung brüllen hören.

McMurphy wirkte auch recht erleichtert, als er den Hörer auf die Gabel zurücklegte. »Der Bürgermeister«, erklärte er. Das Gespräch schien Steady Eddie ziemlich mitgenommen zu haben.

Mayo nickte verständnisvoll.

McMurphy fuhr sich nervös über den kahlen braunen Schädel. Er wußte, daß Mayo und sein Team ihr Bestes gaben, doch wollte er diese Sache jetzt endlich erledigt haben.

»Wie geht's, David?«

Mayo rieb sich mit Daumen und Zeigefinger die beiden Augenlider. »Ehrlich gesagt, Sir, bin ich ziemlich durch den

Wind.«

»Und was haben Sie mir zu berichten?«

»Wir haben einen Hauptverdächtigen. Sein Name ist Marius Belmont, er ist französischer Staatsbürger und im Besitz einer zeitlich begrenzten Aufenthaltsgenehmigung. Seine Tochter ist Schauspielerin.«

»Diese ›Angel‹?«

»Ja, Angel.«

»Ich habe sie in *Overkill* gesehen. Eine wahre Herzensbrecherin.«

»Ja, Sir. Ihr Daddy hingegen ist ein ganz anderes Kaliber. Hat sieben Jahre in einem französischen Gefängnis wegen Mordes an ihrer Mutter abgesessen.«

»Heiliger Jesus!«

»Richtig! Zudem stand er im Mordfall Roger Colombe, ein französischer Industrieller, auf der Liste der Verdächtigen. Colombe war der Geliebte seiner Tochter. Anklage ist nicht gegen ihn erhoben worden.«

»Glauben Sie, wir haben es hier mit einem Serienkiller zu tun, David?«

»Möglich. Ich weiß ehrlich gesagt nicht, was ich von ihm halten soll.«

»Sie haben ihn aber verhört, oder?«

Mayo nickte. »Ja, wir haben uns Belmont letzte Nacht am Flughafen geschnappt und seither mit Fragen gelöchert. Acht Stunden ohne Unterbrechung - und er ist nicht in die Knie gegangen. Gut, sein Alibi haben wir als falsch entlarvt, aber das war's dann auch. Wir haben nichts in der Hand, das sich vor Gericht gegen ihn verwenden ließe. Keine Tatwaffe, keine Zeugen, nichts, womit wir ihn auf diesen Mord festnageln könnten - obwohl Trinca und ich davon überzeugt sind, daß er es war.«

»Und was veranlaßt Sie zu dieser Überzeugung, David?«

»Kalinskys Leiche wurde fünfzig Meter vor der Absteige gefunden, in der Belmont sich eingemietet hat. Und vor knapp zwei Wochen hat er Kalinsky gedroht, ihn kaltzumachen. Zudem hatte es Belmont am Tag nach dem Mord an Kalinsky verdammt eilig, das Land zu verlassen. Diese drei Fakten, in Verbindung mit seinem Vorstrafenregister, ergeben doch eine recht gewichtige Indizienkette. Was ich nur nicht verstehe, ist, wie sich Kalinsky an den Tatort hat locken lassen. Dafür haben wir noch keine vernünftige Erklärung gefunden.«

»Wo ist Belmont jetzt?«

»Wieder auf freiem Fuß. Wir mußten ihn leider laufenlassen. Aber wir haben seinen Reisepaß einbehalten, entwischen kann er uns also nicht.«

McMurphy, der kurz nachdenken mußte, nahm seine Brille ab und polierte die Gläser angelegentlich an seiner Weste. »Glauben Sie, wir haben etwas Wesentliches übersehen? Was ist mit dem Kokain, das man bei Kalinskys Leiche gefunden hat? Mit Drogen hat die Geschichte doch wohl nichts zu tun, oder?«

»Nein, das glaube ich nicht. Soweit bekannt ist, hatte Kalinsky mit Drogengeschäften nichts am Hut. Er hat Koks geschnupft, gut, aber das tun diese Filmfritzen doch fast alle. Bei denen ist das so normal wie Kaffeetrinken.«

»Und die Durchsuchung von Belmonts Zimmer hat auch nichts gebracht?«

»Nein, nichts.«

»Was ist mit den Laborberichten? Sind die schon da?«

»Belmonts Zimmer war clean.« Mayo gestattete sich ein Grinsen. »Kriminalistisch gesprochen jedenfalls.«

McMurphys Gesichtsausdruck blieb ernst. »Dieser Fall muß geklärt werden, David.«

»Wir tun, was wir können.«

McMurphy nickte gewichtig und setzte sich wieder die Brille auf. »Legt noch einen Zahn zu.«

10

David Mayo unterschrieb auf der Fuhrparkliste für einen altersschwachen Cavalier und verließ das Parker Center durch die hintere Ausfahrt, um der Pressemeute zu entgehen. Als er vom Sunset Boulevard abbog, gab er der Einsatzzentrale eine falsche Standortmeldung durch und fuhr in Richtung Stadtmitte. Es war ein heißer Tag, und die abgasgeschwängerte Luft stand förmlich in der Stadt. Vor dem sepiabraunen Himmel zeichneten sich die Hollywood Hills nur als undeutliche Gebilde ab.

Eine Viertelstunde später bog er vom Mulholland Drive ab und hielt den Wagen vor einer mit Zedern gesäumten Zufahrt an, die ein schmiedeeisernes Tor versperrte. Er hatte sich telefonisch angemeldet, um sicherzugehen, daß er sie auch antraf, und als er sich jetzt über die Sprechanlage meldete, schwangen die beiden Eisentore unverzüglich auf, um ihn durchzulassen. Er parkte den alten Chevy neben einem roten Mercedes und stieg aus.

Hohe Bäume schirmten das Haus, das direkt an den Berg gebaut war, von der Straße ab. Deshalb bevorzugten Leute, die in Los Angeles wohnten, Benedict Canyon, sinnierte Mayo. Hier konnte man fast vergessen, daß man eigentlich in Los Angeles war.

Er fand Angel hinter dem Haus am Swimmingpool. Bäuchlings und mit geschlossenen Augen lag sie auf einer Sonnenliege, sie trug nur ein goldenes Armband und einen winzigen Lederbikini. Mayo bekam augenblicklich weiche Knie. Teufel auch, dachte er, sie ist so gut wie nackt. Sein Mund fühlte sich an wie ausgedörrt.

Eine ganze Zeitlang stand er da, bewegte sich nicht, wagte kaum zu atmen, wünschte, dieser Augenblick würde ewig währen. Zum ersten Mal sah er die kleine Tätowierung seitlich an ihrem Hüftgelenk, ein winziges gebrochenes Herz, das zwei blutrote Tränen weinte.

Da sie den Kopf von ihm abgewendet hatte, war Mayo der Meinung, sie habe ihn noch gar nicht bemerkt. Doch unvermittelt hörte er sie sagen: »Wenn Sie mich noch länger anstarren, muß ich Eintrittsgeld von Ihnen verlangen.«

Mayo kam sich vor wie ein ertappter Schuljunge. Sie drehte den Kopf herum und lächelte ihn an. »Sie werden doch wohl nicht rot werden, Lieutenant, oder? So ein großer starker Mann wie Sie!«

»Was haben Sie denn erwartet?« gab Mayo zurück.

»Ich arbeite an meiner Bräune. Nächste Woche beginne ich mit einem neuen Film, und der Produzent erwartet etwas.« Sie hob den Kopf und betrachtete ihn mit einem Blick, der arglos war wie der eines Kindes.

Mayo tat einen tiefen Atemzug. »Wenn Sie sich einen Bademantel überziehen würden, könnten wir unsere Unterhaltung vielleicht etwas ungezwungener fortsetzen.«

»Das hier ist mein Haus, Lieutenant. Und ich bin es gewohnt, das zu tragen, was mir paßt.«

Mayo zögerte kurz und ließ sich dann auf der Kante eines Gartenstuhls nieder - mit Hemd und Krawatte kam er sich ziemlich lächerlich vor. Er nahm seine Sonnenbrille ab und spielte nervös mit den Bügeln.

Angélique drehte sich um und streckte sich. Ihre mit Kokosnußöl eingeriebene Haut glänzte in der Sonne, und ihr Bikini verbarg so gut wie nichts. Mayo wandte den Blick ab. »So, Lieutenant, was kann ich für Sie tun?«

Wieder dieses arglose, unschuldige Lächeln. Sie spielt mit

mir, dachte Mayo. Der Akzent, die zweideutigen Äußerungen, alles Absicht. »Ich hätte da noch ein paar Fragen, die ich Ihnen stellen müßte«, begann er, um Sachlichkeit bemüht.

»Über den armen Noah?«

»Ja, bezüglich Mister Kalinsky.«

»Haben Sie den Täter schon dingfest gemacht?«

»Noch nicht, Miß Belmont.«

»Wenn das ein Film wäre, hätten Sie inzwischen schon mindestens eine Schießerei und eine Liebesaffäre hinter sich.«

»Im wirklichen Leben spielt sich das leider ein bißchen nüchterner ab, fürchte ich.«

»Haben Sie schon einen Kandidaten?«

»Verdächtigen, meinen Sie?«

»Ja, Verdächtigen. Verzeihung, mein Englisch ist nicht so gut, wie es sein sollte.«

»Wissen Sie, daß wir mit Ihrem Vater gesprochen haben?«

»Ja, das weiß ich.« Sie erhob sich von ihrer Liege und ließ sich am Rand des Swimmingpools nieder. Dann beugte sie sich vor, tauchte die Hände ins Wasser und bespritzte sich das Dekollete, um sich abzukühlen - eine Geste, die mehr als provokativ war. Mayo hatte sein Hemd unter dem Sakko bereits durchgeschwitzt. Er kam sich vor wie ein Fisch, der am Haken zappelt. Du mußt die Situation unter Kontrolle bringen, ermahnte er sich.

»Können wir unsere Unterhaltung bitte drinnen fortsetzen?«

»Warum, bringe ich Sie in Verlegenheit?«

»Offen gesagt, ja.«

»Warum sind Sie dann allein gekommen?«

Ja, warum hast du Trinca nicht mitgebracht? fragte er sich. Weil du wissen wolltest, was passiert, wenn du allein mit ihr bist. Und jetzt hast du ein größeres Stück abgebissen, als du

hinunterschlucken kannst.

Am Kopfteil ihrer Sonnenliege sah er ein Strandkleid hängen, das nahm er und warf es ihr hin. »Genug jetzt mit den Spielchen«, sagte er.

Sie erhob sich in Zeitlupe und streifte es über. Nach einem Blick auf seine Lenden, der dann zu seinem Gesicht hoch wanderte, meinte sie: »Sie sehen erhitzt aus, Lieutenant.«

Mayo reagierte nicht.

»Darf ich Ihnen einen Drink anbieten?«

»Vielleicht ein Glas Wasser.«

Lässig schlenderte sie an ihm vorbei und verschwand im Haus. In dem sonnendurchfluteten Raum gleich hinter der Terrasse befand sich eine Hausbar. Angélique schenkte Mayo ein Glas Mineralwasser ein, griff dann zu der Flasche Stoli Cristal Wodka und schüttete einen guten Schuß davon in ein mit Eiswürfeln gefülltes Glas. *»Salut«,* prostete sie ihm zu.

Mayo nahm einen Schluck von seinem Wasser und sah sich um. Viel Chrom und dicke, teure Teppiche, ein möbliertes, bezugsfertiges Haus für wechselnde Mieter, dachte er bei sich. Kein persönliches Stück hier. Er hielt nach Fotografien Ausschau, entdeckte aber nur ein kleines, goldgerahmtes Porträt eines Mädchens mit Zahnlücken und violetten Augen. Angélique im Alter von sechs, sieben Jahren, schätzte er. Daneben eine gutaussehende Frau, wahrscheinlich ihre Mutter, und ein Mann, den er als Marius in jüngeren Jahren wiedererkannte. Da er um die Ereignisse wußte, die sich später in dieser Familie abgespielt hatten, war dieses Foto besonders prägnant, und er fragte sich, was Angélique wohl durch den Kopf ging, wenn sie es betrachtete.

»So«, sagte sie zu ihm, »bin ich einer Ihrer Kandidaten?«

»Verdächtigen.«

»Ist das nicht das gleiche?«

»Nicht ganz.«

Sie legte den Kopf schief. »Nun?«

»Solange der Fall nicht geklärt ist, streiche ich niemanden von meiner Liste.«

»Also suchen Sie hier nach Hinweisen, Lieutenant. So nennt man das doch, oder?«

»Beweisen.«

»Ja, Beweisen. Möchten Sie meine Unterwäsche auf Fingerabdrücke untersuchen?«

»Was würden wir denn finden?« antwortete er mit einer Gegenfrage.

Sie schenkte ihm ein geheimnisvolles Lächeln. »Das kommt darauf an, wie weit die Möglichkeiten der Spurensicherung fortgeschritten sind.«

Mayo wußte, daß diese Art von Gespräch schon viel zu weit gegangen war, und wechselte daher in der stillen Hoffnung, die Befragung wieder unter seine Kontrolle zu bringen, abrupt das Thema. »Wer war Roger Colombe?«

»Er war eine Zeitlang mein Geliebter.«

»Man hat Ihren Vater vor acht Monaten im Mordfall Colombe vernommen.«

Sie legte die Stirn in Falten. »Roger wurde von einem *clochard* wegen seiner Armbanduhr ermordet.«

»Woher wissen Sie das?«

»Das stand in den Zeitungen.«

»Warum war Ihr Vater unter den Verdächtigen?«

»Das weiß ich nicht. Ich bin kein Polizist.« Sie fischte einen Eiswürfel aus ihrem Glas und rieb sich damit über die Schläfen. »Kommen Sie, Lieutenant, Sie kennen die Antworten auf diese Fragen besser als ich. Jetzt sind Sie es, der Spielchen spielt.«

»Jaaa? Gut, dann erzählen Sie mir etwas, was ich noch nicht

weiß. Zum Beispiel, weshalb Ihr Vater in Los Angeles ist? An der Melrose gibt es nämlich keine Galerie Lafayette.«

»Ja, das ist mir bekannt.«

Mayo begann die Geschichte allmählich zu langweilen. »Und warum haben Sie uns dann erzählt, daß er dort ausstellt?«

»Weil es das ist, was er mir gesagt hat.«

»Aber Sie wußten, daß es nicht stimmt.«

»Natürlich.«

Mayo hatte das unangenehme Gefühl, sich im Kreis zu bewegen. »Also, was macht er dann hier in Los Angeles, Miß Belmont?«

»Vielleicht Ferien?«

»Das ist doch alles Unsinn, stimmt's?«

Sie lächelte wieder, und dieses entwaffnende Lächeln dämpfte seinen Ärger augenblicklich. »Stimmt.«

»Und was ist Ihrer Meinung nach der wahre Grund?«

»Ich glaube, er ist gekommen, weil er sich um mich kümmern will.«

»Um Sie kümmern? Sie haben ein siebenstelliges Einkommen und leben in Benedict Canyon. Soweit ich informiert bin, verfügt Ihr Vater über kein Einkommen und wohnt in einer billigen Pension in West Hollywood. Würden Sie mir das bitte erklären?«

»Papa war einer der besten Modefotografen Frankreichs, Lieutenant. Und er ist immer noch ein sehr wohlhabender Mann. Er will das Geld nur nicht anrühren.«

»Warum nicht?«

»Vielleicht denkt er, daß Blut daran klebt.«

»Und, klebt denn Blut daran?«

»Das weiß ich nicht.«

»Hören Sie, das ist doch alles dummes Gefasel.«

»Gefasel?«

»Ja, ein Scheißgefasel, verzeihen Sie den Ausdruck. Ich meine damit, daß ich glaube, daß Sie mir nicht die ganze Wahrheit erzählen.«

»Ach, wissen Sie, Lieutenant, wir sind hier in Hollywood. Und wie mein Agent mir gleich zu Anfang erklärte, lügt hier jeder. Aber er hat auch gesagt, daß das ganz okay ist, weil einem ohnehin niemand richtig zuhört.«

»Nun ja, ich für meinen Teil komme nicht aus Hollywood, Miß Belmont, sondern aus San Fernando Valley.«

Sie trank ihr Glas aus und schenkte sich einen neuen Drink ein. »Mein Vater ist nicht mehr der Mann, der er zu meiner Kinderzeit war. Nach dem Tod meiner Mutter hat er sich total verändert. Nun, ich nehme an, das ist nicht allzu verwunderlich. Jetzt versucht er anscheinend, die Vergangenheit umzuschreiben. Oder vielmehr, in die Vergangenheit zurückzukehren und noch einmal von vorne anzufangen.«

Sie lehnte an der Wand und nippte an ihrem Drink. Eine kleine Schweißperle löste sich von ihrer Schläfe und rann seitlich an ihrem Gesicht herunter, folgte der Linie ihrer Wange zum Kiefer wie eine Träne. Mayo war wie hypnotisiert. Er kämpfte gegen den spontanen Impuls an, den Tropfen mit den Fingerspitzen aufzuhalten und wegzuwischen. Die Möglichkeiten, die dieser Augenblick in sich barg, überwältigten ihn und raubten ihm schier den Atem.

»Sie sind ein sehr attraktiver Mann«, sagte sie.

Er starrte sie an, unfähig, auch nur eine Silbe zu formulieren. Und schlagartig wurde ihm klar, daß er einen Riesenfehler begangen hatte. Er war alleine hergekommen, um die absolut unwahrscheinliche Theorie nachzuprüfen, daß dieses betörende, himmlische Geschöpf ihn ebenfalls anziehend finden könnte. Und plötzlich stellte sich heraus, daß diese Theorie sich tatsächlich bewahrheitete. Jetzt ging ihm der Hintern auf

Grundeis, und er wußte nicht, wie er sich verhalten sollte. Er verachtete sich für seine Hinterlist und für seine Feigheit.

Ihr Lachen hatte einen tiefen, erdigen Klang. »Was ist denn? Sie schauen so verdutzt wie ein kleiner Junge.«

Mayo stellte sein Glas auf der polierten Bartheke ab. »Miß Belmont, ich glaube nicht, daß das etwas mit meiner Ermittlungsarbeit zu tun hat.«

»Sind Sie verheiratet, Lieutenant?«

»Ja«, sagte er mit einer Stimme, die nicht seine eigene war.

»Glücklich?«

Er nickte. »Ja, glücklich.«

»Und trotzdem wollen Sie mit mir ins Bett gehen, stimmt's?«

»Guten Tag, Miß Belmont. Danke für Ihre Mitarbeit.« Er wandte sich zum Gehen.

»Haben Sie alle Informationen erhalten, weswegen Sie hergekommen sind?«

Scheiße, dachte er, die schaut in mich hinein wie durch eine Glasscheibe. Er strebte entschlossen der Tür zu.

»Lieutenant...«

Er blieb vor der Verandatür stehen.

»Ich würde auch gerne mit Ihnen ins Bett gehen«, sagte sie leise.

Lieutenant David Mayo verließ im Eilschritt das Haus. Das Herz schlug ihm bis zum Hals, als er sich in seinen Wagen setzte und auf Umwegen zur West Los Angeles Police Station zurückfuhr.

11

Los Angeles ist eine riesige, ausufernde Metropole, die sich

über eine Fläche von 465 Quadratmeilen erstreckt; »neunundvierzig Vororte auf der Suche nach einer Stadt«, wie L.A. einmal beschrieben wurde. Die Verkehrsstraßen, die Lebensadern dieser Stadt, litten jedoch an einer bedrohlichen Form von Verengung, dachte Mayo, als er auf dem Ventura Freeway in nördlicher Richtung ins San Fernando Valley unterwegs war. Es war gleich zehn Uhr, doch auch um diese abendliche Stunde herrschte noch starker Verkehr. Ein flammend orangeroter Cadillac mit breiten Reifen und wulstigen Kotflügeln zischte mit dem Doppelten der erlaubten Geschwindigkeit an ihm vorbei. Wenn man mal einen Cop braucht, ist mit Sicherheit nie einer in der Nähe, sinnierte Mayo mit einem schiefen Grinsen.

Im Lichtkegel seiner Scheinwerfer entdeckte er an der Stoßstange seines Vordermannes einen vergilbten Aufkleber mit folgender Bitte: »Deckt mich, ich wechsle die Spur« - eine Anspielung auf den glühendheißen Sommer 1987, als die Stadtautobahnen zu Schießstätten wurden und bei vierzig Anschlägen vier Menschen ums Leben kamen. Der Sticker klebte an einem japanischen Lieferwagen, auf dessen Rückseite in Großbuchstaben zu lesen war: MITCH COLLINS CREATIVE THINKING CENTER MOBILE EMERGENCY UNIT.

Vielleicht sollte ich diese Fachleute für kreatives Denken mal anrufen und um Rat fragen, überlegte Mayo. Seit drei Tagen arbeiteten sie jetzt an diesem Fall, und die Spur begann schon kalt zu werden. Und obwohl er bisher noch keinen spektakulären Fall vermasselt hatte, schien es ihm plötzlich, als erfahre die glanzvolle Karriere von Lieutenant David Mayo demnächst einen deprimierenden Knick. Der Gedanke, zu versagen, drückte ihn wie eine schwere Last. Wie es aussah, war es ihm nicht beschieden, Noah Kalinskys Tod zu rächen, um die Tränen der Engel zu trocknen; vielmehr blieb das Rätsel ungelöst, weil er nicht die Geduld aufbrachte, die einzelnen

Stücke des Puzzles, die vor ihm auf dem Tisch lagen, zusammenzufügen. Ein Freund hatte ihm einmal einen Rubik's Würfel zum Geburtstag geschenkt, und er hatte mit diesem verdammten Ding beinahe ein ganzes Jahr lang herumgefummelt, bis es ihm endlich gelang, den richtigen Dreh zu finden. Wie besessen war er von dem Würfel gewesen, hatte ihn nicht aus der Hand legen können, obwohl Karen, die ihn anfangs noch mit seinem Spleen aufzog, bald damit drohte, den Würfel in den Mülleimer zu schmeißen, da er ihrer Meinung nach ihr Familienleben empfindlich zu stören begann. Sie warf ihm Zwanghaftigkeit vor, was er sogar irgendwie verstehen konnte.

Ein ungelöster Würfel. Genau das würde der Fall Kalinsky am Ende sein.

Doch im Augenblick war er nicht imstande, über diesen Kalinsky-Würfel nachzugrübeln. Seine Gedanken kreisten ausschließlich um Angélique Belmont: Wie sie am Beckenrand saß und die braune Furche zwischen ihren Brüsten mit Wasser bespritzte, um ihren gertenschlanken Körper, hingegossen auf der Sonnenliege neben dem Swimmingpool. Er spürte das dumpfe Kribbeln in der Leistengegend, das seit seinem Besuch in Angéliques Haus nicht nachgelassen hatte, und fühlte sich wie ein Teenager.

David Mayo war seiner Frau noch nie untreu gewesen. Wann immer er und seine Kollegen vom Revier sich in ihrer Stammkneipe trafen, um ein paar kalte Bierchen zu kippen, hatte er den Arm um Trincas Schultern gelegt und sich damit gebrüstet, was für ein treuer Ehemann er sei. Nicht daß es an entsprechenden Gelegenheiten gemangelt hätte, doch Mayo wußte, daß er Karen nicht hintergehen konnte und anschließend auf einen ruhigen Nachtschlaf an ihrer Seite hoffen durfte.

Aber jetzt fochten sein Körper und sein Verstand einen erbitterten Kampf aus.

Er kurbelte das Seitenfenster herunter. Sein Hemd klebte ihm am Leib, er war fertig und völlig verwirrt. Er mußte seinen Kopf für eine Weile ausschalten. Er warf einen Blick auf die Uhr. Zu spät, um zu Hause noch etwas zum Abendessen zu bekommen - wieder einmal.

Ob Mitch Collins wohl auch Mordfälle übernimmt, überlegte er, als er vom Freeway zu einem McDonalds abbog.

Im Haus war alles dunkel, als Mayo schließlich heimkam. Er ging auf Zehenspitzen ins Kinderzimmer, gab Tom und Jenny einen Kuß auf die Stirn - verdammt, das ist der einzige Kontakt, den ich im Augenblick noch zu ihnen habe, dachte er - und machte dann leise die Schlafzimmertür auf. Karen lehnte halb aufrecht in den Kissen und schlief, doch die Nachttischlampe brannte, und in ihrem Schoß lag ein aufgeschlagenes Buch. Er betrachtete sie einen Moment und spürte ein warmes Gefühl der Zuneigung in sich aufwallen. Er zog die Schuhe aus, ging zum Bett und nahm ihr vorsichtig das Buch vom Schoß.

Er wollte gerade das Licht ausknipsen, da schlug sie die Augen auf. »Hallo, Fremder«, murmelte sie.

»Du schläfst nicht?«

»Ich döse nur.« Sie setzte sich auf.

»Hab ich dich nicht gerade schnarchen hören?«

»Ich schnarche nie«, stellte sie fest und strich sich das Haar aus dem Gesicht. »Außerdem habe ich den Kindern versprochen, aufzubleiben und ihnen morgen früh zu berichten, wie du momentan aussiehst. Du weißt ja, wie Kinder sind, sie fragen einem Löcher in den Bauch.«

Mayo setzte sich neben Karen aufs Bett und zuckte frustriert die Schultern. Was gab es dazu noch zu sagen?

»Wie war dein Tag?«

»Okay.«

»Hast du den Fall schon geknackt, Sherlock?«

»Noch nicht.«

»Ach ja, eh' ich's vergesse, die Kinder baten mich, dir gute Nacht zu sagen.«

Jetzt meldete sich sein schlechtes Gewissen, das ihn, seit sie ihm den Kalinsky-Fall auf den Schreibtisch geknallt hatten, beständig plagte, mit doppelter Lautstärke zurück. »Sobald diese Geschichte vorbei ist, gehe ich mit ihnen ins Disneyland, das ist ein Versprechen.«

»Was, kein Dienst? Für einen ganzen Tag? Da wird im Staate Kalifornien das Chaos ausbrechen.«

»Das haben wir bereits.«

Sie kann knallhart sein, dachte Mayo. Und das mit gutem Grund. Er brauchte nur an die Ereignisse dieses Nachmittags zu denken, und schon schnürten ihm die Schuldgefühle die Kehle zu.

»Du hast doch nichts dagegen, wenn ich Tom und Jenny vorerst von diesem Ausflug nichts erzähle.«

»Ich löse mein Versprechen ein, Karen. Sobald das hier vorbei ist.«

Karen versuchte ein Lächeln, das jedoch zu einer schiefen Grimasse geriet. Eine Enttäuschung nach der anderen. Sie konnte sich an dieses Leben einfach nicht gewöhnen. Es war, als wäre sie mit einem U-Boot-Kommandanten verheiratet, der drei Monate im Jahr in der Antarktis umherschwimmt. Wenn Dave so einen spektakulären Fall am Hals hatte, tauchte er erst wieder auf, wenn er den Mörder dingfest gemacht hatte.

Er zog sich im Dunkeln aus und schlüpfte neben sie ins Bett. Karen legte ihm den Arm um die Schultern und kraulte ihn mit den Fingerspitzen unterm Kinn - die stumme Aufforderung an ihn, das kurze Liebesspiel des gestrigen Abends weiterzuführen. Mayo lag steif auf dem Rücken, gelähmt von dem Krieg, der in seinen Gedanken wütete. Die Erektion, die er den ganzen Tag

mit sich herumschleppte wie ein Gefangener seine Eisenkugel, schrumpelte unvermittelt dahin.

»Gute Nacht, Schatz«, sagte Karen, die das Zeichen verstanden hatte, und sich auf ihre Seite rollte.

»Gute Nacht.«

Aber eine gute Nacht war David Mayo nicht vergönnt. Obwohl er völlig erschöpft war, fand er keinen Schlaf. Bis in die frühen Morgenstunden lag er wach und lauschte der Stimme, die von den Wänden ihres Schlafzimmers widerhallte:

»Ich würde auch gerne mit Ihnen ins Bett gehen.« Sobald er die Augen zumachte, verfolgten ihn die aufregenden Bilder einer fast nackten Angélique, hingegossen auf einer Sonnenliege neben dem Swimmingpool - alptraumhafte, qualvolle Visionen, denen er hilflos ausgeliefert war.

12

Kevin Reyne lag auf den dunkelroten Seidenlaken, Arme und Beine gespreizt, Hand- und Fußgelenke mit schwarzen Seidenstrümpfen an die vier Bettpfosten gefesselt. Angélique kniete nackt über ihm. Sie steckte den Zeigefinger ihrer rechten Hand in den Mund, zog ihn dann langsam zwischen ihren feuchten Lippen heraus und ließ die Zunge verführerisch um die Fingerspitze kreisen. Reyne stöhnte vor lüsterner Erwartung.

»Bitte«, keuchte er.

Angélique hatte keine Eile. Sie wiederholte das Spiel mit den anderen Fingern, legte sich dann so auf ihn, daß ihre Brüste gerade eben seine Brust berührten, und machte dann dasselbe mit den Fingern der linken Hand.

»Du treibst mich zum Wahnsinn«, stöhnte er heiser. »Das sehe ich«, flüsterte Angélique, die nun rückwärts über seinen Körper kroch und dabei ihre Haare über seine Brust, den Bauch,

die Lenden und die Schenkel streifen ließ. Anschließend beugte sie sich über seine Füße und ließ seinen Zehen dasselbe Zungenspiel angedeihen wie zuvor ihren Fingern.

»Mach's mir endlich«, drängte Reyne. Ungerührt rutschte Angélique vom Bett und ging zu der kleinen Kommode, auf der ein Fläschchen Babyöl stand. Das nahm sie, kniete sich diesmal mit weit gespreizten Schenkeln zwischen seine Beine und rieb sich mit dem Öl ein, bis ihr Körper wie Satin glänzte. Rasend vor Lust versuchte Reyne sich von seinen Fesseln zu befreien, bäumte sich dabei auf, als litte er grausamste Schmerzen, aber Angélique hatte die Knoten gut festgezurrt.

Jetzt schob sie ihr Becken über seine Lenden, nahm seinen Penis in beide Hände und liebkoste damit ihre feuchten Schamlippen.

»Bitte«, flüsterte Reyne atemlos. »Bitte.«

Er stöhnte laut auf, als sie unversehens seinen Penis in sich hineingleiten ließ, indem sie sich auf ihn setzte. Doch schon im nächsten Moment erhob sie sich wieder, kniete sich über ihn und nagelte ihn mit ihrem Blick förmlich fest.

»Mach weiter.«

»Dann bitte mich darum«, flüsterte sie.

»Bitte...«

»Ich werde darüber nachdenken.«

Ohne den Blick von ihm abzuwenden, stand sie vom Bett auf und verließ das Schlafzimmer.

»Heilige Jungfrau!« stöhnte Reyne und versuchte noch einmal, sich zu befreien, doch ohne Erfolg.

Als sie zurückkam, hatte sie ein Glas mit Wodka und Eis in der Hand. Sie rückte einen Stuhl ans Bettende, setzte sich und schlug die Beine übereinander.

»Was machst du denn?« wisperte Reyne, dessen heisere Stimme plötzlich ein wenig ängstlich klang.

»Liebst du mich, Kevin?« fragte sie ihn.

»Was?«

»Liebst du mich?«

»Ja.«

»Sag es mir.«

»Ich liebe dich.«

»Lügner.« Sie lächelte und nippte an ihrem Wodka.

»Bitte«, jammerte er.

»Du besitzt kein bißchen Selbstkontrolle«, warf sie ihm vor und ließ dabei die Eiswürfel in ihrem Glas kreisen. »Sag es noch einmal, Kevin. Sag, daß du mich mehr liebst als je eine andere Frau zuvor.«

»Ich liebe dich mehr als je eine andere Frau zuvor, in drei Teufels Namen!«

»Willst du mich heiraten?«

»Ja, verdammt nochmal. Und jetzt hör bitte auf damit.«

»In diesem Zustand würdest du alles tun, hab ich recht?« sagte sie, indem sie langsam aufstand und zum Bett schlenderte. Wortlos kniete sie sich wieder über ihn, ließ ihn in sich hineingleiten, um sich im selben Moment wieder zu erheben.

»Hör auf, verdammt nochmal! Tu es endlich!« keuchte er wie von Sinnen.

Sie lächelte und knabberte mit den Lippen an seinen Brustwarzen. »Wie fühlt man sich in dieser hilflosen Lage, Kevin?«

»Komm schon...«

»Die Liebe macht uns hilflos, nicht wahr?« Noch einmal glitt sie auf seinem Penis nach unten und sofort wieder hoch. Sein Stöhnen wurde zum Schluchzen. Sein Körper wand sich nach allen Richtungen, seine Hüften stießen in die Luft.

Sie glitt ein viertes Mal auf ihn, nahm aber diesmal die

Eiswürfel aus dem Glas, das neben dem Bett stand, und preßte sie an seine Hoden. Kevin bäumte sich schreiend auf, warf seinen zuckenden Unterleib hin und her, ehe er nach einer Ewigkeit, wie es ihr schien, aufs Laken zurücksank, erledigt, den Mund aufgerissen und gierig nach Luft schnappend.

Angélique stieg über ihn und kletterte aus dem Bett. »Du hast das Eis zum Schmelzen gebracht«, verkündete sie und ging zur Bar, um sich neues zu holen.

Reyne öffnete langsam die Augen, sein Herzschlag fand allmählich zu seinem normalen Rhythmus zurück. Er fühlte sich ausgelaugt, jeglicher Lust und Energie beraubt. Sein Mund war staubtrocken, die Zunge klebte ihm am Gaumen. Er drehte den Kopf in Richtung Tür, wartete, daß Angélique zurückkam.

Alle Achtung! dachte Reyne. Seine bisherigen Erfahrungen mit schönen Frauen, insbesondere mit Stars, beschränkten sich darauf, daß sich die Damen auf den Rücken legten und darauf warteten, daß er ihnen einen Orgasmus nach dem anderen bescherte. Doch Angélique war ganz anders. Sie besaß einen schier unersättlichen Appetit auf Sex. Nun, genau betrachtet hatte ihre Leidenschaft etwas beinahe Furchterregendes an sich; offenbar kam sie nie zum Höhepunkt, weder körperlich noch emotional, und versuchte auch nicht einmal, einen Orgasmus vorzutäuschen.

Was wollte sie eigentlich von ihm?

All das Gerede von Liebe und Heiraten. Was hatte das zu bedeuten? Bis jetzt schien es ihr völlig gleichgültig gewesen zu sein, daß er auch noch mit anderen Frauen schlief. Diese kleine Vorstellung hatte ihn ganz schön verunsichert. Sie hatte wieder eines ihrer Spielchen mit ihm gespielt, wie er annahm; er hätte nur gerne gewußt, nach welchen Kriterien sie die Punkte vergab.

Aber davon abgesehen war das die beste Nummer gewesen, die er je geschoben hatte. Nun, bis jetzt jedenfalls, schränkte er seine Beurteilung sofort ein.

Allmählich kühlte der Schweiß auf seinem Körper ab, und er begann zu frieren. Sie sollte ihm endlich die Fesseln abnehmen.

Plötzlich stand sie in der Tür, mit einem frischen Drink in der Hand.

»Wie fühlst du dich?«

»Bind' mich wieder los«, sagte er. Seine Stimme klang verträumt und irgendwie weit weg.

»Erzähl mir von Nebraska.«

Er kniff die Brauen zusammen und versuchte sich aufzusetzen. »Bind' mich los, Angel.«

»Erst, wenn du mir von Nebraska erzählt hast.«

»He, was soll das, Darling? Ich will jetzt nicht über diesen Scheiß reden.« Er spürte, wie ihm ein leichter Angstschauer über den Rücken kroch.

»Es interessiert mich aber.«

»Okay, mach mir erst die Fesseln ab.«

Angélique warf eine Illustrierte aufs Bett, die aufgeschlagen auf seinem Bauch liegenblieb. »Hast du gelesen, daß deine Frau jetzt auch erfolgreich ist? Du hast ja eine richtig berühmte Familie.«

»Dieser blöde *National Enquirer*. Du solltest deine Lesegewohnheiten ändern. Diese Schundblätter schreiben doch nur haufenweise Scheiße.«

»Was, das haben die erfunden?«

»Klar. Und jetzt mach mich endlich hier los.«

»Ist sie etwa gar nicht deine Frau?«

»Ja, doch, sie ist meine Frau. Zufrieden? Aber was sie sagt, stimmt nicht.«

»Aber du schickst ihr immer noch Geld.«

»He, wo bin ich hier eigentlich? Vor Gericht oder so?«

»Warum hast du sie verlassen, Kevin?«

Reyne, dem klar wurde, daß er Angélique wehrlos ausgeliefert war, bekam es jetzt wirklich mit der Angst zu tun.

Was zum Teufel war nur in sie gefahren? »Das ist überhaupt nicht lustig, Angel.«

»Nein, ganz und gar nicht. Denkst du manchmal an deine Familie? Nimmst du dir jemals die Zeit, dich zu fragen, was sie tun, oder was sie von dir denken? Schlimm genug, daß dir deine Frau gleichgültig ist - aber deine Kinder!«

»Das geht dich eigentlich einen Dreck an, Darling. Binde mich um Gottes willen los!«

»Katie Lee ist bei Gott keine Schönheit, nicht wahr? Ziemlich hausbacken, würde ich sagen. Warum hast du sie eigentlich geheiratet, Kevin?«

»Angel,bitte...!«

Sie kam langsam auf ihn zu, blieb vor dem Bett stehen und schaute lächelnd auf ihn herab. Sie ist verflucht schön, dachte Reyne. Gut, sie hatte ihm einen gehörigen Schrecken eingejagt, aber trotzdem bekam er schon wieder Lust auf sie. Ohne mit der Wimper zu zucken, schüttete sie ihren Drink über seiner wiedererwachten Männlichkeit aus. »Und, fühlst du dich immer noch gut?« sagte sie und ging hinaus auf den Balkon.

Die Lichtverhältnisse draußen waren spektakulär. Bedingt durch die Inversionswetterlage schwebte der Smog in gelben Schichten über dem Tal; darin brachen sich jetzt die schräg einfallenden Sonnenstrahlen wie in einem Prisma. Schmutz kann so schön aussehen, sinnierte Angélique.

Wie ich.

Sie haßte sich, und sie haßte ihr Leben. Sie hatte ihr Ziel, das sie sich nach Simones Tod gesteckt hatte, erreicht, hatte es zu Erfolg und Unabhängigkeit gebracht, aber dieser Sieg war letztlich bedeutungslos und schal. Noch immer verfolgten sie nächtliche Alpträume, und seit Rambouillet hatte sie nie mehr

einen Platz gefunden, an dem sie sich wirklich zu Hause fühlte.

Manchmal kam sie sich vor wie ein Phantom, wie ein Wesen, das nur in der Phantasie der anderen existierte. Sie war mehr als nur eine schöne Frau, doch ihre Schönheit war die einzige Währung, mit der sie sich Zutritt zu dieser fremden, seltsamen Welt hatte verschaffen können. Sie hatte dieser Schönheit nie getraut. Wenn sie in den Spiegel schaute, sah sie eine Maske; und sie wußte, daß diese Maske eines Tages abfallen und jeder dahinter das dürre, schüchterne Mädchen mit der Zahnspange erkennen würde. An genau diesem Tag würden die Colombes, die Kalinskys und Reynes dieser Welt sie zugunsten einer anderen, in ihren fiebernden Gehirnen entstandenen Illusion, verraten.

Männer. Männer waren keinen Pfifferling wert. Unwillkürlich mußte sie an Mayo denken, wie er sie angeschaut und gleichzeitig mit dem Ehering an seinem Finger gespielt hatte.

Ich frage mich, ja, ich frage mich wirklich, ob er mich am Ende auch enttäuschen wird.

13

Angélique bog vom Beverly Drive in den Parkplatz vor dem Hamburger Hamlet ein und warf dem Parkwächter ihre Autoschlüssel zu. Marius wartete an einem Wandtisch auf sie. Der Anzug, den er über dem weißen T-Shirt trug, sah aus, als hätte er darin geschlafen. Seine Gesichtszüge waren hart und verspannt, und er stand nicht auf, um sie zu begrüßen, als sie an den Tisch kam.

»Hallo, mein kleiner Engel«, flüsterte er, ohne dabei zu lächeln.

»Hallo, Papa. Wie geht's dir?«

»Was glaubst du wohl, wie es mir geht?«

»Die *flics* machen dich anscheinend fertig, wie?«

»Ja, sie machen mich fertig. Und das habe ich dir zu verdanken.«

»Komm mir bloß nicht mit diesem Scheiß«, fauchte sie ihn an. »Was hast du denn von mir erwartet? Wenn man den Cops Lügen auftischt, finden sie es am Ende doch heraus, und alles wird nur noch schlimmer.«

»Schlimmer kann es gar nicht mehr werden«, fauchte er zurück. »Sie glauben, daß ich ihn umgebracht habe!«

»Und? Hast du?«

»Nein! Wie kannst du das nur fragen?«

Die Bedienung unterbrach sie. Marius bestellte Hüttenkäse mit Früchten und eine Diät-Cola, Angel einen Hamburger mit Russischem Dressing und eine Flasche Perrier.

»Ich verstehe gar nicht, wie du solchen Dreck essen kannst«, sagte Marius.

»He, schließlich sind wir in Hollywood!«

»Wo hast du denn diesen blöden Spruch gelernt?«

»Oh, ich habe in Amerika eine Menge Dinge gelernt, Papa.«

Als die Bedienung ihre Bestellung aufgenommen hatte und gegangen war, fuhr Marius sich mit der Hand durch die Haare. »Ich war es nicht. Das mußt du mir glauben.«

Angélique sagte nichts.

»Haben dich die *flics* auch verhört?«

»Ja, sie kamen bei mir zu Hause vorbei.«

»Haben sie dir erzählt, daß sie mich für den Mörder halten?«

»Ja.«

»Und, das stört dich nicht?«

»Wenn du nicht nach Los Angeles gekommen wärest, wäre das alles nicht passiert. Also schieb mir nicht den schwarzen Peter zu, okay?«

Die Kellnerin brachte ihre Bestellung. Während des Essens sprachen sie wenig. Angélique merkte sehr wohl, daß die Frau mit den dicken, goldenen Ohrringen, die ein paar Tische hinter ihnen saß, sie pausenlos anstarrte. Sie konnte nirgendwo mehr hingehen, ohne daß man sie erkannte. War das wegen *Overkill* oder wegen Noah Kalinsky, dessen Tod die Nachrichtenkanäle mittlerweile zu einer *soap opera* mit wahrem Hintergrund vermarktet hatten.

»Wer ist der Mann, der gestern dein Telefon abgenommen hat?«

»Das ist mein Leben, Papa. Und das geht dich nichts an.«

»Wer war das?«

»Kevin Reyne.«

Marius runzelte die Stirn und seufzte.

»Du hast von ihm gehört?«

»Nur schlechtes.« Er schüttelte den Kopf. »Wieder so ein Arschloch.«

»Nachdem du nicht mit ihm ins Bett gehen mußt, braucht dich das auch nicht zu kümmern.«

Marius schlug so fest mit der flachen Hand auf den Tisch, daß sich alle Köpfe im Lokal nach ihnen umdrehten. »Doch. Weil das alles Nassauer und Weiberhelden sind. Wirst du das denn nie begreifen? Willst du dir denn gar nichts mehr von mir sagen lassen?«

»Kevin würde dir heftigst widersprechen. Er findet sich nämlich unwiderstehlich.«

»Was machst du nur mit deinem Leben, mein kleiner Engel? Bevor ich ins Gefängnis mußte, hätte ich mir nie träumen lassen, daß aus dir einmal... so etwas wird.«

»Was denn, Papa?«

»Eine... Hure!«

»Warum nicht? Du warst doch auch nichts Besseres.«

Marius ließ den Kopf in die Hände sinken.

»Ich bin nicht hierhergekommen, um mit dir zu streiten«, sagte er leise.

»Weshalb dann?«

»Weil ich deine Hilfe brauche.«

»Meine Hilfe?« Angélique traute ihren Ohren nicht. Erst stellt er mich in aller Öffentlichkeit bloß, und im nächsten Atemzug bittet er mich um Hilfe. Werde ich diese Last denn nie mehr los?

»Die *flics* haben mir meinen Paß abgenommen. Ich bin nahezu pleite und habe keinen Platz zum Schlafen.«

»Du willst wieder bei mir wohnen?«

Er nickte.

»Nein.«

Marius starrte sie entgeistert an. »Aber...«

»Nein!«

»Du bist doch meine Tochter... mein kleiner Engel.«

»Dein kleiner Engel hat gesündigt, Papa«, erklärte sie ihm, stand auf, bezahlte die Rechnung und verließ das Lokal.

Am Muscle Beach stolzierten die Bodybuilder Gewichte stemmend durch die Openair-Fitneßcenter, während knackige, braungebrannte Girls in grellen Lycra-Bikinis auf ihren Skateboards durch die Straßen flitzten und dabei den Musikanten und fliegenden Händlern zuwinkten. Am Strand hielten Polizisten in kurzen Hosen nach nackten Sonnenanbetern Ausschau, um ihnen für dieses freizügige Vergnügen 55 Dollar Strafe abzuknöpfen.

Doch selbst in dieser kunterbunten, unkonventionellen Umgebung zogen Ramón und Francisco die neugierigen Blicke der Passanten auf sich, als sie sich ihren Weg über den belebten

Ocean Front Walk bahnten; Francisco saß blaß und hustend auf Ramóns breiten Schultern, in einer Hand die Reisetasche, in der anderen den wuchtigen Kassettenrekorder.

Eine dicke graue Regenwolke schob sich vom Meer kommend in Richtung Küste, die Palmen bogen sich bereits raschelnd im zunehmend stärker werdenden Wind. Da die beiden wußten, daß das für diese Jahreszeit unübliche Gewitter die Touristen demnächst in die Restaurants und Cafés treiben würde, hatten sie beschlossen, den nächsten Bus zurück in die Stadt zu nehmen.

Franciscos Husten wurde mit jedem Tag schlimmer. Seit ihn die Polizei im Benedict Canyon geschnappt hatte, versuchte Ramón, seinen Freund zu überreden, Amerika zu verlassen - ihre Visa waren inzwischen abgelaufen und sie waren jetzt illegal im Lande - doch Francisco bestand hartnäckig darauf zu bleiben: »Du kannst ja nach Frankreich zurückgehen, wenn du willst. Ich muß hierbleiben.«

»Aber weshalb denn?« wollte Ramón wissen. Francisco schüttelte nur stumm den Kopf, doch Ramón kannte die Antwort ohnehin. Es war wegen dieser Schauspielerin, dieser Angel. Francisco war von ihr genauso besessen wie damals von Marquichita. Und wie hatte das geendet?

Was, glaubte er, brachte es ihm, ihr von Frankreich nach Amerika zu folgen und in ihrem Abfall herumzuwühlen? Früher oder später würde er wieder etwas Dummes anstellen. Und da Ramón das wußte, ließ er ihn nicht mehr aus den Augen. Irgendwie fühlte er sich für ihn verantwortlich. Der kleine Kerl war zwar völlig harmlos, aber das würde niemand verstehen.

Andererseits verdienten sie in Venice gutes Geld mit ihren Vorstellungen, und Ramón genoß das Wetter und den Anblick der hübschen Mädchen. Zudem war es nur eine Frage der Zeit, bis man sie mit ihren abgelaufenen Visa erwischen und nach Frankreich zurückschicken würde. Dann mußte sich Francisco

gezwungenermaßen ein neues Ziel für seine kläglichen Phantasien suchen.

»Bleib mal stehen«, rief Francisco von oben.

Vor einem Strandpavillon am Ende der Winward Avenue hatte ein Chicano-Straßenkünstler zwei Kreidegemälde aufs Pflaster gemalt, schauerliche Huldigungen an Botticelli und die klassische Kunst. Das eine Bild, eine sehr frei interpretierte *Geburt der Venus,* zeigte eine Blondine mit Lederbikini und Walkman, die auf Roller-Blades einer geöffneten Muschel entsteigt. Ihr Gesicht war ganz eindeutig das von Madonna.

Das andere Werk, eine moderne nackte Venus von Milo, die mit auf dem Rand gefalteten Händen in einer Badewanne saß, stellte Angel dar. Zweifellos hatte der Meister sich von ihrer berühmten Jakuzzi-Szene in Overkill zu diesem Bild inspirieren lassen.

»Es fängt gleich zu regnen an«, drängte Ramón.

»Warte«, sagte Francisco.

Kurz darauf platschten die ersten Tropfen auf die Kreidegemälde, die Farben begannen aufzuweichen und sich untereinander zu vermischen. Der mexikanische Künstler sammelte die Münzen auf, die man ihm hingeworfen hatte, klemmte sich die Metallkiste mit den Malkreiden unter den Arm und brauste auf einem Skateboard über die Promenade davon.

»Sie schmilzt dahin«, meinte Francisco pathetisch.

»Ist doch nur 'ne Zeichnung.«

»Es ist ihre Seele«, widersprach Francisco.

»Du spinnst doch.«

»Ich habe so ein Gefühl«, sagte Francisco, »daß ihr irgend etwas Schlimmes passiert.«

14

Der Rodeo Drive in Beverly Hills ist einer der bekanntesten und exklusivsten Straßenzüge der Welt. Über den Boutiquen und Geschäften stehen Namen wie Gucci und Cartier, Hermes und Louis Vuitton, Gianni Versace und Fred Joaillier. Hier deckt sich Hollywoods Schickeria mit den sündhaft teuren Modellkleidern und Schmuckkreationen der berühmten Modedesigner aus Europa ein. Junge Männer mit Pferdeschwänzen, die aus dem Verschluß ihrer Baseball-Kappen herausbaumeln, rollen in weißen BMW-Cabrios durch die Straßen, neben sich eine frisch gebleichte Blondine, die sich im Seitenspiegel die Lippen nachzieht. Vor den Schaufenstern überprüfen angegraute Matronen in Haute-Couture-Kleidern und fingerdickem Makeup ihr Spiegelbild.

Angélique Belmont parkte ihren Mercedes in zweiter Reihe vor Emilio's.

Die Geschäftsführerin der Boutique, eine blonde Frau Mitte dreißig mit straff zurückgekämmtem und im Nacken zu einem Knoten gebundenem Haar, eilte herbei, um sie zu begrüßen. »Guten Morgen, Miß Belmont. Wie schön, daß Sie wieder einmal bei uns hereinschauen.« Sie hauchte einen Kuß neben Angéliques Ohr in die Luft, eine typisch kalifornische Unsitte, die anzunehmen Angélique sich immer noch nicht entschließen konnte.

Sie befreite sich rasch aus der Umarmung dieser Frau, an deren Namen sie sich partout nicht erinnern konnte. »Ich brauche ein Kleid«, sagte sie.

»Nehmen Sie doch bitte Platz«, forderte sie die Geschäftsführerin auf. »André, sei so nett und bring Miß Belmont ein Glas Perrier.«

»Und zwar in Schwarz«, sagte Angélique. »Etwas Passendes für eine Beerdigung.«

Die Geschäftsführerin nickte verständnisvoll. »Der arme Mister Kalinsky. Ich habe es in der Zeitung gelesen. Eine Tragödie.«

»Ja, eine Tragödie«, echote Angélique.

»Da das Fernsehen dabeisein wird, suchen Sie gewiß etwas Besonderes.«

»Ich denke schon. Ich möchte etwas Dunkles, aber auffallend muß es sein.«

Die Geschäftsführerin warf ihr einen verstohlenen Blick zu. Nahm Angélique sie auf den Arm? Sie war sich nicht ganz sicher. Sie wählte ein Thierry-Mugler-Kostüm in Angéliques Größe aus und reichte es ihr. »Vielleicht etwas in dieser Art, Miß Belmont?«

Angélique nahm es ihr ab. »Mal sehen.«

Sie ging mit dem Kleid über dem Arm in die Ankleidekabine. Als sie den Vorhang zuzog, packte sie von hinten jemand am Handgelenk.

»Hören Sie mich an!«

Francisco.

Angélique war so verblüfft, daß sie ihn nur wortlos anstarren konnte.

»Ich weiß, was mit Colombe passiert ist!«

»Was?«

»Halten Sie sich von Kevin Reyne fern! Er wird Sie kaputtmachen, das weiß ich! Und das dürfen Sie nicht zulassen! Sie sind viel zu schön! Bitte, hören Sie auf damit!«

Jetzt fing Angélique an zu schreien.

Francisco rannte an der schockierten Geschäftsführerin und ihren Assistentinnen vorbei aus dem Laden.

»Wie ist er hier hereingekommen?« brüllte Angélique die Verkäuferinnen an.

Die starrten sie nur mit offenem Mund an, unfähig, diese Frage zu beantworten.

Die Geschäftsführerin rief unverzüglich die Polizei, während die beiden anderen Verkäuferinnen um Angélique herumschwirrten, ihr Taschentücher und kaltes Perrier aufdrängten. Sie scheuchte sie weg und marschierte aus dem Laden, die Entschuldigungen ignorierend, die die Geschäftsführerin ihr hinterherrief. Sie sprang in ihren Wagen, ließ den Motor an und röhrte den Rodeo Drive entlang in Richtung Santa Monica Boulevard. Sie mußte nach Hause, mußte in Ruhe nachdenken.

Inzwischen erinnerte sie sich wieder an den Mann.

Es war der Zwerg, der damals in L'Isle-Adam in ihr Haus eingedrungen war. Vor ungefähr... zwei Jahren! Was machte er hier in Los Angeles - und was wußte er über Roger Colombe?

Was hatte er gesagt?

»Halten Sie sich von Kevin Reyne fern! Er wird Sie zugrunderichten, das weiß ich!«

Ihre Hände begannen zu zittern. Angélique schloß die Finger fester um das Lenkrad, um die Kontrolle über den Wagen nicht zu verlieren. Er war wie ein böser Geist, der im Schatten lebte und plötzlich ins Licht sprang, wenn sie es am wenigsten erwartete, um sie zu Tode zu erschrecken. Wo kam er her? Hatte er sich von Frankreich aus an ihre Fersen geheftet? Was genau wußte er?

Ich weiß, was mit Colombe passiert ist! Halten Sie sich von Kevin Reyne fern!

Karen zog eine Platte mit heißen Buttermilchbrötchen aus dem Ofen und stellte sie auf den Küchentisch. Dann ging sie zum Kühlschrank, nahm die Butterdose heraus und holte zwei Gläser mit Marmelade und Ahornsirup aus der Speisekammer.

»Frühstück!«

Tommy kam in seinem üblichen Sonntags-Outfit, knielanges T-Shirt und Baseballmütze, in die Küche geschlurft, grabschte sich eine Handvoll Brötchen und begann mit dem unappetitlichen Vernichtungsprozeß, den er als Essen bezeichnete. Jennifer nahm sich ein Brötchen, legte es auf ihren Teller und bestrich es mit ein wenig Butter und Erdbeermarmelade, wobei sie tadellose Tischmanieren zeigte.

Mayo unterließ es, Tommy zurechtzuweisen. Die Kinder hatten ihn die ganze Woche über kaum zu Gesicht bekommen; das tat ihm sehr leid. Zudem hatte er nicht die Zeit für dieses Familienfrühstück herausgeschunden, um sie damit zu vergeuden, an den Eßgewohnheiten seines Sohnes herumzunörgeln. Vermutlich wußte Tommy das auch genau.

Die Kalinsky-Ermittlungen brachten keinerlei Ergebnisse. Nahezu stündlich erkundigten sich der Bürgermeister und der Polizeichef telefonisch bei McMurphy nach etwaigen Fortschritten, während das gesamte Department Sechzehnund Achtzehn-Stunden-Schichten schob. Mayo hatte sich diesen Sonntagmorgen freigenommen, um sein Ansehen als Ehemann und Familienvater wiederherzustellen.

Wenn möglich.

»Können wir heute nachmittag zu dem Spiel der Rams gehen?« nuschelte Tommy, nachdem er sich gerade ein ganzes Brötchen in den Mund gestopft hatte.

»Ich muß arbeiten«, sagte Mayo und konnte dabei seinem Sohn nicht in die Augen schauen.

»Aber heute ist doch Sonntag«, protestierte Tommy.

»Die Leute begehen leider auch am Sonntag Verbrechen«, erklärte er ihm und fühlte dabei Karens Blick auf sich ruhen, der schweigenden Rückzug bedeutete. Warum engagierte er sich so sehr in diesem Job, daß ein Fremder ihm wichtiger wurde als sein eigener Sohn?

»Der Kalinsky-Fall«, warf Jenny ein.

»Ja, genau, der Kalinsky-Fall.«

Ein langes, vorwurfsvolles Schweigen setzte ein. Mayo aß seine Buttermilchbrötchen ohne Appetit. Der Kaffee schmeckte plötzlich bitter.

»Wer möchte Speck?« fragte Karen in die Runde.

»Hast du diese Filmschauspielerin kennengelernt, mit der Kalinsky es getrieben hat?« erkundigte sich Jennifer interessiert.

Mayo starrte seine Tochter etwas schockiert an. Wo hatte dieses zwölfjährige Mädchen nur solche Redensarten aufgeschnappt, wunderte er sich, gab sich aber betont souverän: »Ja, ich habe sie kennengelernt«, antwortete er.

»Und, wie ist sie?«

Karen beobachtete ihn wachsam. »Sie ist...« Er zuckte die Achseln. »Nun, sie ist eben ein richtiger Filmstar.«

Karen und Jennifer wechselten einen skeptischen Blick. Was hatte das nun wieder zu bedeuten? fragte sich Mayo.

»Schon mal einen von den Rams kennengelernt?« wollte Tommy wissen.

»Nein, mein Sohn.«

»Warum nicht?«

»Ich schätze... ich schätze, Baseballspieler geraten nicht so oft in Schwierigkeiten wie Filmschauspielerinnen.«

»Jetzt erzähl doch, wie ist sie?« sagte Jennifer noch einmal.

»Sie ist...« Er griff nach seiner Kaffeetasse, »Ich weiß nicht, Schatz. Ich habe nur einmal kurz mit ihr gesprochen.«

Das Telefon klingelte. Karen nahm ab und hielt ihm dann den Hörer hin.

»Für dich«, sagte sie.

Mayo erhob sich mit einem Seufzer. »Trinca?«

»Nein, eine Miß Belmont«, erklärte sie mit einem Blick, der

nichts verriet und wandte sich ab, um den Speck in die Pfanne zu legen.

15

Sie war vollkommen anders als bei ihrer letzten Begegnung. Sie öffnete ihm selbst die Tür, ein halbvolles Glas mit Wodka in der Hand. Die Eiswürfel schlugen klingelnd aneinander. Diesmal gab es keine neckischen Bemerkungen, ihre Selbstbeherrschung war verschwunden. Etwas hatte sie aus dem Gleichgewicht gebracht, und zwar gehörig.

»Danke, daß Sie gekommen sind, Lieutenant.«

»Wie haben Sie meine Nummer herausgefunden?«

»He, schließlich sind wir in Hollywood.«

»Ich möchte trotzdem gerne wissen, wie Sie an meine Privatnummer gekommen sind?«

»Geben Sie sich doch nicht so naiv, Lieutenant. Das hier ist Beverly Hills. Ich bekomme alles, was ich will.«

»Sie hätten mich nicht zu Hause anrufen sollen.«

»Es gibt viele Dinge, die ich nicht tun sollte, aber ich tu' sie trotzdem. Kommen Sie herein.«

Sie führte ihn ins Wohnzimmer und ließ sich auf das Ledersofa fallen. Sie trug verwaschene Jeans und ein kurzes, knallrosa Sweatshirt. Wieder einmal ertappte sich Mayo dabei, wie ihn angesichts dieser klassischen Schönheit eine ehrfürchtige Scheu ergriff. Möglicherweise bewirkt diese Art von Perfektion die gleiche Entfremdung wie Häßlichkeit, überlegte er. Sie mußte annehmen, daß jeder Mann, mit dem sie es zu tun hatte, etwas von ihr wollte, und wenn sie darauf mit einer Art von Verfolgungswahn reagierte, konnte er das gut verstehen. Wahrscheinlich mißverstand sie selbst die einfachste freundschaftliche Geste als Anmache, vermutete bei jedem

Mann, der in ihr Leben trat, unseriöse Motive. Am Ende würde das Geschenk, mit dem die Natur sie bedacht hatte, sich als Danaergeschenk erweisen, das Einsamkeit bedeutete. Schönheit ist vergänglich, und wenn die Zeit ihr eines Tages dieses Geschenk wieder aus der Hand nimmt, wird diese Frau besser als jede andere wissen, was Verrat bedeutet.

»Haben Sie gehört, was mir passiert ist?«

Mayo nickte. Er hatte den Bericht im Büro durchgelesen, ehe er zu ihr gefahren war. »Weshalb sind Sie so panikartig aus dem Laden gerannt?«

»Tut mir leid. Ich bin ziemlich erschrocken.«

»Wissen Sie, jeder Streifenbeamte hätte Ihre Beschwerde zu Protokoll nehmen können. Anzeigen wegen Belästigung fallen nämlich nicht in mein Ressort.«

»Außer, es hat etwas mit Noah Kalinsky zu tun.«

Mayo sah ein weiteres Quadrat des Würfels an seinem richtigen Platz einrasten. »Und, hat es das?«

Sie nippte an ihrem Wodka. Mayo hatte den Eindruck, als sei sie schon ein bißchen betrunken. »Meine Nerven sind ziemlich angeknackst«, sagte sie.

Er beugte sich vor. »Hat diese Geschichte etwas mit Kalinsky zu tun? Haben Sie mich deshalb angerufen?«

»Angefangen hat das Ganze in Paris«, erklärte sie. »Dort habe ich den Kerl zum ersten Mal gesehen.«

»Wen? Den Mann in der Boutique?«

Sie nickte. »Ich kann mich sogar noch an seinen Namen erinnern. Rivera heißt er, Francisco Rivera. Er hat in einem Film, den ich damals in Paris gedreht habe, als Statist mitgespielt. Die Szene wurde aber später wieder herausgeschnitten. Ein paar Monate später ist er in mein Haus in L'Isle-Adam eingebrochen.«

»Eingebrochen?«

»Ich hatte zwei Hunde und eine Alarmanlage, und trotzdem ist er ins Haus gelangt.« Ihre Stimme zitterte jetzt leicht, als würde sie jeden Augenblick zusammenbrechen. Mayo bemühte sich, sachlich zu bleiben. Vergiß nicht, ermahnte er sich, sie ist Schauspielerin. Für solche Szenen wird sie bezahlt.

»Was wollte er denn damals von Ihnen?«

»Ich kam gerade aus der Dusche, und da stand er plötzlich vor mir. Er versuchte nicht, mir etwas zu tun, sondern wollte nur mit mir reden, wie er sagte.«

»In Ihrem Badezimmer? Er ist in Ihr Badezimmer eingedrungen? Und das ist derselbe Mann, den Sie heute vormittag in der Boutique gesehen haben?«

Sie nickte wieder und trank einen Schluck Wodka. »Ich habe geschrien, und da hat er fluchtartig das Haus verlassen. Selbstverständlich habe ich bei der dortigen Polizei sofort Anzeige erstattet. Aber sie haben ihn nie erwischt.«

»Und wie kommen Sie darauf, daß dieser Vorfall etwas mit Noah Kalinsky zu tun haben könnte, Miß Belmont?«

»Weil er mir heute vormittag erklärt hat, daß er wüßte, was mit Roger Colombe passiert ist.«

Damit hatte Mayo nicht gerechnet. Plötzlich tauchte in diesem Kalinsky-Puzzle ein neues Teil auf. Das bedeutete, daß er alle Teile, die er bisher gefunden und passend zusammengesetzt hatte, auseinanderreißen und wieder von vorne beginnen mußte.

»Was genau hat er gesagt?«

»Er sagte nur, er wüßte, was mit ihm passiert sei, und dann warnte er mich, ich solle mich von Kevin... von Kevin Reyne fernhalten.«

Mayo spürte, wie ihn ein spontaner und völlig unbegründete Anflug von Eifersucht heimsuchte. »Sie unterhalten eine... Beziehung... zu Mister Reyne?«

»Das haben Sie aber wieder sehr vornehm ausgedrückt,

Lieutenant.«

Mayo kritzelte hastig ein paar Zeilen in sein Notizbuch. »Was hat er sonst noch gesagt?«

»Daß ich mich von Kevin Reyne fernhalten soll, sonst werde ich zugrunde gerichtet.«

» ›Zugrunde gerichtet‹ Genau das Wort hat er gebraucht? ›Zugrunde gerichtet‹?«

»Ich habe Angst«, sagte Angélique leise.

»Wir werden ihn finden. Sie geben mir eine genaue Beschreibung von ihm und dann -«

Sie fing an zu weinen.

Das brachte Mayo total aus dem Konzept. Ihre Gesichtszüge verzerrten sich bei dem Versuch, ihre Emotionen unter Kontrolle zu bringen, und plötzlich sah sie aus wie ein kleines, verschrecktes Äffchen. Sie ließ den Kopf in die Hände sinken und schluchzte erbärmlich.

Einem spontanen Impuls folgend, stand Mayo auf und legte Angélique den Arm um die Schultern, die sich daraufhin an ihn klammerte wie eine Ertrinkende. Im gleichen Augenblick merkte Mayo, welche Wirkung die Wärme ihres zitternden Körpers und der zarte Duft ihres Parfüms auf ihn ausübte. Er haßte sich dafür, daß sie ihn erregte, in einem Moment, da sie bei ihm Trost und Halt suchte.

Sie sah zu ihm hoch, und er küßte sie, als sei es das Natürlichste von der Welt.

Als Kind, er war damals nicht älter als sechs oder sieben gewesen, hatte er an der Grand Central Station in New York mit seiner Familie, zwei Brüdern und drei Schwestern, einen Zug bestiegen. In dem Augenblick, als der Schaffner pfiff, merkte sein Vater, daß es der falsche war. Eilig scheuchte er seine Familie aus dem anfahrenden Zug, und in der ganzen Aufregung merkte niemand, daß sie Mayo vergessen hatten, der sich schon

weiter in den Gang hineingedrängelt hatte. Bis heute erinnerte er sich noch genau, wie sein Vater neben dem Waggon hergerannt war und ihm mit weit ausgebreiteten Armen zugerufen hatte, er solle springen.

Er hatte panische Angst gehabt, und mit jeder Sekunde, die er zaudernd in der Tür stand, wurde der Zug schneller, bis es zu spät für ihn war, noch abzuspringen. Und jetzt durchlebte er wieder dieselben Gefühle wie damals: Angst - Zögern - Verzweiflung. Er hatte zu lange gewartet, und seine Familie war auf dem Bahnsteig zurückgeblieben.

Er wußte genau, daß er, als er sich von ihr an der Hand ins Schlafzimmer führen ließ, sofort hätte handeln und abspringen müssen; aber er zögerte zu lange, die Situation verselbständigte sich - und dann war es zu spät.

Angélique ließ die Jalousien herunter, durch die die Nachmittagssonne in apricotfarbenen Streifen ins Zimmer fiel und es in zarte Schatten tauchte. Sie streifte die Jeans und das Sweatshirt ab und drehte sich um. Sie stand mitten im Zimmer, die Arme vor den nackten Brüsten verschränkt, und beobachtete ihn.

Nein, das ist falsch, hämmerte es in Mayos Kopf. Das darf ich nicht tun. Und dennoch...

Wie bei einem Mann, der zu nahe an den Abgrund einer Klippe geraten war und sieht, wie sich weit unten die Wellen an den Felsen brechen, war bei Mayo die Risikobereitschaft stärker als die notwendige Einsicht, einen Schritt zurückzumachen.

Sie zu berühren war so, als berührte er Seide; jeder Muskel, jede Linie ihres Körpers war wie von meisterlicher Hand gemeißelt - eine Plastik von Rodin, geschaffen aus warmem, weichem honigfarbenem Fleisch. Sie war perfekt, zu perfekt, und als er seine Fingerspitzen über ihre Haut gleiten ließ, geschah das mit dem Gefühl tiefster Ehrfurcht, wie es ein Mönch einer kostbaren Reliquie entgegenbringt.

Ihr Kuß brannte heiß und süß auf seinen Lippen, und ihr Duft machte ihn schwindeln. Es war wie ein Traum, so als ob sein Körper keinen der gewöhnlichen Reize wahrnahm und alle Empfindungen allein in seinem Kopf Gestalt annahmen, in schimmernden, lebendigen Farben. Die Zärtlichkeit, die er für sie empfunden hatte, als sie weinte, war verschwunden. Tatsächlich existierte sie für ihn als Person gar nicht mehr, er war allein mit seinen Gedanken und Empfindungen, allein mit seiner Phantasie, die er sich erschaffen hatte, als er sie zum ersten Mal sah.

Als es vorbei war, lag er auf dem Rücken, den Blick auf die Zimmerdecke gerichtet. Das Sonnenlicht, das sich draußen im Wasser des Swimmingpools brach und durch die Jalousien ins Zimmer drang, tanzte über ihm wie flüssiges Quecksilber. Mayo spürte einen dumpfen Schmerz in der Brust, und es dauerte eine geraume Weile, bis er bemerkte, wodurch dieser verursacht wurde; es war Enttäuschung. Er hatte seinen Traum geträumt, doch dieser Traum hatte ihm keine Befriedigung verschafft. Er hatte versucht, eine Illusion mit Händen zu greifen, ein Wolkengebilde in der Form eines Drachen. Das Phantom hatte ihn betrogen und zum Verrat verführt.

16

David Mayo schlüpfte aus dem Bett und suchte seine Kleider zusammen. Die seidenen Laken raschelten leise, als Angélique sich umdrehte und ihm beim Anziehen zusah. »Habe ich deine Ermittlungen gefährdet?« wisperte sie.

Er setzte sich auf die Bettkante, um sich die Schuhe zuzuschnüren. »Ich hätte das nicht tun dürfen.«

»Du enttäuschst mich, David«, sagte sie. Es war das erste Mal, daß sie ihn beim Vornamen nannte. »Daß man sich danach deprimiert fühlt, ist doch eine alte Geschichte.«

Er schüttelte den Kopf. »Nein, ich hätte das nicht zulassen dürfen.«

»Du Armer.« Sie setzte sich auf und streichelte ihm über die Schulter. »Es braucht dir nicht leid zu tun. Ich finde, du warst recht gut.«

»Das war nicht richtig«, wiederholte er.

»Dich plagt nur dein schlechtes Gewissen, das ist alles. Das geht vorüber. Verheiratete Männer fühlen sich anschließend immer ein bißchen mies.«

»Das weiß ich nicht. Bis heute habe ich meine Frau noch nie betrogen.«

»Ich kenne ein gutes Heilmittel gegen das schlechtes Gewissen«, flüsterte sie.

»Ein Geständnis ablegen?«

Sie schlang die Arme um ihn und fuhr mit der Zungenspitze seine Wirbelsäule entlang. »Erektion, heißt es. Ich kenne keinen Mann, den sein schlechtes Gewissen geplagt hätte, wenn er heiß auf mich war. Keine Sorge, Lieutenant. Wenn du wieder scharf auf mich bist, wirst du dich nicht mehr so schlecht fühlen.«

Mayo wußte, daß sie ihn verspottete. Er machte sich von ihr frei, stand auf und ging zur Tür.

»Wann sehe ich dich wieder, David?«

»Gar nicht.«

»Ist das eine... wie nennt ihr das... eine Unbedenklichkeitsbescheinigung? Konzentrierst du deine Ermittlungen jetzt auf jemand anderen? Gräbst woanders nach Beweisen?«

»Nein, so ist das nicht.«

Sie legte sich in die Kissen zurück, die Hände hinter dem Kopf verschränkt, die Bettdecke nur bis zur Hüfte hochgezogen. »Du kommst wieder, David.«

»Nein. Nein, ich komme nicht wieder.« In der Tür blieb er noch einmal stehen. »Es tut mir wirklich leid.«

Sie lachte ihn aus.

Wieder zurück im Parker Center, ging Mayo zuerst einmal in die Kantine, um sich ein verspätetes Mittagessen zu holen: Kaffee und eine Aprikosenschnitte. An einem der Tische saß Trinca mit zwei der Detectives, die man für den Kalinsky-Fall von der Sonderkommission abgezogen hatte, vor einem lauwarmen Cola und paffte an seiner Salem. »He, da kommt unser Superstar, vor dem sich Dick Tracy verstecken kann«, flüsterte er den beiden zu.

Vielleicht hatte er lauter geflüstert als beabsichtigt, vielleicht aber, und das war Mayos Vermutung, sollte er es auch hören. Die beiden Beamten unterdrückten ein schallendes Gelächter. Mayo spürte, wie sich etliche Augenpaare in seinen Rücken bohrten, neugierig die einen, neiderfüllt und verachtend die anderen. Trinca hatte geplaudert.

Mayo nickte seinem Sergeant zu. »In mein Büro, sofort.«

Er ließ den Kaffee stehen und stapfte aus der Kantine.

»Mach die Tür zu«, knurrte Mayo. Trinca tat, wie ihm geheißen.

»Was sollte das denn gerade?« wollte er von Trinca wissen.

Trinca zuckte beschwichtigend die Schultern. »Nur ein kleiner Scherz, Sir.«

Nein, dachte Mayo. Er ist sauer auf mich. Trinca war das Musterbeispiel eines guten Italieners, mit sechs Kindern und einer Verwandtschaft, zu der halb Neapel zählte. Er glaubte an den Papst, Amerika und *pasta al dente* und tat für seine Familie alles. Für Frank Trinca schied sich die Welt in Schwarz und Weiß; da waren die Cops mit den weißen Hüten und die Mörder, die Frauenschänder und Dealer mit den schwarzen. Man war entweder für die Engel, oder man existierte für ihn nicht.

Obwohl er Trincas Vorgesetzter war, und Trinca ihn im Dienst stets mit »Sir« ansprach, hatte sich im Laufe der Jahre eine enge Freundschaft zwischen ihnen entwickelt. Sie gingen ab und zu zusammen einen trinken, schauten sich ein Baseball-Spiel an, und bei drei von Trincas Kindern war Mayo zur Taufe eingeladen worden. Trinca hatte noch nie hinter seinem Rücken getratscht, und eine geflüsterte Bemerkung dieser Art fiel gewiß nicht in die Kategorie »kleiner Scherz«.

»Verarsch mich nicht, Frank«, sagte Mayo. »Wir kennen uns schon zu lange.«

Trinca biß die Zähne zusammen und sagte nichts.

»Möchtest du mir vielleicht freundlicherweise erklären, was hier vorgeht?«

Trinca runzelte die Stirn.

»Ich möchte eine Antwort, Frank.«

»Nun ja, ich und ein paar andere Jungs aus der Abteilung haben uns nur etwas über diese Belästigungsanzeige gewundert.«

»Die von Miß Belmont.«

»Genau. Wir haben uns gefragt, warum Sie die Sache wohl persönlich verfolgt haben.«

»Zufällig hat diese Anzeige etwas mit dem Kalinsky-Fall zu tun«, erklärte Mayo.

Trinca hob schweigend eine Braue, eine Geste, die alles mögliche bedeuten konnte. Anscheinend hat Frank es sich zur Aufgabe gemacht, mein schlechtes Gewissen zu verkörpern, dachte Mayo. Es war nur eine Frage der Zeit, bis die Gerüchte hinauf in den sechsten Stock gedrungen waren, und dann würde er McMurphy Rede und Antwort stehen müssen.

»Wenn du irgendwelche Probleme hast, Frank, dann sprichst du in Zukunft zuerst mit mir darüber.«

»Jawohl, Sir.«

»Wir kennen uns zwar schon recht lange, Frank, aber wenn du noch einmal so eine Show abziehst, dann sorge ich dafür, daß du dir für den Rest deiner Dienstzeit den Arsch im Streifenwagen breitsitzt. Verstanden?«

Trinca nickte.

»Verstanden?«

»Ja, Sir.«

»Und jetzt mach, daß du rauskommst.«

Trinca wollte eben nach der Klinke greifen, als es kurz klopfte, und die Tür aufflog. »Chief McMurphy möchte Sie sprechen, Sir«, sagte ein Uniformierter. »Umgehend.«

McMurphy war in äußerst schlechter Stimmung. Er kam gerade von einem ausgedehnten Lunch mit dem Polizeichef, der ihm wie ein Stein im Magen lag. Ein Thema, und nur dieses, hatte ihre Unterhaltung bestimmt: der Mord an Noah Kalinsky. Die Medien hatten sich wie Bluthunde in den Fall verbissen und ließen nicht locker. Dieser Kelch würde nicht an ihnen vorübergehen.

Die Steady-Eddie-Zeiten waren vorbei.

»Okay, David, wo stehen wir in dieser Kalinsky-Sache?« verlangte er zu wissen.

»Wir arbeiten daran, Sir.«

»Und was ist mit diesem Marius Belmont? Ich dachte, das war Ihr Hauptverdächtiger.«

»Wir haben immer noch keinen hieb- und stichfesten Beweis, Sir. Wenn wir das, was wir bisher gegen ihn in der Hand haben, dem Staatsanwalt vorlegen, handeln wir uns eine Abfuhr ein.«

»Und wo ist der Kerl jetzt?«

»Wir observieren ihn Tag und Nacht.«

»Das reicht nicht. Sehen Sie zu, daß Sie ihn wieder nach unten in den Verhörraum bringen und ihm die Eier in den

Schraubstock klemmen.«

Mayo wappnete sich mit einem tiefen Atemzug. »Ich bin nicht sicher, ob er noch unser Mann ist, Sir.«

»Was?« McMurphy warf frustriert die Hände in die Höhe. »Was treiben Sie eigentlich hier, David? Erst klammern Sie sich an die Ehefrau, dann an den Vater seiner Geliebten und jetzt sagen Sie, daß Sie wieder auf dem falschen Dampfer sind!«

»Wir haben eine neue Spur, das ist alles.«

»Okay, lassen Sie hören.«

»Sein Name ist Francisco Rivera.«

»Rivera? Was ist er, ein Mex? Heiliger Bimbam, das wird sich doch nicht zu einer Mafia-Story auswachsen, oder?«

Mayo schüttelte den Kopf. »Er ist Spanier, vermuten wir. Wahrscheinlich ein Illegaler.«

»Okay, und weiter?«

»Er hat heute morgen Angélique Belmont in einer Boutique am Rodeo Drive aufgelauert und ihr gedroht.«

»Gedroht? Womit?«

»Er sagte, sie solle sich von Kevin Reyne fernhalten, oder dieser würde sie zugrunde richten.«

»Sie zugrunde richten? Verflucht nochmal, David, was zum Kuckuck läuft hier eigentlich ab?«

»Wenn ich Ihnen diese Frage beantworten könnte, wäre mir verdammt viel wohler, Sir.«

»Woher wissen wir, wie dieser Typ heißt? Kennt sie ihn?«

Mayo nickte. »Ja, aus Frankreich. Scheint so ein Psycho-Krüppel zu sein. Hat ihr früher einmal in ihrem Haus bei Paris aufgelauert und folgt ihr seither anscheinend auf Schritt und Tritt.« Mayo unterbrach sich kurz, um nach den richtigen Worten zu suchen. »Außerdem hat er behauptet, etwas über den Mord an einem Mann namens Roger Colombe zu wissen.

Colombe war, wie Kalinsky, ein ehemaliger Liebhaber von Miß Belmont, der vor ungefähr neun Monaten in Paris ermordet wurde.«

»Glauben Sie, wir haben es hier mit einem Serienmörder zu tun?«

»Möglich.«

»Und was gedenken Sie jetzt zu tun, David? Wollen Sie mir meine Nächte mit weiteren Alpträumen versüßen?« Er bewegte langsam den Kopf von einer Seite zur anderen. »Gibt es irgendwelche konkrete Anhaltspunkte?«

»Möglich, daß dieser Typ von Miß Belmont besessen ist und ihre Liebhaber als Rivalen ansieht...« Die Bedeutung seiner Worte traf Mayo wie ein Faustschlag. Plötzlich wurde ihm klar, daß die Unbesonnenheit, die er sich heute vormittag geleistet hatte, nicht nur seine Ehe gefährdete, sondern vielleicht sogar sein Leben...

»Ja... erzählen Sie weiter.«

»Das könnte der Grund gewesen sein, warum er sie vor Kevin Reyne warnte...«

»Meinen Sie, der Typ tut es wieder?«

»Könnte ich mir vorstellen.«

»Okay, sorgen Sie dafür, daß Sie den Kerl von der Straße wegfangen. Ich will ihn hier haben, und zwar umgehend.«

»Wir arbeiten daran, Sir.«

»Machen Sie ein bißchen Dampf, David. Ich habe die Schnauze voll von diesem Scheiß. Die Story muß endlich ein Ende haben.«

17

Die Autos schoben sich Stoßstange an Stoßstange über den

Sunset Boulevard. Ein komischer Alter mit langen verfilzten Haaren lief winkend zwischen den dahinkriechenden Wagen umher, bettelte die Leute um Geld an, klopfte an die getönten Scheiben der Limousinen und verfluchte jeden aufs übelste, der ihm nichts gab. Obwohl es immer noch sehr warm war, hatte der schwarze Bettler einen langen dunklen Mantel und Fäustlinge an.

»Ich glaub's nicht«, meinte Dan Portman, als der Alte an der Sierra-Bonita-Kreuzung auf ihren Streifenwagen zugeschlurft kam. »Ich glaub's einfach nicht.«

»Gimmir'n Dolla«, verlangte der Alte.

»He, ich könnt' dich einbuchten, Mann«, sagte Portman.

»Gimmir'n Dolla, Arschloch.«

»Verpiß dich«, meinte Portman entnervt.

»He, Schweineficker!« kreischte der Alte. »Gimmir'n Dolla!«

»Halleluja«, murmelte Portman.

Der Alte verzog sich. Boyce Washington, Portmans Kollege, der den Streifenwafen fuhr, lachte nur. »Der hat nicht mal gemerkt, daß du ein Cop bist, Mann.«

Es war später Abend, doch die Temperaturen waren seit dem Nachmittag nur unwesentlich gesunken. Washington und Portman beobachteten die Straße, achteten nicht auf die spöttischen Pfiffe der Prostituierten, hielten nach Dealern Ausschau, die sich an den Straßenecken trafen und lauschten mit einem Ohr dem Polizeifunk. Portman lehnte sich aus dem Beifahrerfenster und musterte die schäbige Parade der Straßenkünstler. Er fuhr jetzt fast fünf Jahre Streife und roch Ärger oft schon, ehe er ihn sah.

Die Autoschlange setzte sich wieder in Bewegung.

Sie fuhren langsam an einem glatzköpfigen Riesen vorbei, der irgendein Kind auf den Schultern trug. Instinktiv warf Portman noch einen Blick in den Seitenspiegel. Der Riese mit dem

schwarzen Schnauzbart und der roten Satinweste sah aus wie ein Zigeuner, sein nackter Oberkörper hatte die Ausmaße eines Bierfasses und seine Arme waren dick wie Baumstämme.

Das Kind auf seinen Schultern war gar kein Kind. Sein Gesicht sah aus, als hätte es jemand mit einem Vorschlaghammer bearbeitet, dachte Portman, dem jetzt auch die schwarzen Bartstoppeln und der gedrungene Oberkörper mit den kurzen, aber kräftigen Armen auffielen.

Bei der Einsatzbesprechung vor Antritt ihrer Nachmittagsschicht wurden sie unter anderem über die Fahndung informiert, die nach einem Kleinwüchsigen namens Francisco Rivera herausgegeben worden war; sie hatten den Auftrag, jede männliche Person unter einem Meter fünfzig erkennungsdienstlich zu überprüfen. Irgendein Clown in der hinteren Reihe hatte gemurmelt, daß er in diesem Fall sein Tatütata-Auto vor einem Kindergarten postieren und jeden filzen werde, der das Etablissement verließ.

Ein Zwerg.

»Fahr rechts ran, Boycie. Ich werd' mir mal die zwei Hübschen da drüben vornehmen.«

»Was gibt's denn, Dan?«

»Erinnerst du dich an den Zwerg, den wir suchen sollen?«

»Klar doch.« Washington warf einen Blick in den Rückspiegel. »Heiliger Strohsack, wer ist denn der andere Kerl? Doch nicht etwa der leibhaftige Goliath?«

Dan Portman stieg aus und ging auf die beiden zu. Er hatte ein freundliches Lächeln aufgesetzt, hielt sich jedoch vorsichtshalber mit einer Hand an seinem Schlagstock fest. »Hi, Jungs, alles klar?«

Der Hüne blieb stehen und starrte ihn finster von oben herab an.

»'tschuldigt die Störung, aber habt ihr zufällig einen Ausweis

dabei?«

Ramón schüttelte seinen kahlen Schädel und murmelte etwas in einer Sprache, die Portman nicht verstand.

»Was zum Teufel ist denn das für eine Sprache?« wunderte sich Washington.

Portman schwante Ärger. Mit der rechten Hand löste er die Lederklappe seines Holsters. »Sprichst du Englisch?« sagte er zu dem Zwerg oben auf den Schultern des Hünen. Als dieser nicht antwortete, wiederholte er. »Ich muß wirklich eure Ausweise sehen, Freunde.«

Inzwischen hatte sich eine Gruppe Schaulustiger eingefunden, die, etwas abseits stehend, darauf wartete, daß irgend etwas passierte.

»Lauf!« rief Ramón, und im selben Augenblick rutschte Francisco von Ramóns Schultern, und die Menge machte Platz, um ihn vorbeizulassen.

Portman griff nach seinem Revolver, doch Ramón versetzte ihm einen Schlag gegen die Brust, der ihn augenblicklich zu Boden beförderte. Washington riß seine Special aus dem Holster, zögerte aber - zu viele Zuschauer. Statt dessen brüllte er: »Stehenbleiben!«

Ramón sprang auf die Motorhaube des Streifenwagens und stürzte sich auf Washington. Die beiden Männer gingen zu Boden und rollten über die Straße.

Portman brauchte ein paar Sekunden, bis er sich wieder hochgerappelt hatte. Schwankend ging er um den Wagen herum, um seinem Kollegen zu helfen. Ramón hatte Washington den Revolver aus der Hand geschlagen, der jetzt einen guten Meter von den beiden ringenden Männern entfernt auf dem Asphalt lag. Portman steckte seine eigene Waffe ins Holster zurück. Er war nicht der Typ, der jemanden in den Rücken schoß, und da außerdem die Gefahr bestand, daß er Washington dabei verletzte, griff er zu seinem Schlagstock.

Er packte ihn mit beiden Händen und ließ ihn auf die breiten Schultern des Riesen niedersausen. Der stieß einen lauten Schrei aus, fiel auf die Seite und hielt sich die Schulter. Er versuchte, wieder aufzustehen, doch Portman schlug noch einmal zu, und Ramón fiel wie ein gefällter Baum vornüber.

Die beiden Streifenbeamten packten sofort seine Arme und drehten sie ihm auf den Rücken. Trotzdem schaffte es Ramón, einen Arm frei zu bekommen, den er Washington mit dem Ellbogen voraus ins Gesicht rammte, worauf dieser nochmals zu Boden ging. Portman, der allmählich in Panik geriet, holte wieder mit dem Schlagstock aus und versetzte dem Riesen zwei gezielte Schläge auf den Schädel und die Schultern.

Erst danach blieb dieser Schrank von einem Mann endlich bewegungslos auf dem Pflaster liegen.

Portman, der vor Anstrengung keuchte, legte ihm Handschellen an und drückte ihm beide Knie in den Rücken, um ihn am Boden zu halten. Unter der zahlreichen Zuschauerschaft, die sich aus Dealern, Prostituierten und Touristen zusammensetzte, wurden Buh-Rufe und spöttischer Applaus laut.

Portman fluchte leise und hielt nach seinem Partner Ausschau. »Boycie, bist du o.k.?«

Washington, dem das Blut aus der Nase lief, nickte. »Wo ist der andere Scheißer abgeblieben?«

»Schon längst über alle Berge«, sagte Portman. »Ruf über Funk Verstärkung. Mit diesem Muskelprotz werden wir allein nicht fertig.«

Mayo saß auf dem Teppich, neben der leeren Pizzaschachtel, aus der Tom mit den Fingern die letzten Reste Käse und Schinken kratzte und gierig verschlang. »Hast du immer noch Hunger?« fragte ihn Mayo.

»Können wir noch eine *Pizza* haben?« war Toms Antwort.

»Heiliger Bimbam, die Kinder müssen Würmer haben.«

»Es sind noch ein paar Doughnuts da«, sagte Karen, worauf Tom wie ein Pfeil in die Küche schoß.

Jennifer, die sich an ihren Vater gekuschelt hatte, brachte ihre Hand auf halbem Weg zwischen Mund und einer Tüte Kartoffelchips zum Stehen. Dieses monumentale »Schweinkram-Essen«, wie die Kinder es nannten, war Mayos Idee gewesen, der ganz überraschend um sechs Uhr mit einem Arm voller Videos und Snacks nach Hause gekommen war, zu Karens großer Verblüffung, die ihn anstarrte wie einen Einbrecher.

Mayo hatte nur die Schultern gezuckt und schmunzelnd erklärt: »Schließlich ist Sonntag, Schatz. Familientag.«

Auf der Mattscheibe ließ John Belushi sein Haus vom K-9 zerlegen, und Jennifer lachte sich schief, denn solche Slapstick-Szenen entsprachen genau ihrem Sinn für Humor. »Ach, ist das schön«, seufzte Karen. »Yeah.«

»Ich kann mich nicht erinnern, wann wir das zum letzten Mal gemacht haben. Du hast uns ja auch eine ganze Weile nicht mit deiner Anwesenheit beehrt, Dave. Und wenn du mal da warst, war dein Kopf ganz woanders.«

»Ich weiß.«

Sie lehnte ihren Kopf an seine Schulter. »Und, tut sich im Kalinsky-Fall was?«

»Bei solchen Fällen tut sich immer was. Je mehr Leute daran arbeiten, desto mehr tut sich.«

»Und wann seid ihr damit durch?«

Er schaute sie nicht an. »Bald, hoffe ich.«

Sie sah zu ihm hoch und strich ihm eine Haarsträhne aus der Stirn. »Ich verliere dich, stimmt's?« wisperte sie.

Mayo wurde plötzlich heiß. »Wovon redest du, Schatz?«

sagte er und versuchte, seine Stimme normal klingen zu lassen.

»Die Konkurrenz gewinnt.«

Er spürte, wie seine Wangen glühten. »Die Konkurrenz?«

»Dein Beruf, das LAPD.«

Er nickte. »Ja, richtig. Das LAPD.« Er küßte sie auf die Stirn. Noch nie hatte er sich dermaßen gehaßt. Du Scheißkerl, verfluchte er sich im stillen. Du verdammter Spieler.

Du Verräter.

18

David Mayo spähte durch das vergitterte Fenster des Vernehmungsraums und spürte, wie ihn eine unangenehme Vorahnung beschlich. Die Arme des Mannes, die er auf dem Tisch verschränkt hatte, sahen aus wie abgehäutete Rinderhälften, alles durchwachsenes Fett und Sehnen. Ramón starrte mit ausdruckslosem Gesicht auf die Betonmauer; das Neonlicht schien ihm auf den kahlen Schädel, die Augen unter der stark vorgewölbten Stirn blitzten angriffslustig.

Trinca kam mit einem Stapel leerer Aussageformulare unter dem Arm heraus und steuerte den Kaffeeautomaten an.

»Und, wie ging's, Frank?« erkundigte sich Mayo. Trinca hatte ihn vor einer Stunde zu Hause angerufen und ihm mitgeteilt, daß zwei Streifenbeamte einen der beiden Verdächtigen in West Hollywood aufgegriffen hatten.

»Euskara«, entgegnete Trinca.

»Was?«

»Euskara. Das ist die Sprache, in der er mit uns spricht. Wir fragen auf Englisch, und er antwortet auf Euskara.«

»Und was für eine Sprache soll das denn sein?«

»Baskisch. Alle Ausländer, die hier im Haus herumspringen,

haben es mit ihm versucht, Russen, Griechen, Libanesen, bis wir schließlich bei einem Typ namens Betancourt gelandet sind, einem jungen Detective vom Betrugsdezernat, dessen Großeltern aus Bilbao stammten und der meinte, das Kauderwelsch, das der Kerl von sich gibt, sei Euskara.«

»Und was gibt er von sich?«

»Vornehmlich bösartige Beschimpfungen. Betancourt ist nicht mehr allzu fit in seiner Muttersprache, doch er glaubt, daß der Kleiderschrank da drinnen uns sagen will, daß unsere Eltern alle irgendwie mit Schweinen verwandt sind.«

»Das ist alles?«

»Nicht ganz. Einer unserer Uniformierten hat sich von ihm eine platte Nase eingefangen«, berichtete Trinca. »Die Brieftasche, die unser Schätzchen bei sich hatte, gab auch nicht zu Jubelrufen Anlaß - kein Führerschein, keine Kreditkarten, nichts. Der Typ lebt anscheinend ziemlich bescheiden. Aber wir fanden einen Brief bei ihm, adressiert an einen gewissen Ramón Suarez. Das könnte sein Name sein, oder auch nicht. Hier ist jedenfalls die Adresse.« Trinca riß ein Blatt aus seinem Notizblock und reichte es Mayo. »West Hollywood, nur zwei Straßen vom Tatort entfernt, wo Kalinsky ermordet wurde.«

Mayo schüttelte den Kopf. »Das muß es sein«, murmelte er. »Diesmal nageln wir ihn fest.«

Mayo fuhr mit dem Haftbefehl in die Wohnung des zuständigen Ermittlungsrichters, um ihn unterschreiben zu lassen, und jagte dann den alten Dienstwagen nach West Hollywood zurück. Vor der angegebenen Adresse warteten zwei andere Cavaliers und zwei Streifenwagen auf ihn, der Vorder- und der Hintereingang des Gebäudes wurde bereits von uniformierten Beamten gesichert.

Mayo ging in Begleitung zweier Beamter vom West LA District als erster ins Haus, Trinca folgte ihm mit zwei weiteren Detectives.

Die Jungen, die im Treppenhaus herumlungerten, stoben auseinander, als die Beamten an ihnen vorbei die Treppe hinaufstürmten. Im Laufen zog Mayo seine .38er aus dem Schulterholster, blieb vor Franciscos Appartement stehen und schlug mit der Faust gegen die Tür.

»Aufmachen! Polizei!«

Er zählte bis fünf, und als sich drinnen nichts rührte, gab er dem einen Beamten, der sich links neben der Tür postiert hatte, ein Zeichen. Der nickte, nahm Anlauf und warf sich mit der Schulter gegen die Tür, die sofort aufsprang.

Der Vogel war ausgeflogen.

Auf dem Tisch stand noch das Frühstücksgeschirr, im Abwaschbecken stapelten sich weitere Teller mit angetrockneten Rühreiresten, daneben zwei leere Rotweinflaschen der billigsten Sorte.

Mayo ging ins Schlafzimmer. Das Bett war ungemacht, auf dem Stuhl unter dem einzigen Fenster und der verkratzten Kommode lagen haufenweise Kleidungsstücke. Trinca griff sich eine Hose und hielt sie hoch. Die Beine waren keinen halben Meter lang, eine Kinderhose.

»Das ist sein Zimmer«, stellte Trinca fest.

Mayo sah sich in dem Zimmer um, und während sein Blick die Wände entlangwanderte, stellten sich ihm die Nackenhaare auf. Beinahe jeder Quadratzentimeter Wand war mit Postern und Zeitungsausschnitten gepflastert. Wo immer er hinschaute, starrte ihm Angélique Belmont in jeder erdenklichen Pose entgegen. Da hingen Bilder aus Illustrierten neben Standfotos von *Overkill* und *Der Glöckner* und Paparazzi-Schnappschüsse aus den Klatschspalten der Tageszeitungen.

Mayo riß die Tür eines muffig riechenden Kleiderschranks auf. Auf dem Boden neben einem Paar Kinderturnschuhen entdeckte er eine TWA-Flugtasche. Er trug sie zum Bett und leerte ihren Inhalt sehr vorsichtig auf den Laken aus.

Zum Vorschein kamen zwei Kleenex-Schachteln, leere Parfumflaschen von Chanel und Chloe und eine zerbrochene Kassette - Chris de Burghs Soundtrack von *Overkill*. Außerdem eine Limoges-Kaffeetasse mit abgebrochenem Henkel und eine abgelaufene Kreditkarte, die in vier Teile zerschnitten und wahrscheinlich von anderer Hand sorgfältig wieder zusammengeklebt worden war - ausgestellt auf den Namen Angélique Belmont.

Schließlich noch ein Foto ihres Verdächtigen, Francisco Rivera, das auf einem Illustriertenbild von Angélique Belmont klebte.

Mayo warf Trinca einen raschen Blick zu. Er wußte, daß sie beide das gleiche dachten. Hier war ein Gestörter am Werke gewesen. Sie mußten Francisco finden, und zwar schnellstens.

Francisco stand hinter der Tür eines Seven-Eleven-Ladens und beobachtete, wie die Polizei in das Haus stürmte, in dem er wohnte. Er wußte, daß er jetzt nicht mehr in sein Appartement zurückgehen konnte, um sich Geld, Kleider oder das Foto an seinem Spiegel zu holen. Auch die Tasche mit den Erinnerungsstücken an Angel mußte er vergessen.

Armer Ramón. Er hatte ihn gerettet, ohne überhaupt zu wissen, weshalb sie hinter ihm her waren. Aber das war *tipico* für Ramón; der Reflex, gegen Obrigkeiten zu kämpfen, und die Angst vor der Polizei waren ihm wohl in die Wiege gelegt worden. Francisco tröstete sich mit dem Wissen, daß Ramón nichts verbrochen hatte und sie ihm demnach auch nichts anhaben konnten. Am Ende würden sie ihn freilassen und anschließend nach Frankreich zurückschicken, sobald sie herausgefunden hatten, daß sein Visum abgelaufen war.

Nein, Sorgen machte er sich um Angel.

Er hatte geglaubt, daß es mit Colombe ein Ende hätte. Aber Kalinsky war ein mindestens genauso schlechter Mensch gewesen, wenn nicht ein noch schlechterer.

Nachdem auch Kalinsky aus dem Weg geräumt war, hatte er gehofft, daß sie einen Mann finden würde, der ihre Liebe verdiente; doch statt dessen hatte sie sich Kevin Reyne ausgesucht.

Sie würde zugrunde gehen, und er könnte heulen, wenn er daran dachte, wie es geschehen würde. Wenn er ihr das doch nur begreiflich machen und sie aufhalten könnte...

Er war bereit, sein Leben für sie zu opfern, wenn es sein mußte. Er würde sie noch einmal aufsuchen und versuchen, ihr zu helfen.

Ehe es zu spät war.

19

David Mayo hielt einen Becher mit einer lauwarmen schwarzen Brühe in beiden Händen, dem Rest aus der büroeigenen Kaffeekanne, und ließ seinen Blick über die Skyline der Stadt wandern. Auf dem weißen Porzellanbecher prangte ein rotes Herz und darunter stand: »I LOVE DADDY«; Jennifer hatte ihm die Tasse vor ein paar Jahren zum Vatertag geschenkt. Bei dem Gedanken daran drückte ihn sein schlechtes Gewissen noch schwerer.

Der dicke rote Aktenordner reichte schon längst nicht mehr aus, um all die Informationen aufzunehmen, die er und sein Team von Detectives bislang im Fall Kalinsky zusammengetragen hatten. Laborberichte, Skizzen der schmalen Durchfahrt, Fotos vom Tatort und Ermittlungsberichte quollen aus dem Ordner, füllten die Pappschachtel neben seinem Stuhl und lagerten in diversen Stapeln entlang der vier Wände seines Büros. Nüchterne Schwarzweiß-Aufnahmen von Kalinskys Kopf und Körper, die eine über dem Autopsietisch des Gerichtsmediziners angebrachte Kamera geschossen hatte,

steckten am Schwarzen Brett gegenüber von Mayos Schreibtisch. Die Leiche strahlte die Unpersönlichkeit des Todes aus, obgleich Kalinsky eher betrunken als tot aussah.

Kalinsky sollte heute beerdigt werden. Er war schon seit einer Woche tot, und sie waren der Lösung des Falles noch nicht wesentlich nähergekommen, hatten nicht einmal eine handfeste Theorie. Die Ermittlungen konzentrierten sich inzwischen auf drei verschiedene Verdächtige, und Mayo war sich darüber ihm klaren, daß seine Erklärungen zunehmend hoffnungsloser klangen.

Und da war Angélique. Sie ging ihm nicht aus dem Kopf. Er verachtete sich für seine Schwäche und trotzdem, und trotzdem...

Was würde ich tun, wenn sie jetzt in mein Büro spaziert käme? fragte er sich. Die Erinnerung an gestern verfolgte ihn auf Schritt und Tritt, und den Duft ihres Parfüms vermeinte er selbst in der Polizeikantine zu riechen. Er ließ die Bilder und Geräusche dieser Stunde, die er in ihrem Schlafzimmer verbracht hatte, noch einmal Revue passieren und versuchte, die Erinnerung daran einzufangen. Er wollte sie als komprimierte, abrufbare Episode in seinem Gedächtnis abspeichern.

Er musterte sein Spiegelbild in der Plexiglasscheibe seines Bürofensters, nicht aus Eitelkeit, sondern um festzustellen, ob es diesen David Mayo überhaupt noch gab. Gestern hatte er nicht nur die Hand nach ihr ausgestreckt; er hatte sich auch in den Mann verliebt, der er hätte sein können.

Als jemand die Tür aufstieß, wurde Mayo jäh aus seinen Gedanken gerissen.

Es war Trinca, in Begleitung des Streifenbeamten Jack Cooper. »Ich glaube, es ist besser, Sie unterhalten sich einmal mit diesem Burschen«, sagte er zu Mayo.

»Was gibt's denn, Frank?«

»Das ist Jack Cooper. Er fährt für das Beverly Hills

Department Streife.« Er drehte sich zu dem jungen Mann um. »Erzählen Sie dem Lieutenant noch einmal, was Sie mir gerade berichtet haben«, forderte er ihn auf.

Cooper reagierte erfreut und gleichzeitig ein wenig verlegen auf die Aufmerksamkeit, die ihm plötzlich zuteil wurde. Er mußte sich erst einmal räuspern. »Es geht um diesen Rivera«, sagte er schließlich. »Den Zwerg.«

»Reden Sie weiter.«

»Nun, vor ungefähr sechs Monaten wurde ich per Funk zu einer Villa am Hollywood Drive beordert. Jemand hatte einen Herumtreiber gemeldet. Als ich bei der Villa ankam, sah ich einen Burschen wegrennen... erst dachte ich, es sei ein Kind... und schnappte ihn mir. Aber es war Ihr Mann, dieser Rivera, der Zwerg. Er hatte ein Kleid unter dem Arm, von dem ich vermutete, daß er es gestohlen hatte, und nahm ihn deshalb mit aufs Revier. Wir stellten den Besitzer der Villa fest, die, wie sich herausstellte, vermietet war, und zwar an eine gewisse...«

»Miß Belmont«, beendete Mayo den Satz.

»Ganz richtig, Sir.«

»Warum haben wir davon nichts im Computer?« wollte Mayo von Trinca wissen.

»Es erfolgte keine Anzeige, Sir«, beantwortete Cooper seine Frage. »Als wir Miß Belmont zu dem Vorfall befragten, sagte sie, sie habe das Kleid in die Mülltonne geworfen... und deshalb lag kein Diebstahlsdelikt vor.«

»Kannte sie diesen Mann? Haben Sie ihr seinen Namen genannt oder ihn beschrieben?«

Cooper zuckte die Achseln. »Das schien zum damaligen Zeitpunkt nicht notwendig zu sein.«

»Okay, danke, Cooper.«

»Sir«, nickte Cooper und ging hinaus.

Mayo sah Trinca an. »Das würde bedeuten, daß er sie schon

seit Monaten verfolgt.«

»Jetzt kann er ihr nicht mehr zu nahe kommen. Wir lassen ihr Haus rund um die Uhr beobachten.«

»Ja. Vielleicht.«

»Glauben Sie etwa, er will ihr an den Kragen? He, unser Bursche ist nur drauf aus, ihre Männer unschädlich zu machen, wenn ich unser Szenario hier richtig gedeutet habe.«

»Wie ich schon sagte, vielleicht. Irgendwie kann ich mir auf das Ganze noch keinen endgültigen Reim machen.«

»Wir überwachen sein Appartement, und wir überwachen sie. Irgendwann im Laufe des Tages wird eine Streife ihn auf der Straße aufgabeln, und das war's dann. Aus und vorbei.«

»Aus und vorbei«, echote Mayo. Er dachte an Angélique und fragte sich, was dieses »aus und vorbei« genau bedeuten würde.

Niemand auf dem riesigen American-Artists-Gelände hatte jemals Schwierigkeiten gehabt, Kevin Reynes Wagen ausfindig zu machen; es war ein knallgelbes 64er Cadillac-Cabrio, und auf dem Zulassungsschild prangte die einprägsame Buchstabenfolge »SUPERSTUD«. Reyne war am frühen Nachmittag im Studio eingetroffen, um den Pilotfilm zu einer neuen TV-Serie zu drehen, eine Sitcom, in der er neben Kirstie Alley die Hauptrolle spielte.

Francisco erkannte den Wagen sofort. Er hatte ihn viele Male in der Auffahrt vor Angéliques Haus am Benedict Canyon stehen sehen. Die Türschlösser und das Zündschloß waren mit einer Alarmanlage gekoppelt, doch da Kevin Reyne niemals die Türen verriegelte, wenn er sich auf dem Gelände befand, war diese Sicherheitsvorkehrung wirkungslos. Francisco stieg einfach in den Wagen, kletterte hinter den Beifahrersitz und versteckte sich dort. Er würde lange warten müssen, aber im Moment hatte er alle Zeit der Welt.

Es war ein Zeichen für McMurphys steigende Unruhe, daß er, statt wie üblich Mayo in sein Büro zu beordern, den Aufzug hinab ins Morddezernat nahm, um ihn persönlich aufzusuchen. Mayos Tür flog auf, McMurphy kam hereingestürmt, stützte die Hände auf Mayos Schreibtisch und fragte, ohne sich mit Vorreden aufzuhalten: »Was habt ihr herausgefunden? «

»Wir stecken noch mitten in den Ermittlungen«, gab Mayo zurück.

McMurphy beugte sich ein Stück weiter vor. »Haben Sie auch nur eine blasse Ahnung, wie viele Senatoren Kalinsky kannte?«

»Nein, Sir.«

»Hören Sie, David, heute nachmittag haben sie diesen Bastard in Forest Lawn eingebuddelt, unter den laufenden Kameras sämtlicher Nachrichtensender. In dem Leichenzug sind so viele Filmstars mitmarschiert, daß man glaubte, es ginge zur Oscar-Verleihung.«

»Ich weiß, Sir. Ich habe Trinca rausgeschickt, um sich das Spektakel anzuschauen.«

»Wo ist dieser verfluchte Zwerg, nach dem Sie suchen?«

»Wir haben gerade eine telefonische Beschwerde des Sicherheitschefs der American Artists Studios hereinbekommen. Da hat sich jemand während der Besichtigungstour heute nachmittag verdrückt. Die Beschreibung des Abtrünnigen paßt exakt auf unseren Verdächtigen.«

»Dieser Winzling hat eine Tour durch das Studiogelände gebucht?«

»Sieht so aus.«

»Und es ist Ihr Mann, sind Sie sich da sicher?«

Mayo runzelte die Stirn; wie viele Männer gab es wohl in Los Angeles, die kleiner als einen Meter zwanzig waren? Das konnte kein Zufall sein. Die American Studios sagten, er sei einer der

zwanzig Besucher der Nachmittagstour gewesen. Der Führer behauptete, er sei noch bei der Gruppe gewesen, als sie das Requisitenlager besichtigt hatten, aber anschließend habe er ihn nicht mehr in der Rundfahrtbahn gesehen. Das war gegen drei Uhr gewesen, aber das Morddezernat hatte erst vor einen halben Stunde die Meldung erhalten.

»Das ist doch alles Quatsch! Wo ist da der Sinn?«

»Ich bin ganz Ihrer Meinung, Sir.«

»Was hat dieser Rivera denn in den American Studios zu suchen?«

»Keine Ahnung. Die dortigen Sicherheitskräfte haben das ganze Gelände nach ihm abgesucht, ihn aber nicht gefunden. Trinca ist bereits auf dem Weg dorthin, um sich genauer zu informieren.«

»Glauben Sie, er war hinter jemand her? Kevin Reyne? Angel?«

»Miß Belmont war heute nachmittag auf Kalinskys Beerdigung. Kevin Reyne war auf dem Studiogelände, hat es aber verlassen, kurz bevor wir die Meldung hereinbekommen haben.«

»Und was gedenken Sie zu unternehmen, um diesen Kerl zu finden?«

»Wir haben eine Fahndungsmeldung rausgegeben, wir überwachen die Flughäfen und alle Bahnhöfe und Busbahnhöfe. Wir haben bei einer Pariser Filmagentur ein Foto von ihm angefordert, das morgen in allen Tageszeitungen von Los Angeles erscheint und in den Frühnachrichten aller Fernsehsender gezeigt wird. Wenn er sich hier irgendwo herumdrückt, wird ihn mit Sicherheit jemand festhalten und nicht nur ihn, sondern wahrscheinlich auch sämtliche anderen zu kurz geratenen Individuen dieser schönen Stadt. Ich wette sogar, daß morgen abend um diese Uhrzeit jeder Kleinwüchsige im Staate Kalifornien einen berechtigten Grund hat, das Los

Angeles Police Department zur Hölle zu wünschen. Zudem stehen Reynes Villa am Outpost und auch die von Miß Belmont rund um die Uhr unter Beobachtung. Dort kann unser Mann sich keinesfalls blicken lassen. Morgen abend haben wir ihn.«

»Kann ich diese Erklärung zitieren?«

»Ja, aber bitte anonym«, entgegnete Mayo und schluckte hart.

»Vermasseln Sie diese Sache bloß nicht«, knurrte McMurphy, wobei er Mayo den Zeigefinger vor die Nase hielt und ohne ein weiteres Wort aus seinem Büro stürmte.

Vom Mulholland Drive aus konnte Kevin Reyne die ganze Küste entlang bis nach Baiboa blicken und landeinwärts bis zur Sierra Madre. Im Rückspiegel sah er das ganze San-Fernando-Tal, das jetzt ein einziges blitzendes Lichtermeer war. Hier oben war er der Herr der Welt. Er war das hellste Licht, der glänzendste Stern. Er schob eine andere CD in die Stereoanlage seines Cadillac, Guns 'n' Roses, »Live and Let Die«.

Als er vom Mulholland Drive zu Angéliques Haus abbog, bemerkte er den unauffälligen Wagen am gegenüberliegenden Straßenrand und ließ sein Fernlicht aufblitzen, um die unsichtbaren Insassen zu beleuchten. Cops. Er stellte sich vor, wie sie fluchten, und grinste schadenfroh. Hier kam er, auf dem Weg zu einem Superklasse-Fick, während sie die ganze Nacht da draußen Schmiere stehen, lauwarmen Kaffee aus der Thermoskanne trinken und die Scheinwerfer auf dem Mulholland Drive beobachten mußten. Arme Schweine.

Er gab sich vor dem Lautsprecher der Sprechanlage zu erkennen, worauf die eisernen Torflügel aufschwangen, um ihn hereinzulassen. *Live and let live,* sang er, drückte auf die Hupe und winkte den bemitleidenswerten Kerlen zu, die beim abendlichen Dienstlotto diesen öden Beobachtungsjob gezogen hatten. Sie winkten nicht zurück. »Ach, leckt mich doch, wenn ihr keinen Spaß versteht.«

Während sich hinter ihm das Tor schloß, rollte er die Auffahrt entlang zum Haus.

Heute haben sie Noah Kalinsky begraben, fiel ihm gerade ein. Schade, daß er nicht zur Beerdigung gehen konnte. Er hätte sich gerne davon überzeugt, daß sie den Sargdeckel auch ordentlich zugenagelt hatten. Ein Arschloch ohne Geschäftsbereich. Und wenn er nicht unter so spektakulären Umständen gestorben wäre, würde sich bald kein Mensch mehr an seinen Namen erinnern.

Wenn er sich vorstellte, daß er wegen dieses Kerls ins Schwitzen geraten war. Seit diesem einen Besuch am Morgen waren die Cops nicht mehr wiedergekommen. He, er war schließlich Kevin Reyne, oder nicht? Weshalb sollte er sich da ins Hemd machen?

»*... if this ever changing world in which we're living, makes you give in and cry...*«

Er hatte ein paar Pillen eingeworfen, um sich in Stimmung zu bringen und sicherzugehen, daß sein bestes Stück nach diesem anstrengenden Drehtag auch hübsch steif wurde und stand. Den ganzen Tag hatte er an Angel gedacht. Eine Nase Koks, ein paar Gläser Wodka und dann ab mit ihr in die Kiste. Er sprang aus dem Wagen und knallte die Tür hinter sich zu.

Auf dem Weg zur Haustür drehte er sich noch einmal um, schaute zur Straße zurück und fragte sich, ob die Cops ihn noch sehen konnten. Für alle Fälle vollführte er ein paar eindeutige Bumsbewegungen, um sie zu ärgern.

»Live and let live« trällerte er und rannte die Stufen zum Haus hoch.

Leise stöhnend streckte Francisco seine steifen Glieder. Seit mehr als vier Stunden hockte er jetzt schon zusammengekrümmt hinter dem Fahrersitz in dem Cadillac, und die Knie und die Knöchel taten ihm weh. Aber die Schmerzen hatten sich gelohnt.

Jetzt war er ganz in ihrer Nähe und konnte sie retten.

20

Francisco wartete noch eine weitere Stunde, ehe er leise die Fahrertür öffnete und auf allen Vieren aus dem Wagen kroch. In geduckter Haltung blieb er auf dem Kies hocken und bewegte mit zusammengebissenen Zähnen die Beine, bis sich die Verkrampfungen gelöst hatten und sein Blut wieder frei zirkulierte.

In den Bäumen installierte Scheinwerfer beleuchteten die Vorderfront des Hauses. Er wußte, daß die Zufahrt durch die hohen Zedernbäume verdeckt war, wollte aber kein Risiko eingehen. Noch immer in geduckter Haltung, huschte er seitlich am Haus vorbei. Der dumpfe Ruf einer Eule schallte aus dem Tal herauf.

Die hintere Terrasse war leer, die aquamarinblaue Wasseroberfläche des Pools kräuselte sich leicht im Wind. Ein Taschenbuch und eine Sonnenbrille lagen verlassen auf den Steinfliesen, auf der Lehne einer Sonnenliege hing ein Bikini-Top.

Francisco hob es auf, faltete es ordentlich zusammen und schob es ehrfürchtig in die Tasche seines blauen Nylonanoraks.

Die Balkontüren, die auf die Terrasse führten, standen sperrangelweit offen. Als Francisco ins Haus huschte, umfingen ihn sofort die unverwechselbaren Spuren ihrer Anwesenheit; der Duft von Sonnenöl und ihrem Parfüm, der Abdruck ihrer Lippen auf dem Rand eines leeren Glases. Francisco sog diese lebendigen Spuren ein und schöpfte daraus neue Kraft.

Kevin Reyne legte sich auf den Rücken und ließ sich von Angélique mit einem seidenen Schal die Hände an die Bettpfosten fesseln, obwohl er dabei einen Moment der Panik

durchlebte, die er standhaft unterdrückte. Er erinnerte sich noch zu gut, wie sie ihn beim letzten Mal gequält und mit dem Gerede über Katie Lee und seine Kinder verunsichert hatte.

Aber er erinnerte sich auch, daß das die heißeste Sex-Nummer gewesen war, die er je erlebt hatte, und daß die Angst, die ihm dabei über den Rücken gekrochen war, seine Ekstase nur noch gesteigert hatte. Ob sie es wohl schaffen würde, ihm auch diesmal wieder die gleichen geilen Sinnenfreuden zu bescheren? fragte er sich, obwohl er wußte, daß das »erste Mal« immer am aufregendsten war, ganz gleich, ob es sich um eine neue Droge oder eine neue Frau handelte.

Aber vielleicht doch...

Angélique kniete nackt zwischen seinen Beinen, hatte den Oberkörper nach vorne gebeugt, so daß ihre Haarflut sanft über seine Brust strich. Sie brachte ihren Mund ganz nahe an sein Gesicht, blies ihm über die Augen, die Wangen und die Lippen. Trotz seines brennenden Verlangens berührte sie ihn nicht, ließ ihren Atem nur spielerisch über seine Arme streichen, seine Schultern, seine Brust...

»Komm, mach schon«, keuchte Reyne.

Sie sah zu ihm auf und lächelte. »Warum die Eile?« flüsterte sie heiser. »Wir haben die ganze Nacht Zeit.«

Francisco beobachtete die beiden von der offenen Tür aus.

Das gebrochene Licht der Scheinwerfer und der Poolbeleuchtung, das von draußen in den Raum fiel, zeichnete ihre Schatten deutlich nach. Als eine Bodendiele unter Franciscos Füßen knarrte, hielt er inne und wagte kaum mehr zu atmen. Doch Reynes Stöhnen war so laut, daß es alle anderen Geräusche mühelos übertönte.

Sie kniete über ihm, verwöhnte ihn wie eine unterwürfige Sklavin, und Francisco glühte vor Wut. Wie konnte sie sich vor einem solchen Mann nur so erniedrigen? Unwillkürlich kam ihm Marquichita in den Sinn, und er erinnerte sich, wie sie es vor

seinen Augen mit Camino und mit Ramón getrieben hatte. Es schien ihm, als habe er sein ganzes Leben lang die Welt durch ein Fenster beobachtet, alles mitangesehen, ohne je selbst an diesem Leben teilgenommen zu haben. Vielleicht konnte er sich ihr heute nacht erklären und einen Platz im Leben dieses exotischen und fremden Wesens finden.

Reynes schweißgebadeter Körper glänzte wie warmes Öl. Er hatte die Augen geschlossen, sein Mund stand weit offen, seine Brust hob und senkte sich unter seinen pumpenden Atemstößen. Angélique glitt von ihm herab und griff nach einem Handtuch. Kevin Reyne begann sie zu langweilen, aber sie verstand ihn jetzt.

Und das unterschied sie nun von ihm.

Sie glaubte, ein Geräusch im Nebenzimmer gehört zu haben, und schaute hoch. Sie konnte nur Schatten erkennen; vielleicht hatte sie es sich auch nur eingebildet. Doch dann dachte sie an den Zwerg in der Boutique und daran, weshalb Mayo es für angebracht hielt, ihr Haus rund um die Uhr bewachen zu lassen. Ein Angstschauer jagte ihr über den Rücken, aber sie faßte sich gleich wieder.

Sie warf sich den seidenen Morgenrock über, ging ins Nebenzimmer und knipste die Tischlampe an.

Dort saß er, im Dunkeln, auf dem grauen Ledersofa. Ihr wurde klar, daß er schon eine ganze Weile dort sitzen mußte. Wie hatte er es nur geschafft, in ihr Haus zu gelangen? Es war ihm gelungen, sich an den Hunden vorbei in ihr Haus in L'Isle-Adam zu schleichen, in diese Boutique am Rodeo Drive, und jetzt war er irgendwie an Mayos Leuten vorbeigehuscht. Aber sie war schon früher mit ihm fertiggeworden. Sie würde es auch diesmal schaffen. »Sie schon wieder.«

»Haben Sie keine Angst«, sagte er.

»Ich habe keine Angst.«

»Machen Sie das Licht aus«, sagte er.

»Warum?«

»Ich möchte nicht, daß Sie mich sehen, und Sie anzusehen, macht es nur noch schlimmer. Es ist besser so. Im Dunkeln sind wir gleich. Bei Licht, das weiß ich, verabscheuen Sie mich.«

Er langte nach dem Lichtschalter und knipste ihn aus.

»Was wollen Sie?« fragte sie ihn.

»Ich will Ihnen helfen.«

Sie wußte, daß sie ruhig bleiben und die Situation unter Kontrolle bringen mußte. »Mir helfen?« sagte sie. »Wie?«

»Wissen Sie, wie sehr ich Sie liebe?« flüsterte er.

»Ist es das, was sie wollen? Soll ich Ihre Liebe erwidern?« Er lachte; das schrille Lachen eines Verrückten.

»Nein, selbstverständlich nicht. Wie könnten Sie so jemanden wie mich lieben?«

»Was wollen Sie dann? Was tun Sie hier?«

»Schläft er?«

Sie dachte rasch über den Grund für diese Frage nach. »Wenn ich schreie, wacht er sicher auf.«

»Ich werde Ihnen keinen Anlaß zum Schreien geben.« Angélique setzte sich auf die Kante eines anderen Ledersofas, gut zwei Meter von ihm entfernt. Langsam bewegte sie ihre Hand über die Armlehne in Richtung Lichtschalter. »Ich habe Ihnen in Paris eine Chance gegeben. Sie wissen, ein zweites Mal kann ich das nicht tun. Ich muß die Polizei informieren, und diesmal lasse ich mich durch nichts davon abbringen.«

»Ich möchte nur mit Ihnen reden.«

»Dann reden Sie.«

»Es war kein *clochard,* der Roger Colombe umgebracht hat.«

»Wissen Sie, wer es war?«

»Natürlich.« Wieder dieses verrückte Kichern. »Dieselbe Person, die auch Noah Kalinsky getötet hat!«

Ihr Mund wurde trocken. Sie fragte sich kurz, ob sie Kevin wecken sollte, doch bei den Pillen, die er im Blut hatte, bedurfte es dazu schon einer mittleren Explosion. Außerdem war er immer noch ans Bett gefesselt. »Sprechen Sie weiter. Deshalb sind Sie ja gekommen.«

»Warum geben Sie sich mit diesen Kreaturen ab, Angel? Mir hat das Leben nichts gegeben, Ihnen jedoch alles. Warum lassen Sie sich von diesen Männern zugrunde richten?«

»Das geht Sie nichts an.«

Er wurde zusehends erregter. Seine Silhouette hüpfte beim Sprechen auf und ab. »Das geht mich sehr wohl etwas an! Ich habe Ihr Leben nämlich zu meiner Sache gemacht! Jemand muß sich um Sie kümmern. Es gibt niemanden auf der Welt, der die Schönheit so achtet wie jemand, der Schönheit nie gekannt hat.«

Ja, entschied sie. Definitiv übergeschnappt. Aber er wird mir nichts tun. Nicht, wenn ich vorsichtig bin. »Ich entscheide selbst, wen ich liebe.«

»Sie lieben diese Männer doch gar nicht!«

»Nicht mehr, sie sind tot. Und sie haben nicht mich zugrunde gerichtet, sondern nur sich selbst.«

»Aber sie werden Sie zugrunde richten! Ihr Geist wird Ihnen eines Tages zum Verhängnis werden!«

Jetzt schaltete sie die Lampe doch an. Francisco schaute sie an, erschrocken und enttäuscht. Er sah gar nicht so furchterregend aus, dachte sie; nicht, wenn man wußte, was man von ihm zu erwarten hatte. Nein, er war nicht richtig häßlich, eher bizarr.

»Sie sind so wunderschön«, wisperte er.

»Ich möchte, daß Sie jetzt gehen«, entgegnete Angélique.

»Ich kann jetzt nicht gehen, das wissen Sie. Ich muß bleiben. Ich kann all die Sünden von Ihnen abwaschen, wenn Sie es zulassen. Und dann wird alles wieder gut. Dann können sie Sie

nicht mehr zugrunde richten.«

»Wovon reden Sie, um Himmels willen?«

»Versprechen Sie mir nur, daß Sie Kevin Reyne nicht mehr wiedersehen. Es wird sich lohnen, dieses Opfer zu bringen. Ich helfe Ihnen dabei. Ich liebe Sie mehr, als Sie je ein Mensch in Ihrem Leben geliebt hat.«

Der Lampenfuß aus grünem Onyx war massiv und schwer. Angélique schloß ihre Finger darum. »Gehen Sie.«

»Bitte.« Er rutschte vom Sofa und kam auf sie zu.

Mit einer einzigen Bewegung war sie aufgesprungen und holte aus, um die Lampe gegen seinen Kopf zu schleudern. Er duckte sich, und im selben Augenblick spannte sich das Stromkabel, der Stecker blieb in der Dose stecken und verhinderte den Schlag. Francisco starrte sie mit offenem Mund und zutiefst betroffen an.

»Nicht«, sagte er.

Sie holte noch einmal aus, und diesmal traf ihn der Lampenfuß am Kopf und sandte ihn zu Boden. Angélique ließ die Lampe fallen und floh aus dem Zimmer.

Reyne tauchte kurz aus seinen Träumen auf, hörte die Lampe auf dem Fußboden aufschlagen und Angélique die Treppe hinunterrennen. Die zwei Pillen, die er nach Verlassen des Studios genommen hatte, hatten inzwischen ihre volle Wirkung entfaltet. Das nächste, und letzte, was er mitbekam, war eine dunkle Silhouette über ihm, mit einem Messer in der erhobenen Hand. Er versuchte aufzustehen und wegzulaufen, aber etwas hinderte ihn. Da erst dämmerte ihm, daß er noch immer ans Bett gefesselt war. Sein Mund öffnete sich zu einem Schrei, doch da sauste das Messer schon nieder und erstickte jeden weiteren Laut.

21

Über dem Mulholland Drive schwebte ein Hubschrauber, dessen Suchscheinwerfer das Waldstück unterhalb des Hauses ableuchteten. In der Einfahrt parkten drei Streifenwagen der Polizei von Los Angeles und der Dienstwagen des Gerichtsmediziners. In einem der Streifenwagen, vorne auf dem Beifahrersitz, saß Angélique Belmont. Da sie nur einen dünnen seidenen Morgenrock trug, hatte man ihr eine Decke umgelegt, um sie warm zu halten und vor den neugierigen Blicken der Detectives und Streifenbeamten zu schützen. Eine weibliche Polizeibeamtin vom Beverly Hills Police Department stand neben ihr, eine Hand auf ihrer Schulter, die andere abwesend um das Mikrofon geschlossen. Das blecherne Bellen aus der Funkanlage hallte durch das Tal.

Mayo beugte sich zu ihr herab. »Miß Belmont«, sprach er sie an. Angélique streckte die Arme aus und klammerte sich an ihm fest. Daß ihr dabei die Decke von den Schultern rutschte, schien sie nicht zu stören. Mayo, der merkte, daß alle sie anstarrten, versuchte, sich von ihr zu befreien. Doch sie klammerte sich nur noch fester an ihn. »Es ist gut«, flüsterte er. »Ganz ruhig.«

»... es war... grauenhaft...«

»Beruhigen Sie sich.«

Es gelang ihm, sie wieder zurück in den Wagen zu manövrieren, und ihr die Decke umzulegen. Die Beamtin sah bewußt zur Seite. »Sie steht unter Schock«, erklärte er ihr.

»Ich glaube, Sie sollten sie von einem der Sanitäter anschauen lassen.«

»Ja, Sir.«

»Und halten Sie sie warm.«

Mayo sah hoch. Neben ihm stand jetzt Trinca, das Gesicht zu einer anklagenden Miene verzogen. Frank kann schlimmer sein

als ein Priester, dachte Mayo. »Sie steht unter Schock«, wiederholte er.

»Ja, Sir. Möchten Sie sich im Haus umsehen?«

»Wie geht's Reyne?«

»Mister Reyne befindet sich bis auf weiteres im Jenseits«, sagte Trinca. »Sie sehen ihn sich besser an.«

»Aber gewiß doch.«

»Ich bin so froh, daß Sie hier sind«, seufzte Angélique und griff nach Mayos Hand. Mayo wandte sich wortlos ab und folgte Trinca ins Haus.

Der Notarztwagen war vor einer halben Stunde eingetroffen. Trinca, der fünf Minuten später ankam, hatte sofort den Tatort abgesichert und seither niemanden ins Schlafzimmer gelassen, weder das Ärzteteam noch die Techniker vom Labor. Er wußte, daß Mayo den Tatort unberührt sehen wollte.

Kevin Reyne lag nackt mit ausgestreckten Armen und Beinen auf den roten Seidenlaken, die Handgelenke noch immer an die soliden Messingpfosten des Betts gefesselt. Sein Mund stand leicht offen, die im Tod erstarrten Augen unter den halb geschlossenen Lidern waren glasig. In der Mitte seiner Brust klaffte ein Loch. Das Blut in der Wunde und auf den Bettlaken war inzwischen dickflüssig geworden.

Am Fußende des Betts lag ein Messer mit Horngriff. Es war mit Reynes Blut beschmiert. Die Mordwaffe.

Trinca angelte einen Doughnut aus der Papiertüte in seiner Jackentasche und biß genüßlich hinein. »Sehen Sie sich nur sein bestes Stück an«, sagte er.

Einer der Uniformierten unterdrückte ein Lachen.

Das Blut war bis an die Wände gespritzt. Kevin Reyne war aufgeplatzt wie ein reifer Pfirsich. Trinca konnte förmlich hören, was Mayo gerade dachte.

»Könnten auch Spezialeffekte sein«, sagte er.

Mayo war an diesem Abend nicht in der Stimmung für Trincas makabre Scherze. »Warum ist er ans Bett gefesselt?« sagte er.

»Eine schärfere Variante der Missionarsstellung. Sie wissen ja, wie es bei diesen Leuten zugeht.« Trinca biß in seinen Doughnut und beobachtete Mayos Reaktion aus den Augenwinkeln.

»Okay, der Leichenbeschauer kann jetzt rein«, brummte Mayo.

»Sollten wir uns nicht versichern, daß der da nicht Reynes Double ist?«

Mayo ignorierte Trincas Bemerkung und ging ins Nebenzimmer. Francisco saß auf der Couch, die Hände mit Handschellen hinter dem Rücken gefesselt, rechts und links zwei Uniformierte, die ihn bewachten.

Das also war ihr Killer.

Mayo studierte ihn sorgfältig: Jeans, Joggingschuhe, ein weißes Sweatshirt, blauer Nylonanorak mit Reißverschluß. Er hatte olivbraune Haut, und das lange schwarze Haar fiel ihm ins Gesicht. Er sah traurig und elend aus, ganz und gar nicht die exotische Gestalt, die Mayo erwartet hatte. Er verspürte sogar ein wenig Mitleid mit ihm.

»Ihr Name ist Francisco Rivera?« sprach Mayo ihn an.

Der Mann nickte mit dem Kopf.

Trinca war Mayo ins Nebenzimmer gefolgt, und Mayo drehte sich jetzt zu ihm um. »Was ist passiert?«

Trinca warf einen Blick in sein Notizbuch. »Einundzwanzig Uhr sechzehn, Miß Belmont rennt auf die Straße und alarmiert Davis und Schulz... die beiden Jungs, die das Haus observierten. Sie habe nur irgend etwas Unverständliches gestammelt, sagen sie, und auf das Haus gedeutet. Schulz blieb bei ihr, Davis ging ins Haus, um nachzusehen, was los war. Er fand unseren

Burschen noch neben dem Bett.«

»Was machte er da?«

»Davis sagt, er starrte den Toten wie hypnotisiert an.«

Mayo bemerkte die Onyxlampe auf dem Fußboden. »Und weiter?«

»Davis zog seine Waffe, befahl unserem Burschen, sich auf den Boden zu legen und legte ihm Handschellen an.«

»Wo war die Mordwaffe?«

»Lag genau so auf dem Bett wie jetzt.«

»Okay. Und dann?«

»Dann las ihm Davis seine Rechte vor und erstattete Meldung.«

»Hat der Bursche etwas gesagt?«

»Nur, daß er es war.«

»Das hat er zugegeben?«

Trinca nickte.

»Das war aber nett von ihm.« Mayo schaute Trinca an, der seinen Blick erwiderte, und beide dachten sie das gleiche: Endlich ist es geschafft. Der Fall ist gelöst. »Erzählen Sie mir bloß nicht, daß auch der Name Noah Kalinsky gefallen ist.«

»Dazu brauchte es keinerlei Aufforderung von mir, Sir. Der freundliche Herr ist freiwillig damit herausgerückt und hat auch diesen Mord gestanden.«

»Wie nett.«

»Nicht wahr?«

Mayo warf einen Blick ins angrenzende Schlafzimmer: Kevin Reyne aufgeschlitzt auf dem Bett, Blutspritzer auf dem Laken, die Mordwaffe zu seinen Füßen. Eindeutiger ging es wirklich nicht.

Er bemerkte die Ausbuchtung an Franciscos Jacke, griff in dessen Tasche und zog das Bikinioberteil heraus. »Was zum

Teufel ist das?«

»Ich habe es genommen«, sagte Francisco.

»Und wozu, verdammt nochmal?«

»Als Erinnerung an sie.«

Mayo unterdrückte einen Schauder. Beim Anblick dieses Burschen lief es ihm eiskalt den Rücken runter. Er wandte sich an Trinca. »Am besten bringen Sie ihn gleich aufs Revier, verlesen ihm seine Rechte und sehen zu, daß Sie seine Aussage zu Papier bringen, bevor das Wahrheitsserum, oder was immer er geschluckt haben mag, zu wirken aufhört.«

»Wird gemacht«, sagte Trinca und steckte sein Notizbuch ein.

»Schon mit Miß Belmont gesprochen?«

»Sie ist im Moment etwas angeschlagen. Schock - wie Sie schon sagten«, fügte Trinca etwas gereizt hinzu. »Ja, Schock«, murmelte Mayo. Gott sei Dank! Es war vorbei.

22

Marius starrte nachdenklich auf die gerahmte Fotografie, die über der Bar hing; eine lächelnde Frau, ein glückliches Kind, ein zufriedener Mann. Er erinnerte sich genau an den Tag, als er dieses Bild aufgenommen hatte - mit Hilfe des Selbstauslösers und der Zeitautomatik, damit er die Kamera richtig einstellen und noch seine Position in der Gruppe einnehmen konnte. Er hatte das Bild im Garten von Rambouillet aufgenommen, an einem Sommernachmittag, als Angélique sechs Jahre alt war - ehe alles aus dem Lot geriet. Ein Bild aus einem anderen Leben, das schon eine Ewigkeit zurückzuliegen schien. Es berührte ihn, daß Angélique dieses Bild aufgehängt hatte. Lange Zeit hatte er geglaubt, sie habe nichts von ihrem gemeinsamen früheren Leben aufbewahrt.

Er schenkte sich ein Glas Brandy ein und ging damit hinaus

auf die Terrasse, während er in Gedanken die vergangenen Stunden noch einmal durchging. Angélique hatte die vergangene Nacht in einem Privatzimmer im Cedars-Sinai-Hospital bei Fairfax verbracht, nachdem der Arzt ihr ein Schlafmittel verabreicht hatte. Am Morgen hatte man sie nach Hause und in seine Obhut entlassen. Endlich durfte er sich wieder um sie kümmern. Wenn er daran dachte, wie nahe er daran gewesen war, sie zu verlieren, kamen ihm die Tränen.

Die Polizei hatte zwei Streifenwagen abgestellt, um sie zurück zu Angéliques Haus und durch die wartende Reportermenge vor dem Tor zu eskortieren. Anschließend hatte er sie in einem der Gästezimmer zu Bett gebracht, da sie noch immer unter dem Einfluß der Beruhigungsmittel stand, und die Ärzte ihm gesagt hatten, daß sie dringend Ruhe benötige. Anfangs hatte er gezögert, sie zurück in dieses Haus zu bringen, wo sich erst wenige Stunden zuvor diese schreckliche Tragödie ereignet hatte, aber er konnte sie ja schlecht in seiner billigen Pension in West Hollywood einquartieren. Außerdem hatte Mayo ihm versichert, daß er hier in ihrem Haus bessere Sicherheitsvorkehrungen für sie treffen könne als in einem Hotel.

Das Gästezimmer lag gleich neben der Terrasse. Marius warf einen Blick durch den Türspalt. Sie schlief immer noch tief und fest. Er schlüpfte leise durch die Tür und setzte sich zu ihr aufs Bett. Der Anblick ihres friedlichen Gesichts ließ ihn die vergangenen zwanzig Jahre beinahe vergessen. Sie war wieder sein kleines Mädchen, sein Baby, sein kleiner Engel. Spontan streckte er seine Hand aus und strich ihr eine blonde Locke aus der Stirn.

Sie schlug die Augen auf und lächelte ihn an.

»Ich wollte dich nicht wecken.«

»Ist schon okay.«

»Wie fühlst du dich?«

»Müde.«

Sie wirkte klein und zerbrechlich. So wie damals, erinnerte sich Marius, als sie die Masern gehabt hatte; sie war sieben und lag eine ganze Woche mit ihrem gelben Teddybären im Arm im Bett. Jeden Abend brachte er ihr ein kleines Geschenk, ein Malbuch oder eine Puppe, mit, wenn er aus Paris zurückkam.

»Der Doktor sagte, du brauchst viel Ruhe.«

»Ist alles vorbei?«

»Ja, es ist alles vorbei«, nickte er ermutigend. Er beugte sich zu ihr herab und gab ihr einen Kuß auf die Stirn. Sie glühte. »Alles vorbei.«

»Haben sie diesen... diesen Mann erwischt?«

»Er sitzt hinter Schloß und Riegel. Er kann dir niemals wieder etwas tun.«

»... Kevin...«

»Es war nicht deine Schuld.«

»Ich bin in Panik geraten, wollte nur Hilfe holen und hätte nie damit gerechnet, daß er...«

Marius strich ihr beruhigend über die Hand. Sie regte sich wieder auf. »Ich danke Gott, daß dir nichts passiert ist.«

»War er es... hat er auch Noah umgebracht?«

»Er hat alles gestanden. Du mußt jetzt wieder schlafen.«

»Er hat alles gestanden?« Ihre Augen füllten sich mit Tränen.

»Shhh. Es ist alles vorbei.«

Ja, es war vorbei. Sie würden noch einmal neu anfangen, und dabei würde doch noch etwas Gutes herauskommen. Er wußte, wie sehr sie unter der Tragödie mit Simone gelitten hatte, und mußte seinen Anteil daran akzeptieren. Aber jetzt hatte er die Chance, etwas wiedergutzumachen. »Alles ist wieder gut«, sagte er. »Ich werde auf dich aufpassen.«

Kaum waren sie vom Mulholland Drive abgezweigt, hatten die Presse- und Nachrichtenreporter sie erspäht und kamen auf ihren Wagen zugerannt. »Mach bloß das Fenster nicht auf«, sagte Mayo. Trinca steuerte den Cavalier durch die sensationslüsterne Meute von Journalisten und Videoteams, die ihren Wagen im Nu umstellt hatten und ihnen Fragen zuriefen.

Nur wenige Minuten nach seinem Eintreffen am Tatort waren die Reporter zu Angéliques Haus gekommen und seither hielten sie dort die Stellung. Der Mord an Reyne hatte im ganzen Land für Schlagzeilen gesorgt, und nachdem der Kalinsky-Fall der Öffentlichkeit bereits den Mund wäßrig gemacht hatte, schnappten die Leute jetzt gierig nach jedem Stück Information, ganz gleich, ob es sich dabei um die Wahrheit oder um Gerüchte handelte. Hollywood erlebte gerade die Sensation des Jahres. Mayo entdeckte in dem hektischen Durcheinander die Aufnahmeteams der verschiedensten Fernsehsender sowie die bekannten Journalisten aller führenden Tageszeitungen und Wochenmagazine des Landes; sogar aus London war ein Reporterteam angereist. Er hatte ein halbes Dutzend uniformierte Beamte angefordert und vor dem Tor postiert, um die Presse unter Kontrolle zu halten, und weitere vier Beamte, die mit Hunden auf dem Grundstück patrouillierten. Am Vormittag hatte er noch weitere Beamte abkommandieren müssen, nachdem es zwischen einem französischen und einem japanischen Fernsehteam zu Handgreiflichkeiten gekommen war, die zu zwei Festnahmen führten.

Um acht Uhr morgens hatte der Polizeichef eine knappe Presseerklärung folgenden Inhalts abgegeben: Der berühmte Filmschauspieler Kevin Reyne sei tot, eine Miß Angélique Belmont mit Medikamenten ruhiggestellt worden und die Mordkommission vernehme im Augenblick einen Tatverdächtigen. Mit einer Anklageerhebung sei im Laufe des Tages zu rechnen.

Die Medien gierten nach weiteren Details.

Als sie durch die aufgeregte Menschenmenge fuhren, sah Mayo einen Mann in weißem Hemd, der sich neben dem Tor zurechtstellte, um vor einer Videokamera zu sprechen. Ein mit einem Schminkpinsel bewaffnetes Mädchen tanzte noch aufgeregt um ihn herum, als der Kameramann plötzlich von seiner Kamera weggedrängt wurde, weil eine Flut von Reportern auf die elektronisch gesteuerten Torflügel zuschwappte, als sich diese wieder schlossen. Wenn das das Leben der Prominenz war, dachte Mayo, dann neidete er niemandem seinen Ruhm.

Die letzte Begegnung von Marius Belmont mit den beiden Detectives hatte im Vernehmungsraum der Mordkommission im West Los Angeles Police Department stattgefunden. Damals war Marius der Hauptverdächtige im Mordfall Noah Kalinsky gewesen.

Jetzt musterte er sie arrogant über seinen Nasenrücken hinweg. »Was wünschen Sie?«

»Wie geht es Miß Belmont?«

»Sie schläft. Die Ärzte im Sinai haben ihr ein Beruhigungsmittel gegeben.«

»Wir müssen mit ihr sprechen«, sagte Trinca.

»Jetzt?«

»Es dauert nur ein paar Minuten, Sir«, beharrte Mayo. »Hier geht es nicht um einen Einbruch. In der Leichenhalle liegen die sterblichen Überreste eines weiteren Hollywood-Prominenten, und die Leute hier in der Stadt haben das Recht auf eine umfassende und prompte Erklärung. Es wäre uns sehr lieb, wenn wir die Sache heute noch vom Tisch hätten.« Da Marius sich nicht von der Stelle rührte, fügte Mayo in schmerzlichem Tonfall hinzu: »Muß ich Sie darauf hinweisen, Sir, daß ich für Miß Belmont heute ein ganzes Bewachungskommando abgestellt habe? Ich denke, dafür kann ich ein wenig Mithilfe von Ihrer Seite erwarten, oder?«

Marius trat mißmutig einen Schritt zur Seite. »Sie dürfen Sie

nicht aufregen«, meinte er schroff.

Trinca und Mayo folgten ihm ins Haus. »Hat sie schon gesprochen?« erkundigte sich Mayo.

»Sie war für eine Weile wach und hat sich ein wenig mit mir unterhalten. Sie wollte wissen, ob Sie diesen *petit salaud* gefaßt haben, der diese grauenhafte Tat begangen hat.«

»Und, haben Sie ihr die gute Nachricht mitgeteilt?«

»Ich wette, Sie sind enttäuscht, daß ich es nicht war.«

»Enttäuschung gehört nicht zu unserem Job, Sir. Nehmen Sie unsere Befragung nicht persönlich.«

»Als Mörder verdächtigt zu werden ist etwas sehr Persönliches.«

»Das glaube ich Ihnen aufs Wort«, meinte Trinca. »Zumal Sie auf diesem Gebiet ja über einige Erfahrung verfügen.«

Marius hielt inne und durchbohrte den Sergeant mit einem wütenden Blick. Scheiße, dachte Mayo. Trinca fuchtelte schon wieder mit seinem moralischen Zeigefinger herum. Das war seine einzige Schwäche als Detective. »Es war nicht unsere Absicht, Ihnen zu nahe zu treten«, lenkte Mayo rasch ein. »Wir möchten jetzt nur gern Miß Belmonts Aussage aufnehmen. Können wir zu ihr?«

Marius lag offenbar eine Bemerkung auf der Zunge, doch er tat es mit einem Schulterzucken ab und führte die beiden Detectives zum Gästezimmer. Marius klopfte, machte die Tür auf und bedeutete Mayo und Trinca, ihm zu folgen. Mayo hielt Trinca am Arm zurück. »Warten Sie bitte draußen«, sagte er leise.

Trinca hob fragend die Brauen. »Halten Sie es unter den gegebenen Umständen nicht für...«

»Warten Sie hier, Frank.«

Zähneknirschend befolgte Trinca die Anordnung seines Chefs.

Mayo betrat das Gästezimmer. Marius wollte gerade die Tür hinter sich schließen, als Mayo ihn mit den Worten zurückhielt: »Würden Sie bitte auch draußen warten, Sir?«

»Das meinen Sie doch wohl nicht im Ernst.«

Mayo nickte zur Bestätigung.

»Mein kleiner Engel will mich bei sich haben -«

»Würden Sie bitte draußen warten?«

»Ist schon in Ordnung, Papa«, sagte Angélique. Marius funkelte Mayo wütend an, ging aber hinaus und machte die Tür zu.

Ein Gästezimmer dieser Größe hatte Mayo noch nie gesehen. Es war bewußt schlicht, dabei aber exklusiv und teuer möbliert; an allen vier Wänden standen graue Ledersofas auf Chromgestellen, darüber hingen abstrakte Gemälde. Dominiert wurde der Raum von einem großen Messingbett, ähnlich jenem in Angéliques Schlafzimmer im ersten Stock, an das sie Reyne in seiner Todesnacht gefesselt hatte...

Die Jalousien waren heruntergelassen und ließen nur gedämpftes Licht in den Raum. Angélique lag im Bett, die cremefarbene Seidendecke bis unters Kinn hochgezogen, so daß man nur ihren Kopf sah. Ihre Augen waren geschlossen, das lange platinblonde Haar lag in Strähnen auf ihrem Kopfkissen. Ihr Gesicht war kalkweiß. Alle Schönheit war daraus verschwunden, sie sah jetzt nur zerbrechlich und traurig aus, und Mayo mußte gegen den Drang ankämpfen, sie in den Arm zu nehmen.

Er beugte sich über das Bett. »Miß Belmont?« Sie atmete leise, gleichmäßig und tief. »Angel?« flüsterte er.

Langsam hoben sich ihre Lider, die violetten Augen leuchteten im Halbdunkel. Sie konzentrierte ihren Blick auf Mayo, und ihre Lippen teilten sich zu einem Lächeln. »Hallo, David.«

Die glückliche, vertraute Art, wie sie seinen Namen aussprach, erregte ihn, und er spürte ein erwartungsvolles Ziehen in der Brust. »Wie fühlst du dich?«

»Ganz gut.«

»Ich muß dir ein paar Fragen stellen.« Sie nickte zustimmend. »Möchtest du einen Schluck Wasser?« Wieder ein Nicken. Mayo schenkte ihr ein Glas aus dem Wasserkrug neben dem Bett ein. Dann schob er seine Hand unter ihren Kopf und stützte ihn, während sie trank. »Du hast ihn geschnappt?« fragte sie.

»Erinnerst du dich nicht?«

»Ich weiß nur noch... daß ich aus dem Haus gerannt bin.«

»Kannst du mir genau sagen, woran du dich erinnerst?« flüsterte er.

»Es tut mir leid«, sagte sie.

Die völlig zusammenhanglose Bemerkung verwirrte ihn. »Was tut dir leid?«

»Es tut mir leid... daß du mich so hast finden müssen... mit Kevin Reyne.«

Nein, ich will nicht mehr daran denken, ermahnte er sich. »Sag mir nur, woran du dich erinnerst.«

»Ich hörte ein Geräusch im Nebenzimmer und bin aufgestanden.«

Mayo holte sein Notizbuch aus der Jackentasche und begann mitzuschreiben. »Um wieviel Uhr war das?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht. Kevin und ich hatten...« Sie unterbrach sich. »Es war ungefähr neun. Ich stand auf, ging nach nebenan, machte das Licht an, und da saß er. Ich bin zu Tode erschrocken. Er sagte, ich solle keinen Lärm machen, und dann fing er an, mir all diese verrückten Sachen zu erzählen, daß er mich liebt, daß Noah Kalinsky nicht gut für mich war. Dann stand er auf und kam auf mich zu.« Als sie plötzlich zu zittern begann, strich er ihr übers Haar, um sie zu

beruhigen.

»Ist gut, laß dir Zeit.«

Nach einer Weile fuhr sie fort: »Ich schrie und dachte, Kevin würde kommen. Dann aber fiel mir ein...«

Mayo ließ eine lange Pause entstehen, ehe er den Satz an ihrer Stelle beendete: »Daß er nicht aufstehen konnte...«

Sie vermied es, ihn anzusehen. »Er wollte immer, daß ich sowas mit ihm machte.« Sie schloß die Augen, damit sie ihn nicht anschauen mußte.

»Rivera kam auf dich zu«, führte er sie behutsam zu seiner Frage zurück.

»Ja. Er...«

»Besaß er eine Waffe? Hatte er das Messer in der Hand?«

Sie schüttelte langsam den Kopf. »Nein, da nicht.«

»Erzähl weiter.«

»Plötzlich bin ich in Panik geraten, habe ihm die Lampe an den Kopf geschleudert und bin weggerannt. Ich hatte solche Angst. Ich konnte nicht denken, bin einfach nur gerannt.«

»Das ist alles, woran du dich erinnerst?« Sie nickte.

»Hat er dich bedroht?«

»Nein, er hat dauernd diese verrückten Dinge gesagt.« Sie rieb sich mit der Hand über die Stirn, als ob sie alle Gedanken daran ausradieren wollte. »Was hat er dir erzählt?«

»Er sagte, daß er es war, der Kalinsky umgebracht hat. Und Colombe.«

»Mein Gott!« Sie schwieg eine ganze Weile, dann kam ihre Hand unter der Decke hervor und suchte nach Mayos Hand. »Ich muß dich wiedersehen.« Mayo schüttelte stumm den Kopf.

»Fällt es dir denn so schwer, zu glauben, daß ich dich genauso begehre wie... du mich?«

Ja, es fiel ihm in der Tat sehr schwer, zu glauben, daß sie ihn

wollte, daß so etwas überhaupt möglich war. Er hatte sich eingeredet, daß er die Sache unter Kontrolle hatte, aber jetzt spürte er, wie sich seine Vorsätze im Galopp davonmachten. Und er wußte jetzt auch, daß ein Teil von ihm bereit war, nahezu alles aufs Spiel zu setzen, um ein paar Stunden allein mit ihr zu verbringen.

»Kevin Reyne hat mir nichts bedeutet, David«, wisperte sie.

»Hör auf damit.«

»Ich muß dich wiedersehen.« Sie setzte sich auf. Die Decke rutschte an ihrem Körper herab.

»... Ich kann nicht.«

»Bitte... David!«

»Danke für Ihre Unterstützung, Miß Belmont.« Er stand auf und verließ das Zimmer, ehe sein Wille endgültig gebrochen war.

Marius und Trinca warteten vor der Tür. Sie schauten beide leicht verwirrt hoch, als er aus dem Zimmer gestürzt kam.

»Gehen wir«, brummte Mayo.

Trinca folgte ihm mit einigen Schritten Abstand. Die Fahrt zurück in die Stadt verlief in Schweigen.

Mayo merkte, daß er sich selbst nicht mehr verstand. In seinem Kopf spielte alles verrückt, und er brauchte Zeit zum Nachdenken.

23

Marius wachte sehr früh und mit einem dumpfen Pochen hinter den Augen auf. Er hatte miserabel geschlafen. Die ganze Nacht hatte er von Simone geträumt, war drei, viermal mit rasendem Herzklopfen von seinen durchgeschwitzten Laken hochgeschreckt. Er konnte nicht genau sagen, was er geträumt

hatte, er besaß nur eine ungenaue, aber beunruhigende Erinnerung daran, doch diese nagte an ihm wie der Schmerz hinter seinen Augen.

Er kochte Kaffee und trug zwei Tassen auf einem Tablett in Angéliques Schlafzimmer. Sie schlief noch. Er erwog kurz, ob er sie wecken sollte, entschied sich dann aber dagegen. Leise verließ er ihr Zimmer und schloß die Tür wieder. Er trank seinen Kaffee alleine auf der Terrasse.

Alles wird gut ausgehen, machte er sich selbst Mut. Diese Tragödie barg ein Geschenk in all ihrem Unheil. Sie hat mir meine Tochter zurückgebracht, hat die Kluft zwischen uns überbrückt. Jetzt, da der verrückte Zwerg hinter Schloß und Riegel saß, konnten sie neu beginnen.

Ich habe immer nur das Beste für sie gewollt, dachte Marius, wollte sie vor den Drogensüchtigen und Ausgeflippten beschützen, aber bisher hatte sie das nie so sehen können. Von jetzt an würde alles anders werden. Jetzt hatte er die Chance bekommen, sie für die schreckliche Vergangenheit zu entschädigen.

Er trank seinen Kaffee aus. Wenn sie aufwacht, wird sie ihr Waschzeug und ihre Kosmetiksachen brauchen, überlegte er, und frische Wäsche. Er wollte nicht, daß sie heute einen Fuß in jenes Schlafzimmer setzte, das würde sie nur unnötig aufregen. Er beschloß daher, die benötigten Sachen für sie zusammenzusuchen.

Durch die Verandatüren fiel strahlendes Sonnenlicht ins Zimmer. Schwer vorstellbar, daß in diesem freundlichen Raum vor wenigen Stunden ein Mord passiert war, dachte Marius. Die Leute von der Spurensicherung hatten das Bett komplett abgezogen, und die einzigen Hinweise auf die Ereignisse, die sich dort in den letzten sechsunddreißig Stunden abgespielt hatten, waren die dunklen Flecken auf der Matratze und der scharfe Geruch nach den Chemikalien, die von der

Spurensicherung verwendet worden waren.

Es hätte auch meine Angélique tot auf diesem Bett hier liegen können, schoß es Marius durch den Kopf.

Das Badezimmer war mit dem angrenzenden Schlafzimmer durch ein kleines Ankleide- und Schrankzimmer verbunden. Im Bad suchte Marius ihre Toilettensachen zusammen, die er in einer Toilettetasche verstaute, dann ging er ins Ankleidezimmer und wählte aus den Stapeln mit Jeans, T-Shirts und Unterwäsche etwas Passendes.

Mit den Kleidern überm Arm bereits an der Tür, fiel sein Blick auf eine lange Pappschachtel, die in einem der oberen Schrankfächer lag. Er zögerte.

Nein, dachte er. Du hast kein Recht, in ihrem Privatleben herumzuschnüffeln. Aber... aber die letzten zehn Jahre war meine Tochter wie eine Fremde für mich. Da ist so viel Zeit nachzuholen. Wie sonst kann ich wirklich herausfinden, was sich inzwischen in ihrem Leben ereignet hat?

Trotzdem wäre es ein Vertrauensbruch. Oder war es nicht eher eine Chance, verlorenen Boden wieder gutzumachen? Ich muß wissen, was sie all die Jahre gefühlt und gedacht hat. Sie wird es nie erfahren, und was sie nicht weiß, macht sie nicht heiß...

Er legte die Kleider und die Toilettetasche auf den Boden, holte die Schachtel herunter und machte sie auf.

In der Schachtel befanden sich ihre Auszeichnungen, die sie achtlos hineingeworfen hatte wie Gerumpel: Der Cesar für *Hunchback;* der Silberteller, den ihr der Bürgermeister von L'Isle-Adam überreicht hatte; der Kritikerpreis von den Filmfestspielen in San Sebastian. Marius schüttelte mißbilligend und etwas erstaunt den Kopf. Bedeutete ihr das alles so wenig?

Er schickte sich an, die Schachtel wieder an ihren Platz zurückzustellen, als sein Blick auf einen anderen Gegenstand fiel, den jemand ganz nach hinten an die Rückwand des

Schranks geschoben hatte, außer Sichtweite. Es war das Schmuckkästchen aus Mahagoniholz, mit Schnitzereien und Perlmutteinlegearbeiten verziert, das er Angélique vor vielen Jahren einmal von einem Fototermin im Senegal mitgebracht hatte. Sie hatte dieses Kästchen geliebt. Er erinnerte sich, daß im Deckel ein Spiegel eingelassen war, und daß Angélique als Kind stundenlang davorgesessen, mit sich selbst gesprochen und sich dabei ihre langen Haare gebürstet hatte. In diesem Kästchen hatte sie ihre kostbarsten Schätze aufbewahrt: getrocknete Blumen aus dem Garten, Murmeln und billige Glasperlen, Haarspangen, Kämme und Fotos.

Sein Herz schlug einen Takt schneller.

Er holte das Kästchen herunter. Früher hatte Angélique es immer abgeschlossen, doch das Schloß war schon vor vielen Jahren kaputtgegangen. Das Scharnier des Deckels quietschte leise, als Marius ihn aufklappte. Ein Stapel Briefe quoll heraus und segelte auf den Boden. Er bückte sich rasch, um sie aufzuheben. Die Briefe stammten von ihm, er hatte sie Angélique aus dem Gefängnis geschrieben. Sie hatte sie alle aufbewahrt! Er spürte einen Stich im Herzen. So oft in den vergangenen Jahren hatte er geglaubt, daß er ihr nichts mehr bedeutete, doch hier war der Beweis, daß er sie nie ganz verloren hatte. Er setzte sich auf den Fußboden und überflog jeden einzelnen der Briefe, durchlebte noch einmal diese vergeudeten Jahre seines Lebens. Während sein Blick auf der verblaßten Tinte haftete, konnte er die gebrüllten Kommandos der Wärter hören, hatte wieder den ranzigen Geschmack des Gefängniskaffees auf der Zunge und den schalen Geruch von Männern, Schweiß und Haß in der Nase.

Unter den Briefen fand er eine Rolex Oyster, eine Männeruhr, und eine dicke Goldkette. Merkwürdig. Und ganz unten auf dem mit rotem Samt ausgekleideten Boden des Kästchens klemmte noch ein anderer Brief, aber der war nicht von ihm. Es fehlte der unverwechselbare Poststempel von Melun; dieser Brief war

weder frankiert noch gestempelt. Auf dem rosa Umschlag stand nur ein Name: MARIUS. Er erkannte die Handschrift sofort. Es war die seiner Frau.

Seine Hand, die den Brief hielt, begann zu zittern.

Langsam zog er das einzelne Blatt aus dem Umschlag. Es war zerknittert, die Tinte im Laufe der Jahre verblichen. Er wußte, was das für ein Brief war und spürte, wie die eiskalten Finger der Angst nach ihm griffen.

Mit starren Augen las er:

Marius, Du hast mich zum letzten Mal betrogen. Ich kann nicht mehr mit dir leben, und ich kann auch nicht ohne dich leben. Alles, was ich je besaß, war das, was ich im Spiegel sah, und das ist jetzt auch verschwunden. Bitte, kümmere dich gut um Angélique, ich weiß, daß du sie liebst. Laß sie nicht dasselbe Schicksal erleiden, das ich an deiner Seite habe erdulden müssen.

Simone.

Marius stürzte taumelnd ins Gästezimmer. Angélique war wach, lag auf einen Berg Kissen gestützt, immer noch etwas schläfrig und geistesabwesend durch die Nachwirkungen der starken Beruhigungsmittel. Sie starrte ihn an und wußte sofort, daß etwas nicht stimmte. »Papa, was ist denn passiert?«

Seine Hand, die den Brief hielt, war zur Faust geballt, als er ihn ihr hinstreckte.

Sie reagierte nicht.

»Das ist der Abschiedsbrief!« schrie er sie an. »Simones Abschiedsbrief! Wenn du den der Polizei gegeben hättest, wäre es nie zu einer Gerichtsverhandlung gekommen!«

Angélique schwang die Beine über die Bettkante und stand schwankend auf. Sie ging hinaus auf die Terrasse. Marius folgte ihr.

»Rede mit mir! Rede mit mir, Angélique!« Er hätte sie am

liebsten geschüttelt, geschlagen, hätte sie am liebsten umgebracht. »Warum?« schrie er.

Sie verschränkte die Arme vor der Brust und betrachtete ihn mit der Miene einer verzweifelten Lehrerin, die einem ungewöhnlich dummen Schüler etwas zu erklären versucht. »Warum glaubst du wohl?«

»Dieser Brief hätte mich vor dem Gefängnis bewahrt!«

»Genau deshalb habe ich ihn versteckt«, sagte sie langsam.

Er begriff nicht. »Aber... meine Briefe... du hast meine Briefe aufgehoben...«

»Um mich daran zu erinnern, wie sehr du in Melun gelitten hast. Das hat mich an meinen schlechten Tagen immer aufgeheitert. Aber es reichte nicht.«

Er konnte kaum atmen. Er hatte das Gefühl, sich jeden Moment übergeben zu müssen.

Jetzt begriff er. »Du hast Kevin Reyne umgebracht«, sagte er.

»Glaubst du das?«

»Ist es wahr?«

Er versuchte, das Mienenspiel ihres Gesichts zu entziffern, sah darin aber nur blanken Haß. Sie ging an ihm vorbei ins Haus zurück. Marius stand da und starrte ihr, hilflos seinem Schmerz ausgeliefert, hinterher.

24

Als Mayo nach Hause kam, saßen Tom und Jennifer im Schlafanzug auf der Couch und verfolgten gebannt, wie Larry Hagman und Linda Grey sich auf der Mattscheibe ankeiften. Mayo war dagegen, daß die Kinder *Dallas* anschauten, und wollte schon ins Wohnzimmer gehen und den Fernseher abstellen, doch dann beschlich ihn der Gedanke, daß er

vielleicht das Recht auf solch väterliche Erziehungsmaßnahmen verwirkt haben könnte, seit er an dem Kalinsky-Fall arbeitete und nur noch selten als Vater in Erscheinung trat.

Karen war in der Küche und telefonierte. »Oh, Lucy, ich muß Schluß machen. Da ist nämlich gerade ein fremder Mann ins Haus marschiert... nein, er kommt mir irgendwie bekannt vor, ich rede lieber mal mit ihm und frage ihn, was er will... schönen Abend noch. Wir hören uns morgen.« Sie legte den Hörer auf und grinste ihn an. »Hallo, Sie da.«

»Selber Sie da«, gab Mayo zurück und lächelte.

Sie warf einen Blick auf die Uhr. »Was, nur zwölf Stunden Dienst heute? Ich muß schon sagen, deine Arbeitsmoral läßt nach,«

»Der Bürgermeister ist für mich eingesprungen.«

»Soll ich dich mit den Kindern bekanntmachen?«

»Nicht nötig. Ich habe mir ihre Namen irgendwo notiert.«

Tom kam in die Küche gerannt und warf sich Mayo in die Arme. »Hi, Dad! Du bist ja schon zurück!«

»Hi, Tommy. Alles klar?«

»Hab' dich in den Nachrichten gesehen. Du hast den Mörder geschnappt.«

»Und wie.«

»Es kam auf allen Programmen. Selbst auf CNN.«

Er trug Tom zurück ins Wohnzimmer, setzte sich mit ihm zu Jennifer auf die Couch und schaute sich ebenfalls JR und Sue Ellen an. Das schlechte Gewissen läßt uns die merkwürdigsten Dinge tun, dachte er. Jennifer sah kurz zu ihm hoch, bedachte ihn mit einem Lächeln und einem kurzen »Hi, Dad«, dann klebte ihr Blick wieder an der Mattscheibe.

Hier gibt es einiges für dich zu tun, ging es Mayo durch den Kopf. Hier mußte einiges an angestauter Feindseligkeit abgebaut werden.

»Heißt das, wir können sonntags wieder ins Baseball-Stadion gehen?« wollte Tom wissen.

»Klar«, sagte Mayo. »Und wie wär's, wenn wir am Wochenende alle nach Disneyland fahren? Was meinst du dazu, Jenny?«

Jennifers Gesichtsausdruck verriet gut versteckten Eifer. Elf Jahre alt, und schon eine Zynikerin wie ich, dachte Mayo.

»Versprochen?«

»Versprochen«, bestätigte Mayo.

Karen setzte sich neben ihn auf die Lehne und legte den Arm um ihn. Sie brachte ihren Mund nahe an sein Ohr. »Ich liebe Karussells, dieses Auf und Ab, dieses Kribbeln im Bauch; spendierst du mir ein paar Fahrten?« flüsterte sie.

Mayo grinste.

»Auch auf dem David Mayo Super Hopser?«

»Dafür kriegst du eine Dauerkarte«, flüsterte Mayo zurück.

»Die nütze ich aus, darauf kannst du wetten«, lachte Karen.

Das Telefon klingelte. Karen stand auf, um abzunehmen.

»Ich kann einfach nicht glauben, daß Kevin Reyne tot ist«, sagte Jennifer.

»Mochtest du ihn?«

»Ich war total verknallt in ihn. Er war in *Overkill* einfach supertoll.«

»Du hast den Film gesehen? Der war doch erst ab sechzehn freigegeben...«

»Wir haben ihn uns bei Lea angeschaut«, meinte Jennifer mit einem lässigen Schulterzucken. »Als ich hörte, was passiert ist, habe ich mir die Augen ausgeweint. In meinem Zimmer hängt ein Poster von ihm. Ich kann mir nicht vorstellen, daß du das noch nicht gesehen hast.«

Nun, es ist schon eine Weile her, seit ich dein Zimmer zuletzt

bei Tageslicht betreten habe, dachte Mayo betroffen.

»Hast du ihn wirklich kennengelernt?« fuhr Jennifer fort.

»Wen?«

»Na, Kevin Reyne.«

»Ja, habe ich.«

»Und, war er toll?«

Karen kam aus der Küche zurück. »Es ist für dich«, sagte sie, und ihre Stimme hatte auf einmal einen scharfen Klang.

»Wer ist es?« fragte er.

»Jemand, der alles hat, was ich nicht habe.«

»Hallo, David«, hörte er Angéliques Stimme.

»Weshalb rufen Sie mich zu Hause an?«

»Ich muß mit dir reden. Es ist dringend.«

»Wenn es um den Mordfall geht, können Sie im Kommissariat anrufen. Sie haben die Nummer.«

»Ich muß mir dir reden.«

Karen starrte ihn an. Mayo drehte sich weg. »Worüber?«

»David, ich glaube, du hast den Falschen verhaftet.« Mayo war so verwirrt, daß er nicht wußte, was er sagen sollte.

»David... bist du noch dran?«

»Wie können wir... ich meine, was soll das heißen?«

»Das kann ich dir am Telefon nicht erklären. Bitte, David, ich habe Angst um mein Leben. Bitte, beeil dich.«

Ein Klick, und die Leitung war tot.

»Du mußt nochmal weg, stimmt's?« sagte Karen. Ihr Gesicht war wie versteinert.

»Ja«, sagte Mayo.

Spieglein, Spieglein an der Wand...

Nachdenklich betrachtete Angélique ihr Spiegelbild, sah hinter den Konturen dieser Frau ein zwölfjähriges Mädchen mit Zahnspange, das darauf wartet, daß ihr Vater vom Flughafen nach Hause kommt. Simones kleines Mädchen und vielleicht ihre einzige Freundin. Ihre einzige, wahre Freundin, die auf immer zu ihr steht.

Sie überlegte, was sie anziehen, wie sie die Szene arrangieren sollte. Bei diesen kleinen Szenen war es so wichtig, daß die Requisiten, das Licht und der Ton genau stimmten. Wie ein guter Regisseur besaß sie das Fingerspitzengefühl für Details, das ihre kleinen Auftritte und deren Höhepunkte so perfekt und treffend in Szene setzte.

Sie hielt sich einen Spitzen-BH und einen knappen Slip hin, entschied sich dann aber dagegen. Zu eindeutig. Statt dessen wählte sie einen hellrosa Lycra-Body und zog ein weißes Leinenhemd darüber. Dann nahm sie ein schlichtes goldenes Armband und die dazu passende Halskette um und betupfte den Nacken, die Armbeugen und die Innenseite ihrer Oberschenkel mit Chloe.

Es war so einfach, so ungeheuer einfach, Männer zu täuschen. Männer waren blind, geblendet von ihren eigenen Wünschen und Erwartungen; keiner von ihnen, weder Roger Colombe noch Noah Kalinsky noch Kevin Reyne hatten je herausgefunden, was sie von ihnen wollte. Und dabei war die Antwort so simpel: Sie wollte sie zugrunde richten.

Sie brachte ihr Gesicht näher an den Spiegel, um sich die Wimpern zu tuschen und Lipgloss aufzutragen. Unbewußt strich sie dabei mit dem Zeigefinger über die feine, kaum sichtbare Narbe über ihrer Wange.

Sie dachte an den Tag auf dem Boul' Mich', schloß die Augen und sah wieder den Lieferwagen auf sie zuschleudern, hörte das explosionsartige Bersten von Metall und Glas. Das war der Tag, an dem das alles begonnen hatte.

Die Richtung, in die sie ihr weiteres Leben gelenkt hatte, hatte sie nicht bewußt bestimmt. Dieser eine folgenschwere Augenblick hatte sie geleitet, war wie eine Offenbarung gewesen. Als sie Paul ins Lenkrad gegriffen hatte, war dies in der Absicht geschehen, sich selbst auszulöschen und diesen Teufel mit in den Tod zu nehmen. Statt dessen war er umgekommen, und sie hatte mit ein paar Kratzern überlebt.

Als sie dann am Straßenrand saß und zusah, wie das Blut und das wertlose Leben ihres Onkels in den Rinnstein flossen, wurde ihr klar, daß sie aus einem ganz bestimmten Grund vor demselben Schicksal verschont geblieben war. »Es ist ein Wunder, daß Sie noch am Leben sind«, hatten einige der Schaulustigen zu ihr gesagt, und sie wußte, daß es genau das war - ein Wunder. Das Schicksal hatte nicht den Tod für sie vorgesehen, sondern die Aufgabe, sich zu rächen. Sie würde zum Racheengel werden und das tun, wozu alle Simones dieser Erde selbst nicht in der Lage waren.

Diese Aufgabe fiel ihr anfangs keineswegs leicht. Ihr erster Liebhaber, André, hatte die Arbeit selbst erledigt; sie hatte seine Frau nur solange quälen müssen, bis sie ihn verließ, nachdem sie sie über die kurze Affäre mit ihrem Mann in Kenntnis gesetzt hatte. Bei Marcel war etwas mehr Druck erforderlich gewesen, bis er rückwärts über das Balkongeländer seines Appartements in Cannes fiel. Sie hatte immer noch seinen Gesichtsausdruck vor Augen, als er stürzte; er konnte es schlicht und einfach nicht glauben.

Genau wie Roger Colombe. Der Anblick des Messers hatte ihn total verblüfft; offenbar hatte er sich in seinem ganzen Leben nie als Opfer gesehen, eine Rolle, die in seiner Vorstellung anscheinend nur den Frauen vorbehalten war. Daß sie in Colombes Fall zum ersten Mal einem Menschen eigenhändig das Leben genommen hatte, markierte einen weiteren Wendepunkt ihres Lebens. Ein bißchen psychischer Druck, ein kleiner Schubs, das zählte nicht. Bei Roger Colombe

war es, wie man hier in Amerika sagte, aus »absoluter Befangenheit« geschehen.

Sie hatte geglaubt, die Tat würde sie anwidern, doch statt dessen war sie von einer ungeheuren Begeisterung erfüllt und vorübergehend in eine Art von Hochstimmung versetzt, die sie als das Gefühl interpretierte, das andere Frauen als Orgasmus bezeichneten. In dieser Nacht hatte sie ohne Unterbrechung zwölf Stunden durchgeschlafen und war zum ersten Mal seit Simones Tod nicht von Alpträumen heimgesucht worden.

Aus irgendeinem Grund hatte dieser schreckliche kleine Zwerg mitangesehen, was damals passierte. Was hatte er überhaupt morgens um diese Uhrzeit im Bois zu suchen gehabt? Vielleicht hatte er Colombes Wohnung ebenso beobachtet wie ihr Haus in L'Isle-Adam und jetzt das in Beverly Hills. Aber weshalb hatte er sie damals nicht angezeigt?

Und jetzt lieferte er sich freiwillig der Polizei aus und gestand Morde, die er nicht begangen hatte. Sehr merkwürdig. Ihr selbst hatte keinerlei Gefahr gedroht, ganz sicher nicht von Seiten der Polizei. Aber sein Eingreifen war ihr nicht ungelegen gekommen. Es mußte ein Teil dieses Plans gewesen sein, dieser Offenbarung, die ihr an jenem Morgen vor sechs Jahren auf dem Boul' Mich' die Augen geöffnet hatte. Seither war alles wie von selbst gegangen. Wie mit Kalinsky.

Sie erinnerte sich, wie sie in der Nacht zitternd vor gespannter Erwartung in der schmalen Gasse gestanden hatte. Es gab so vieles, wofür er bezahlen mußte, und die Umsicht, mit der sie alles vorbereitet hatte, begeisterte sie. Sie hatte Noah vorsichtshalber von einer Telefonzelle aus angerufen, für den Fall, daß man im nachhinein ihre Telefonate überprüfte. Er war so unglaublich glücklich gewesen, von ihr zu hören. Sie erzählte ihm, daß Marius in Schwierigkeiten stecke und sie seine Hilfe brauche, und bat ihn, sich mit ihr in der Wohnung ihres Vaters in West Hollywood zu treffen.

Dann hatte sie aufgelegt, ehe er noch Zeit hatte, irgendwelche Fragen zu stellen. Eigentlich hatte sie nicht damit gerechnet, daß er kommen würde.

Aber er kam. Und sein Kommen war der Beweis für das, was ihr Vater sie unwissentlich gelehrt hatte: Mach einen Mann heiß auf dich, dann kannst du ihn herumführen wie einen Hund an der Leine.

Er hatte seinen Porsche am Straßenrand abgestellt und war dann über die Straße zu Marius' Wohnung gegangen. Sie hatte von der Gasse aus seinen Namen gerufen, er hatte ihre Stimme erkannt und kam auf sie zugelaufen. Er gab sich amüsiert, als sie ihm die Pistole an den Kopf drückte, grinste und dachte wohl, daß es sich um einen gelungenen Scherz handelte. Und es war ein gelungener Scherz: Indem sie ihn umbrachte, zog sie gleichzeitig Marius in die Sache hinein.

Sie stellte sich vor, wie Simone im Himmel oben darüber lachte.

Und jetzt hatte sie diesen David Mayo an der Angel. Ein anderer Opportunist, eine andere miese Kreatur. Sie hatte einige Erkundigungen über ihn eingezogen; er lebte mit Frau und zwei Kindern in San Fernando Valley. Aber sie hatte nur ein bißchen Druck auf ihn ausüben müssen, und schon zählte das alles nicht mehr für ihn.

Sie fragte sich, wie sie ihn seiner gerechten Strafe zuführen sollte. Vielleicht mit seiner eigenen Waffe? Ja, so könnte der Plan gelingen: Er macht sie an, dreht durch, will sie vergewaltigen, worauf sie sich wehrt und demnach aus reiner Notwehr handelt. Welchen Grund hatte er auch, spät abends allein in ihr Haus zu kommen? Der Fall war ja bereits abgeschlossen.

Trinca würde ihr glauben.

Doch Angélique wußte auch, daß sie eines Tages einen Fehler machen würde. Die Gräber ihrer toten Geliebten würden sie

verraten, wenn sie sich in eine Lüge verstrickte. Aber das war ihr inzwischen gleichgültig.

Was hatte Kevin immer gesagt? »Scheiß drauf, wenn sie keinen Spaß verstehen.«

25

Das automatische Tor stand weit offen, und auf sein Klingeln an der Haustür antwortete niemand. Instinktiv geriet Mayo in Alarmbereitschaft. Er zog seine .38er aus dem Holster und hielt die Waffe an sein rechtes Hosenbein gedrückt. Angélique sagte, sie befände sich in Gefahr, was er als faulen Trick abgetan hatte. Aber vielleicht hatte dieser Kalinsky-Fall ja doch noch einen letzten Haken.

Dichte Bougainvilleabüsche und Bananenstauden säumten den Weg, der um das Haus herumführte. Mayo bewegte sich leise, jeder Muskel seines Körpers war gespannt, er lauschte auf jedes kleinste Geräusch. Die Nacht war schwül und warm, die Zikaden zirpten lautstark. Irgendwo unten im Tal heulte ein angeketteter Hund, und eine Stereoanlage pumpte dröhnende Bässe in die Nacht.

»Du brauchst deine Waffe nicht, Lieutenant«, sagte eine Stimme. »Zumindest diese nicht.«

Er schaute hoch. Sie stand auf der Sonnenterrasse vor dem Schlafzimmer, in dem sie Kevin Reynes Leiche gefunden hatten. Sie hatte einen Drink in der Hand, um ihre Mundwinkel spielte ein amüsiertes Lächeln.

Mayo entspannte sich, steckte seinen Revolver ins Holster zurück, und wurde plötzlich zornig. »Soll das ein Witz sein?«

»Aber nein.«

»Du hast gesagt, es sei dringend.«

»Ist es auch. Entsetzlich dringend.« Sie beugte sich übers

Geländer und sah zu ihm hinunter. »Möchtest du einen Drink?« Ihre Stimme klang ein wenig atemlos.

Er schüttelte ärgerlich den Kopf. »Um was geht es?«

»Komm rauf, dann sag ich's dir, David.«

Er spürte, wie ihm in den Achselhöhlen und auf dem Rücken der Schweiß ausbrach, und zog sein Jackett aus, ehe er die Stufen hinaufging. Angélique beobachtete ihn von oben.

»Du hast am Telefon gesagt, daß wir den falschen Mann haben«, sagte Mayo.

»Das war gelogen.«

»Du hast mich den ganzen Weg hierher...«

»Shh.« Sie legte den Zeigefinger an die Lippen. »Verzeih mir, aber ich mußte dich einfach wiedersehen.«

Herr im Himmel! Ich dachte, es sei vorbei. Ich dachte, ich hätte damit abgeschlossen. Und warum bist du dann heute abend allein hierhergekommen?

»Was ist denn?«

»Ich kann nicht.«

»Doch, du kannst. Du hast es mir bereits bewiesen.«

»Das war ein Fehler.«

»So hat es sich aber nicht angefühlt«, flüsterte sie.

»Ich muß gehen«, sagte er und drehte sich um, doch sie hielt ihn am Arm fest.

»Du hast ein schlechtes Gewissen wegen deiner Frau. Du willst mit mir schlafen, fürchtest dich aber davor. Täusche ich mich, David, oder bist du tatsächlich ein Feigling?«

»Ich liebe meine Frau.«

»Und deshalb hast du mich verführt...«

»Ich habe dich nicht...«

»... verführt und mit mir geschlafen. Gib's doch zu, David, du

bist genauso scharf auf mich wie ich auf dich.« Sie schlang die Arme um seinen Nacken, schmiegte sich seufzend an ihn. »Was sich so gut anfühlt, kann doch nicht falsch sein, oder, David? Und für mich fühlt es sich gut an. Ich will dich nicht besitzen, David. Ich will dich nur für eine Weile ausborgen. Ist das so verwerflich...?«

»Ich glaube nicht, daß Karen das genauso sieht.« Seine Stimme hatte einen heiseren Ton angenommen und hörte sich für ihn fremd an.

»Ist das ihr Name? Karen? Wie ist sie, David?«

»Sie ist lustig und sie ist freundlich, und ich habe bereits mein halbes Leben mit ihr geteilt.«

Sie hob ihren Oberschenkel an und rieb ihn an seiner Leiste. »Wie sieht sie aus?«

»Hör auf damit.«

»Küß mich, David.«

Mayo zögerte. Seine innere Stimme forderte ihn laut schreiend auf zu gehen, diesen Ort so schnell wie möglich zu verlassen, aber er bewegte sich nicht. Er spürte, wie der Zug sich in Bewegung setzte, aus dem Bahnhof rollte, und wie seine Familie ihm vom Bahnsteig aus dabei zusah...

Auf der einen Seite der Terrasse befand sich ein Jakuzzi aus schwedischer Kiefer und Yosemite-Granit. Angélique machte sich von ihm los und stellte die Sprudelanlage an. »Du mußt dich entspannen«, sagte sie. Ihr Hemd fiel auf den Holzboden, dann schälte sie sich aus dem hautengen Body. Nackt wie sie war setzte sie sich auf den Beckenrand, die Beine leicht gespreizt.

»Zieh dich aus, David.«

Er schüttelte stumm den Kopf.

Lächelnd ließ sie sich in das schäumende Wasser gleiten. Sie kniete sich hin, legte die Ellbogen auf die Holzumrandung und

richtete die Wasserdüsen auf ihre Körpermitte. Mayo mußte unwillkürlich an die Szene in *Overkill* denken. Das ist alles nur Schauspielerei, versuchte er sich einzureden.

»Das tut ja so gut, David.«

»Ich gehe.«

»Wenn du jetzt gehst, hättest du gar nicht erst kommen müssen.«

Da hatte sie völlig recht, dachte er. Du wußtest genau, daß sich hier keine dramatische Wendung des Falles abspielen würde. Du bist nur gekommen, weil du der Vorstellung nicht widerstehen konntest, noch einmal mit diesem wunderschönen, exotischen Geschöpf allein zu sein. Du bist heute abend nur aus dem einzigen Grund hergekommen, weil du sie noch einmal für dich haben wolltest.

Sie wiegte sich im Rhythmus des unsichtbaren Wasserstrahls. Ihre Lippen entblößten ihre Zähne, während sie ihn beobachtete; sie wußte wohl, daß sie ihn umgarnt hatte.

»Hmm, fühlt sich das gut an«, hauchte sie.

»Nein«, sagte er.

Er drehte sich auf dem Absatz um und rannte die Treppe hinunter, obwohl er wußte, daß ihn alle Männer dieser Welt als Narren belächeln würden. Er wußte auch, daß er, wenn er bliebe und dabei seine Karriere, seine Ehe und seine Familie aufs Spiel setzte, wahrscheinlich noch einmal ungeschoren davonkäme. Aber beim nächsten Mal mußte er den Einsatz erhöhen, und wieder erhöhen und wieder, bis er am Ende, und das war unausweichlich, alles verlieren würde. Und dazu würde er es nicht kommen lassen, und das nicht, weil er feige war. Er hatte Angst, ja, aber nicht um sich. Er hatte Angst um Karen und Jennifer und Tom, und er hatte kein Recht, das Glück seiner Familie zu verspielen.

Er wußte aber auch, daß ein Teil von ihm diesen Augenblick

ein Leben lang bitter bereuen, und ein anderer Teil stolz auf ihn sein würde.

Angélique stellte das Wasser ab, stieg aus dem Becken und trocknete sich ab. Das Leben steckte immer noch voller Überraschungen. Sie war so sicher gewesen, daß er, wenn er tatsächlich käme, auch bleiben würde - aber sie hatte sich getäuscht. Vielleicht war er aber auch nur gekommen, um sich auf die Probe zu stellen. Irgendwie freute sie sich für ihn.

Trotz allem.

Es gab ja noch viele andere.

26

Deputy Sheriff Rideout nahm unverzüglich auf seinem Stuhl Haltung an, als der große Mann in dem grauen Anzug ihm seine Dienstmarke hinstreckte, die ihn als Lieutenant der Mordkommission von Los Angeles auswies.

»Ich möchte Francisco Rivera sprechen«, sagte Mayo knapp. »Block C, vierter Stock, Zelle fünf.«

Rideout griff zum Telefon. »Rivera, Francisco, Vier-C-fünf«, bellte er hinein, legte den Hörer auf und schob Mayo die Besucherliste über den Schreibtisch, damit er sich eintrug. »Kommt sofort, Sir.«

Mayo nickte und nahm auf der schmalen Holzbank gegenüber dem Schreibtisch des Deputy Sheriffs Platz. Eine junge Schwarze mit einer häßlichen Narbe auf der Wange beobachtete ihn mißtrauisch aus leeren, traurigen Augen. Von irgendwo hinter einer massiven Eisentür drangen gebrüllte Kommandos, das Zuschlagen einer Tür und zackige Schritte über eiserne Rampen in das Besucherbüro, die üblichen mißtönenden Klänge des L.A. County Jail.

In der Tür hinter Rideout erschien ein anderer Hilfssheriff.

»Rivera«, sagte er.

Mayo erhob sich und folgte ihm zu den Besucherkabinen.

Francisco zögerte kurz, als er Mayo auf der anderen Seite der Sicherheitsglasscheibe stehen sah, setzte sich dann aber und nahm den Telefonhörer zur Hand.

»Francisco, erinnern Sie sich an mich?«

»Sie sind Mayo«, sagte Francisco.

»Ich möchte mit Ihnen reden.«

»Wo ist Ramón?« fragte Francisco.

»Er ist als illegaler Ausländer abgeschoben worden. Wir haben ihn gestern morgen in eine TWA-Maschine nach Paris gesetzt.«

Francisco nickte. »Ich hoffte, ich könnte ihn noch einmal sehen, um mich von ihm zu verabschieden.«

Mayo zuckte stumm mit den Schultern.

»Haben Sie mit Angel gesprochen?«

»Vielleicht«, entgegnete Mayo vorsichtig.

»Hat sie etwas gesagt?«

»Inwiefern?«

»Über mich.«

»Was zum Beispiel?«

»Kommt sie mich besuchen?«

Die Frage verwirrte Mayo. »Warum sollte sie das tun, Francisco?«

Der kleine Mann wich Mayos forschendem Blick aus. Für einen Moment hatte es den Anschein, als sei er den Tränen nahe. »Worüber wollten Sie mit mir reden?« sagte er.

»Über den Mord an Reyne.«

Francisco hielt den Hörer ans Ohr und wartete.

»Ich hätte da noch ein paar Fragen«, fuhr Mayo fort.

»Ich habe ihn umgebracht«, sagte Francisco nach einer Weile.

Jetzt war es Mayo, der zögerte. In seinen langen Dienstjahren als Detective hatte er bei Verhören eine ganze Palette von Tricks anwenden müssen, um Frauen und Männern, die nicht einmal willens waren, zuzugeben, daß sie irgendwann einmal das Licht der Welt erblickt hatten, Geständnisse abzuringen. Doch hier stand er vor einer Situation, die ihm absolut neu war.

Dabei war es keineswegs so, daß Francisco Rivera der erste Verdächtige gewesen wäre, der ihm einen Mord gestanden hatte. Aber Mayos Erfahrung nach war es bisher immer so gewesen, daß ein Mann, wenn er ihn schließlich in die Enge getrieben hatte, ihm alles ganz genau erzählen und ausführlich das Wie, Wo und Warum erklären wollte. Es war wie eine Befreiung, sie warfen ihm förmlich ihr Innerstes vor die Füße. Manchmal kam er sich vor wie ein Priester, dem die Leute ihr ganzes Leben erzählten, dem sie jede kleinste Sünde gestanden, gleichgültig, ob sie sie nur in Gedanken oder tatsächlich begangen hatten.

Doch Francisco hatte ihnen nur immer wieder die gleiche Leier vorgebetet: Ich habe es getan, ich habe es getan. Kein Stolz, keine Reue. Einfach nur: »Ich habe es getan.« Trinca meinte ganz richtig, daß er wahrscheinlich auch den Mord an Kennedy gestanden hätte, wenn sie ihm den vorgeworfen hätten.

»Da gibt es noch ein paar Dinge, die wir abklären müssen.«

Francisco krümmte sich unter einem heftigen Hustenanfall. Aus seiner Brust kam ein rasselndes Geräusch, und sein Gesicht lief dabei dunkelviolett an. Das sah nicht gut aus.

»Sind Sie in Ordnung?« erkundigte sich Mayo.

Nach einer Weile hörte Francisco auf zu husten und konnte wieder normal atmen. »Ich habe Ihre Fragen schon tausendmal beantwortet. Was wollen Sie denn noch von mir hören? Ich bin müde.«

»Ich bin auch müde, Francisco.«

»Also, was wollen Sie wissen?«

»Ich möchte wissen, warum Sie Kevin Reyne umgebracht haben.«

»Das haben wir doch schon zigmal durchgekaut.«

»Erklären Sie es mir zuliebe noch einmal.«

»Er war nicht gut genug für sie. Wie Kalinsky. Sie haben sie nur ausgenützt und sie verletzt. Sie haben den Tod verdient.«

Mayo musterte den kleinen Mann durch die dicke Glasscheibe. Francisco weigerte sich, ihn anzusehen. Mayo wußte, daß er log. Aber weshalb? »Nochmal zurück zu diesem Abend in Miß Belmonts Haus. Sie sagten, Sie gingen ins Schlafzimmer und erstachen Kevin Reyne, dann ist Miß Belmont aufgewacht und hat geschrien.«

Francisco betastete vorsichtig den breiten Verband an seinem Kopf. Man hatte ihm im Krankenhaus die Wunde mit fünf Stichen genäht, und der behandelnde Arzt vermutete, daß er eine Gehirnerschütterung davongetragen habe. »Das habe ich doch alles schon erzählt.«

»Was passierte dann?« fuhr Mayo ungerührt fort, ohne seinen Einwurf zu beachten.

»Ich bin ihr ins Wohnzimmer hinterhergerannt, und sie hat mir die Lampe an den Kopf geworfen. An mehr erinnere ich mich nicht.«

Mayo schüttelte den Kopf. »Wie kommt es dann, daß Miß Belmont behauptet, Kevin Reyne sei noch am Leben gewesen, als sie Sie mit der Lampe verletzte? Und daß sie Sie zuerst im Wohnzimmer entdeckte, wo Sie noch kein Messer bei sich hatten.«

Francisco starrte ihn ein paar Augenblicke lang ratlos an, dann zuckte er die Achseln. »Meine Erinnerung daran ist völlig verschwommen. Dieser Schlag auf den Kopf... ehrlich, ich weiß nicht mehr genau, wie das alles passiert ist. Aber Ihre Leute

haben mir immer wieder all diese Fragen gestellt, die ich dann auch beantwortet habe.«

»Ich möchte nur wissen, Francisco, ob Kevin Reyne noch am Leben oder bereits tot war, als Miß Belmont die Lampe nach Ihnen geworfen hat.«

Francisco legte den Hörer hin, als ihn ein erneuter Hustenanfall schüttelte. Nachdem er sich wieder erholt hatte, sagte er nur: »Ich kann mich an nichts mehr erinnern.«

»Wissen Sie, mit welcher Waffe Sie Noah Kalinsky getötet haben?«

»Mit einer Schußwaffe.«

»War es ein Revolver oder eine Pistole?«

Francisco zuckte die Schultern.

»Wie haben Sie es angestellt, daß Noah Kalinsky um Mitternacht sein Haus verließ und sich mit Ihnen in einer dunklen Gasse in West Hollywood traf, damit Sie ihn erschießen konnten?«

»Sie sind doch der Kommissar.«

»Warum sind Sie neben dem Bett stehengeblieben und haben Kevin Reyne angeschaut, als Sergeant Davis ins Haus gestürmt kam? Warum haben Sie nicht versucht, wegzulaufen? Warum ließen Sie das Messer auf dem Bett liegen?«

Francisco deutete auf den Verband an seinem Kopf. »Ich kann mich an nichts erinnern.«

Das ergab alles keinen Sinn. Aber er mußte der Mörder sein, überlegte Mayo: Erstens ist er in das Haus eingebrochen; zweitens hatte er ein Motiv; drittens haben die Jungs vom Labor die Fingerabdrücke auf dem Messer ganz klar als die seinen identifiziert; und viertens und letztens hat er die Tat zugegeben. Warum also gab er sich nicht zufrieden und ließ die Sache auf sich beruhen?

Weil...

Mayo spürte, wie sich seine Eingeweide verkrampften. »Sie haben es nicht getan«, sagte er.

Francisco sah ihm jetzt zum ersten Mal ins Gesicht, und in seinen Augen stand mörderischer Haß.

»Ich habe es getan!«

»Sie lügen!«

Francisco knallte den Hörer hin und rief nach dem Aufseher, dessen Gesicht sofort hinter den Glasfenster in der Tür auftauchte. Er schloß die Tür auf und führte Francisco ab, der dem Detective auf der anderen Seite der schalldichten Glasscheibe Beleidigungen zuschrie, die dieser nicht hören konnte.

In seiner Zelle ließ sich Francisco auf die schmale Pritsche fallen und vergrub den Kopf in seinen Händen. Er begriff das alles nicht. Er hatte so viel für sie getan; er hatte ihre Geheimnisse bewahrt, war nach Amerika gekommen, um in ihrer Nähe zu sein und sie zu beschützen. Und jetzt hatte er sich auch noch für sie geopfert, um sie vor dem Zuchthaus zu retten. Nicht daß er glaubte, daß sie irgendein Verbrechen begangen hatte - weder Colombe noch Kalinsky oder Reyne waren ihrer wert gewesen, sie wollten sie zugrunde richten und hatten daher den Tod verdient.

Warum war sie denn nicht gekommen, um ihm zu danken? Mehr wollte er doch gar nicht von ihr. Sie sollte ihn nur einmal besuchen. Ein freundliches Wort, ein freundlicher Blick von ihr war alles, was er sich gewünscht hatte.

Jetzt war das Leben für ihn bedeutungslos geworden. Sie hatte ihn verraten, genau wie Marquichita damals. Er hatte sie verehrt, und sie scherte sich einen Teufel um ihn.

Er wollte nur noch sterben.

Und er war froh, daß seine Mutter nicht hier war und das alles mitansehen mußte. Wie würde sie sich für ihn schämen!

27

Als Mayo das Büro betrat, kam McMurphy hinter seinem Schreibtisch hervor, um ihn zu begrüßen; er schüttelte ihm lächelnd die Hand und klopfte ihm auf die Schulter. »Das war vielleicht eine Woche, was?« meinte er gönnerhaft.

»Ja, Sir.«

»Heiliger Jesus, ich dachte, diese Sache nimmt nie ein Ende. Kaffee?«

»Nein danke, Sir.«

Er bedeutete Mayo mit einer ausladenden Handbewegung, Platz zu nehmen, ließ sich dann selbst wieder in seinen Stuhl fallen und verschränkte die Arme hinter dem Kopf. Er strahlte vor Erleichterung. Hinter ihm senkte sich der Smog des Spätnachmittags wie ein schmutziger Schleier über die Stadt.

»Alles okay bei Ihnen?«

Mayo schüttelte verdrossen den Kopf.

McMurphy ließ abrupt die Arme fallen, stützte sich auf den Schreibtisch und beugte sich vor. »Was ist denn los, Dave?«

Mayo holte tief Luft. Das Ganze behagte ihm überhaupt nicht, aber er konnte es nicht dabei bewenden lassen, gleichgültig, was McMurphy dazu sagte oder alle anderen. »Wir haben den falschen Mann verhaftet, Sir.«

McMurphy hob und senkte nachdenklich den Kopf, als ob er vor einer Schachpartie säße und Mayo gerade seine Dame bedrohte. Dann griff er unvermittelt mit beiden Händen nach seinem ledergebundenen Notizbuch und knallte es mit voller Wucht auf die Tischkante. »Das kann doch nicht wahr sein! Wovon, zum Teufel, reden Sie überhaupt, Mayo?«

McMurphys plötzlicher Wutausbruch überraschte Mayo, aber er ließ sich dadurch nicht einschüchtern. »Dieser Bursche... ich nehm' ihm sein Geständnis einfach nicht ab.«

Auf McMurphys Gesicht spiegelten sich nacheinander die unterschiedlichsten Gefühle, während er angestrengt um Beherrschung rang. Als er schließlich zu sprechen begann, hatte er sich weitgehend unter Kontrolle, doch seine Stimme klang so angriffslustig wie das Zischen einer Klapperschlange. »Soll das heißen, daß wir ab jetzt jeden Fall über Ihren Schreibtisch laufen lassen und Ihre persönliche Meinung zu jedem Kriminellen, den wir in L.A. einbuchten, einholen müssen?«

»Wenn dieser Bursche von seinen Rechten Gebrauch macht und sich einen Anwalt nimmt, stehen uns ziemliche Probleme ins Haus.«

»Das trifft auf jeden verdammten Fall zu, der das Morddezernat beschäftigt!«

»Francisco Rivera ist unschuldig.«

McMurphy knallte seine Faust so zornig auf den Tisch, daß seine Kaffeetasse überschwappte und sich der Inhalt über die Schreibunterlage ergoß. *»Bullshit,* David! Tatsache ist, daß er diese Schauspielerin seit mindestens sechs Monaten verfolgt. Tatsache ist, daß er in ihr Haus eingebrochen ist, obwohl es rund um die Uhr unter Bewachung stand, und das keineswegs nur, um ihr Videogerät zu klauen. Tatsache ist, daß das psychiatrische Gutachten dem Kerl bescheinigt, daß er verrückt ist, daß er die Realität und seine Phantasien völlig durcheinanderschmeißt. Er ist der klassische Psychotiker. Tatsache ist, daß die Fingerabdrücke auf der Mordwaffe zu 99 Prozent von ihm stammen. Tatsache ist, daß Sergeant Davis ihn neben der Leiche angetroffen hat. Und Tatsache ist außerdem, daß er die Tat verdammt nochmal gestanden hat!« McMurphy sprang während seines Monologs beinahe aus seinem Stuhl. »Er hat gesagt, daß er es war, verdammt nochmal! Was zum Kuckuck meinen Sie damit, daß er unschuldig ist?«

Mayo schaute seinem Chef geradewegs ins Gesicht. »Was ist mit Kalinsky? Diesen Mord hat er auch gestanden.«

McMurphy zuckte gleichgültig die Schultern. Na und?

»Er konnte mir nicht einmal sagen, mit welcher Art von Waffe er ihn umgebracht hat.«

»Okay, ich gebe zu, daß wir mit der Waffe ein Problem haben.«

»Wir haben mit den ganzen verdammten Fall ein Problem. Da reimt sich so einiges nicht zusammen, Sir. Warum hat er nicht ein eigenes Messer mitgebracht, um Reyne abzustechen? Warum mußte er sich erst eins aus der Küche holen?«

»Hallo, *ich* bin nicht verrückt im Kopf, David. Mich dürfen Sie das nicht fragen.«

»Trotzdem ergibt das keinen Sinn, selbst wenn der Kerl angeblich ein paar Schrauben locker hat. Und noch etwas: Als ich Miß Belmont befragte, sagte sie aus, ihn in dem Raum neben dem Schlafzimmer angetroffen zu haben. Francisco hingegen sagte aus, daß er Reyne erstochen habe, worauf sie aufgewacht sei, und er sie aus dem Zimmer gejagt habe. Warum sollte Francisco uns belügen?«

»Er hat nicht gelogen. Ich habe hier zwei Krankenberichte von den behandelnden Ärzten des L.A. County Hospital, die beide besagen, daß er eine leichte Gehirnerschütterung erlitten habe. Er kann sich nicht mehr genau an den Tathergang erinnern und bringt deshalb alles durcheinander, wie er selbst zugab.«

»An seinem T-Shirt war kein einziger Blutspritzer.«

»Was?«

»Er hat an dem Abend ein weißes T-Shirt getragen. Warum ist da kein Tropfen Blut dran? Die Wände des Schlafzimmers sind über und über mit Blut bespritzt, aber der Bursche, der die Tat begangen haben soll, hat keinen Tropfen abgekriegt.«

McMurphy schaute auf einmal beharrlich zur Seite.

»Und dann wäre da noch das Handtuch, das ich in der Küche im Mülleimer gefunden habe.«

»Was für ein Handtuch?«

»In meinem Job bedrängen mich die Leute nicht gerade mit Geständnissen, Sir. In erster Linie werde ich dafür bezahlt, einen Tatort nach Indizien abzusuchen. Dabei fand ich im Abfalleimer in der Küche ein blutverschmiertes Handtuch, das ich anschließend ins Labor zur Untersuchung gegeben habe. Die Blutflecken stammen von derselben Blutgruppe, die auch Kevin Reyne besitzt. Außerdem fand ich Blutspuren im Spülbecken.«

»Im Spülbecken?«

»Nicht viele, nur ein kleiner Spritzer neben dem Wasserhahn. Sah so aus, als habe jemand das Becken zwar ausgespült, aber eben nicht sorgfältig genug. Vielleicht war dieser Jemand in Eile. Zur Blutgruppenbestimmung reichte der Klecks nicht, aber ich muß mich trotzdem fragen, wie das Blut da hinkam, oder?«

»Und?«

»Nun, ich denke, da hat jemand saubergemacht, bevor wir gekommen sind.«

»Und... wer könnte das Ihrer Meinung nach gewesen sein, David? Glauben Sie, daß sich Sergeant Davis als Putzfrau betätigt hat?«

Mayo überhörte die Spitze. »Haben Sie eine Idee, wer es gewesen sein könnte, Sir?«

»Nein, aber ich wette, Sie haben eine.«

»Stellen Sie sich vor, Francisco liegt auf dem Boden. Stellen Sie sich vor, jemand schnappt sich kurz entschlossen ein Messer und tranchiert Reyne, während dieser am Bett festgebunden ist. Stellen Sie sich weiter vor, dieser Jemand wischt anschließend den Messergriff so gründlich ab, daß die Jungs vom Labor keine Fingerabdrücke mehr darauf finden. Dann stellen Sie sich vor, dieser Jemand drückt Francisco den Messergriff in die Hand, während dieser bewußtlos auf dem Boden liegt, und wirft es anschließend aufs Bett. Aber dann stellt er fest, daß das

Handtuch voller Blut ist, und wirft es in der Eile in den Mülleimer, in der Hoffnung, daß es dort niemand findet. Und da der Täter anscheinend doch ein paar Blutspritzer abbekommen hat, wäscht er sich schnell am Spülbecken.«

McMurphy sagte eine ganze Weile nichts. Er sah elend aus. »Wie kommt es dann, daß der Mörder kein Blut an der Kleidung hatte?«

»Ganz einfach. Sie hat es nackt getan.«

So, jetzt war es raus, dachte Mayo erleichtert. Er wußte es, seit er Francisco an diesem Morgen im L.A. County Gefängnis aufgesucht hatte. McMurphy ließ den Kopf in die Hände sinken.

»Nein«, sagte er nach einer Weile.

»Sir?«

»Ich sagte ›Nein‹. Nein, Sie werden mir diesen Fall nicht versauen. Nicht jetzt. Die Sache ist geklärt, und damit hat es sich.«

»Aber wir haben einen Unschuldigen eingebuchtet.«

»Nein.«

Mayo sprang auf. »Und ich sage ebenfalls nein. Nein, ich werde das nicht zulassen. Nein, ich werde meinen Mund nicht halten. Nein, ich werde nicht tatenlos zusehen, wie sie diesen armen Schlucker für sie auf den elektrischen Stuhl schicken, selbst wenn es das ist, was er bezweckte!«

Das Telefon auf McMurphys Schreibtisch klingelte. Er nahm ab. »Was?... ja, hier spricht McMurphy... Was?... Gütiger Heiland, wie?... Ja, okay... okay... Hören Sie, ich will den Bericht in fünfzehn Minuten hier auf meinem Tisch haben... Ja, beraumen Sie eine Pressekonferenz für vier Uhr an... okay.«

Er knallte den Hörer auf die Gabel. Mayo versuchte, aus seinem Gesichtsausdruck schlau zu werden.

»Das ist jetzt alles nicht mehr wichtig, David.«

»Schlechte Nachrichten, wie?«

»Kommt drauf an, von welcher Seite man es betrachtet. Das war der Oberaufseher vom L.A. County Gefängnis. Ihr Bursche hat sich nach dem Gespräch mit Ihnen heute morgen über starke Schmerzen in der Brust beklagt und wurde zur Untersuchung ins County Hospital gebracht. Irgendwie hat er es geschafft, dem Deputy Sheriff, der ihn begleitete, für ein paar Minuten zu entwischen. Er hat sich mit einem Handtuch in einer der Toiletten erhängt.«

»O Gott.« Mayo ließ sich auf den Stuhl fallen und rieb sich mit Daumen und Zeigefinger die Augen. Er war plötzlich todmüde.

»Vergessen Sie die Sache, David. Wenn Sie versuchen, mit dem, was Sie mir gerade erzählt haben, vor Gericht zu gehen, verlieren Sie. Und selbst wenn Sie recht haben sollten - was ich allerdings bezweifle - und tatsächlich etwas ausgegraben haben... glauben Sie im Ernst, daß die Geschworenen auch nur ein Wort davon schlucken werden, wenn diese Angel vor sie hintritt und mit ihren babyblauen Augen blinzelt? Was haben Sie denn tatsächlich vorzuweisen? Blut an einem Handtuch, und das war's auch schon. Glauben Sie, ein Staatsanwalt erhebt auf Grund eines blutbeschmierten Handtuchs Anklage? Vielleicht hat Reyne sich beim Rasieren geschnitten. Vielleicht hat sie zufällig dieselbe Blutgruppe wie er und gerade ihre Periode. Vielleicht hat Davis sich ein Sandwich gemacht, während er auf Sie und die Leute vom LAPD gewartet hat und sich dabei in den Finger geschnitten. Wer zum Kuckuck weiß das schon?«

»Was ist mit Kalinsky?«

McMurphy zuckte die Achseln. »Wenn Sie da etwas ausgraben, dann sehen Sie zu, daß es Hand und Fuß hat. Ansonsten werde ich nämlich die Presse in dem Glauben lassen, daß unser Bursche auch den Kalinsky-Mord auf dem Gewissen hat.«

Mayo sackte in sich zusammen.

»He, David, Sie haben verdammt gute Arbeit geleistet. Vergessen Sie nicht, wir haben unseren spektakulären Fall aufgeklärt. Warum nehmen Sie sich nicht ein paar Tage frei? Ich möchte nicht, daß Sie sich in diesem Job völlig aufreiben. Gute Lieutenants sind nämlich nicht an jeder Straßenecke zu finden.«

»Das löst aber nicht unser Problem«, gab Mayo zu bedenken. »Was ist, wenn ich recht habe, und sie es wieder tut?«

»Dann haben Sie eben einen neuen Fall zu lösen«, antwortete ihm McMurphy.

Zwei Tage später saß David Mayo am Steuer des Familien-Ford und fuhr auf dem Santa Ana Highway nach Süden in Richtung Anaheim. Nachdem sie die Grenze zum Orange County hinter sich gelassen hatten, welkten die Palmen entlang des Highways in der sengenden Hitze zusehends dahin. Die altersschwache Klimaanlage blies ratternd und klappernd kalte Luft in das Wageninnere. Tom und Jennifer saßen auf dem Rücksitz; Karen saß neben ihm auf dem Beifahrersitz und hatte den Arm um seinen Nacken gelegt.

»Wie war sie?« fragte Karen plötzlich ohne jeden Zusammenhang.

»Wer?«

»Wen, glaubst du, meine ich wohl?«

»Diese Schauspielerin vielleicht?«

»Richtig geraten, genau die meine ich«, gab Karen spöttisch zurück.

»Die war ein Fall für sich.«

»Ach, wirklich?«

»Ja, wirklich.«

»Sah sie so toll aus wie in den Filmen?«

»Schätze ich mal.«

»Ich schätze, daß sie dich auch ein bißchen toll fand. Ich

meine, immerhin hat sie dich zweimal zu Hause angerufen und so.«

»Das hatte ausschließlich etwas mit den Ermittlungen zu tun.«

»Ja, das dachte ich mir.«

Mayo drehte sich zu ihr um, doch Karen schaute aus dem Seitenfenster und verfolgte interessiert die vorbeiziehende Wüste.

»Dann ist die Sache also eins zu null für die Guten ausgegangen, wie?«

»Ja, eins zu null für die Guten.«

»Es ist alles vorbei, nicht wahr, Liebling? Ich meine, wird sie nochmal bei uns zu Hause anrufen? Hast du noch weitere Ermittlungen anzustellen?«

»Es ist vorbei. Ganz bestimmt.«

Sie lächelte, doch er konnte sehen, daß sie verletzt war. »Gott sei Dank!«

»Ich liebe dich, Karen.«

»Ehrlich?«

»Ehrlich.«

Sie knuffte ihn liebevoll in die Schulter. »Du alter Haudegen, du. Als du sagtest, daß du dir ein ganzes Wochenende frei nimmst, habe ich dir kein Wort geglaubt.«

»Halte ich nicht stets meine Versprechen?«

Sie schenkte ihm ein zuckersüßes Lächern. »Kommt drauf an, welche du meinst.«

28

Als Angélique nach Paris zurückkehrte, lud Max sie ins L'Obelisque ein, um mit ihr ihren Erfolg in Amerika zu feiern.

Berühmt gemacht hatte diese Brasserie im Hotel Crillon eine andere Schauspielerin, lsabel Adjani, und natürlich auch das luxuriöse und stilvolle Ambiente. In diesem Restaurant trank man ausschließlich aus edlen Baccara-Kristallgläsern und saß unter Lalique-Lampenschirmen.

Max erhob sein Glas mit dem Aperitif des Hauses, Kir mit Rotwein, um ihr zuzuprosten. »Auf Frankreichs einzigen Engel«, sagte er.

Sie hob ebenfalls ihr Glas und lächelte.

»Sie rufen immer noch aus Amerika an«, sagte Max. »Jeden Tag bekomme ich drei bis vier Anrufe, ganz zu schweigen von all den schriftlichen Angeboten und Drehbüchern, die sie mir zusenden. Wirst du zurückgehen?«

»Ja, sobald sich der Trubel etwas gelegt hat«, meinte Angélique. »Die Presse und das Fernsehen haben mir das Leben drüben wirklich zur Hölle gemacht.«

»Sie wollen dich unbedingt haben, Angel. Beim nächsten Film kann ich ohne weiteres drei, vier Millionen für dich rausschlagen.«

»Vorausgesetzt, ich schlafe mit dem Produzenten.«

»Nein, du kennst doch die kleinen jüdischen Bengel dort drüben. Wenn, dann wollen sie mit *mir* ins Bett hüpfen.« Er spießte eine Scheibe vom Lachs-Carpaccio auf die Gabel. »Wie ich höre, hast du wieder einen neuen Freund.«

»Schau mich nicht so an, Max.«

»Wie soll ich dich dann anschauen? Verrat mir, wer es ist.«

»Derek Cochrane.«

»Der Regisseur? Der ist doch verheiratet, wenn ich richtig informiert bin, oder?«

»Er liebt seine Frau nicht, Max.«

»Angélique...«

»Ich kann nichts dafür. Er hat sich mir praktisch an den Hals geworfen. Ich hatte nicht vor, mich in seine Ehe zu drängen. Aber reden wir über etwas anderes. Hast du Marius gesehen?«

Max studierte geflissentlich das Muster der Tischdecke. »Er trinkt immer noch. Nach seiner letzten Amerikareise hoffte ich, daß er diesen Dämon besiegt hätte, aber als er zurückkam, hat er mehr getrunken als je zuvor. Ich mache mir wirklich Sorgen um ihn. Vielleicht hilft es ihm, wenn er dich wiedersieht.«

»Das glaube ich nicht, Max. Er spricht nicht mehr mit mir.«

Max seufzte. »Er war einmal ein solches Talent. Wie sein Bruder. Wirklich schade um die beiden.«

Angélique zuckte nur die Achseln und stocherte in ihrem Essen herum.

»Nach dem Lunch mußt du mit in mein Büro kommen. Da ist ein Regisseur, mit dem ich dich gerne bekanntmachen möchte. Er will dich nächstes Jahr für einen Film engagieren. Er kann dir freilich nicht so viel zahlen wie die Jungs in Hollywood, aber der Film wird deiner Karriere gewiß nützlich sein.«

»Vielleicht morgen«, erwiderte Angélique. »Heute nachmittag habe ich etwas Wichtiges zu erledigen.«

Vor den Toren des Père Lachaise wartete ein altes Weiblein, das Schnürsenkel und Friedhofsführer verkaufte und jungen amerikanischen Touristen anbot, sie für zehn Franc zum Grab von Jim Morrison zu bringen. Angélique drängte sich rasch an ihr vorbei und folgte ungefähr eine Viertelstunde den verschlungenen Kieswegen, die zu einem kleinen weißen Grabstein führten, der unter einer Kastanie stand. Ein Eichhörnchen hüpfte aufgeregt davon, als sie sich näherte.

Angélique trug einen Strauß aus einem Dutzend blutroter Rosen im Arm, den sie vor dem Grabstein niederlegte. Die schlichte Inschrift lautete:

SIMONE ANGELIQUE BELMONT 1950 - 1983

Sie kniete nieder und rieb mit den Fingerspitzen über den kühlen Marmor. »Oh, *maman«,* flüsterte sie. »Ich habe ihn für seine Taten büßen lassen. Ich habe ihn genauso leiden lassen, wie du gelitten hast. Habe ich recht getan?«

Sie wartete lange auf eine Antwort. Raschelnd fuhr der Wind durch das Laub der Kastanie.

Du hast damit nichts verändert, sagte Simone.

»So eine Antwort habe ich erwartet«, entgegnete Angélique. »Du warst schon immer feige. Deshalb hast du dich auch umgebracht. Du bist vor allem davongerannt. Auch vor mir.«

Bitte hör auf, sagte Simone.

»Nein, niemals. Ich werde dir nie verzeihen. Genausowenig wie Papa, oder irgend jemandem. Zum Teufel mit euch allen! Weißt du überhaupt, wie du ausgesehen hast, als du da am Geländer baumeltest? Ich war damals erst elf Jahre alt.«

Zum Teufel mit dir!

Als sie sich erhob, um das Grab zu verlassen, bemerkte sie einen Mann, der hinter einem Grabstein auf der anderen Seite des Kieswegs stand und sie beobachtete. Es war ein Hüne von Mann, der sie mit seinem massigen kahlen Schädel an einen Sumo-Ringer erinnerte.

»Was wollen Sie?« rief sie ihm zu.

Er antwortete ihr nicht, starrte sie nur auf eine merkwürdige Art an. Und plötzlich erkannte sie den Mann wieder es war der Kellner aus dem Nachtklub, der behauptet hatte, er sei ein Freund von diesem verrückten Zwerg...

Angélique drehte sich um und rannte.

Sie sah nicht einmal, wie das Messer seine Hand verließ. Die Klinge bohrte sich durch ihre Kehle, durchtrennte die Luftröhre, verletzte die Hauptschlagader. Sie umklammerte ihren Hals mit beiden Händen, fiel hintenüber, sie bekam keine Luft mehr, ihre Beine strampelten hilflos in der Luft, und ein grauenvoller

gurgelnder Laut kam über ihre Lippen.

Ramón stand neben ihr und stellte einen Fuß auf ihren Bauch, damit sie liegenblieb, während sie starb, und ihm dabei genau in die Augen schauen mußte.

»Das ist für Francisco«, sagte er.

Sie starrte zu ihm hoch, würgte, die Augen vor Überraschung weit aufgerissen.

»Erinnerst du dich an den kleinen Francisco? Er wollte dein Freund sein. Dieses häßliche, verwachsene Geschöpf, das er war. Aber er hat dich wirklich geliebt. Er hat alles für dich aufgegeben. Und du hast dich einen Dreck um ihn geschert.«

Angélique starb, das Licht in ihren Augen verlosch. Sie wurden grau und matt.

Ramón schüttelte den Kopf. »Geh ein in den Himmel, Angel«, flüsterte er. »Er erwartet dich bereits und er wird nicht mehr häßlich sein. Im Himmel ist niemand häßlich. Dort oben werdet ihr beide Engel sein.«

Er verschwand zwischen den Grabsteinen, überließ die Tote den Toten und ließ die Engel ziehen.